

COLUMBIA LIBRARIES OFFSITE



CU50399969

834Z7;Y5

Eine welle von drube

Zobeltitz

Eine Welle von drüben



834Z7-Y5

32 58

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY



Bought From
the
Carl Schurz Fund
for the
Increase of the Library
1900

1.00

J. von Zobeltig / Eine Welle von drüben

Eine Welle von drüben

Roman von
Fedor von Zobeltitz



COLLEGE
LIBRARY

J. Engelhorn's Nachf. Stuttgart 1920

Engelhorn's Romanbibliothek / 35. Reihe Band 13/14
Alle Rechte, namentlich das Uebersetzungsrecht, vorbehalten
Copyright 1920 by J. Engelhorn's Nachf. Stuttgart

13477

7/8

380962

ALB. L. 100
V. 13. 1. 1921
V. 13. 1. 1921

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

In grauen Wolken wirbelte der Staub unter den Gummirädern des Motowagens. Es war noch immer heiß, obwohl die Sonne sich schon dem düstern Granit des Kleinen Atlas zuneigte, der sein Gewirr schwarzer Kuppen jenseit des Flusses emportürmte. Aber der Himmel war nicht mehr völlig blau. Hinter den Bergen stieg eine dunkle Wand auf, nach oben zu gerade abgeschnitten wie mit einem Riesenmesser, einem mächtigen Vorhang gleichend, den unsichtbare Hände immer höher zogen. Im Schwarz dieser Wolkenwand leuchtete ein fahler Ton, ein schmutziges Gelb, das nach und nach, je mehr der Vorhang stieg und auch die Sonne zu verdunkeln begann, zu einem matten Opal wurde.

"Schlafen Sie, Apotheker?"

Der andere schlug die Augen auf. '„I wie werd' ich denn," sagte er, „im Gegenteil, ich bin fuchsmunter. Cum grano salis, Herr Rittmeister — ein bißchen hintt der Vergleich. Wenn ich mich des Ausdrucks ‚munter‘ bediene, so meine ich damit, daß ich ganz gern ein kleines Nickerchen machen würde. Ich habe nun nachgerade genug afrikanische Landschaft genossen. Kapitän, können Sie Ihre geehrten Beine nicht ein bißchen auf die andre Seite legen?"

"Nein," entgegnete der Angeredete untwirsch, „das kann ich nicht. Lieber Herr, ein Automobil ist keine Luxuskabine. Außerdem ist der Wagen für vier Personen eingerichtet, und wir sind unser nur drei. Sie nehmen zwei Plätze für sich in Anspruch und klagen noch!"

"Gewiß klage ich," äußerte der Apotheker und nickte lebhaft mit seinem kleinen schmalen Vogelkopf. „Ich klage laut. Ich klage als Passagier der ersten Klasse des Ihnen unterstellten Vergnügungsdampfers wider den Kapitän. Ich werde Ihrer Behörde Anzeige erstatten, daß Sie uns zu einer Landtour verführt haben, gegen die alle Schrecken der Seefrankheit Wonnen des Paradieses sind. Ich klage; das ist mein Recht."

"Sie können ja aussteigen, wenn Sie wollen, lieber Herr Fahrtheit; das ist auch Ihr Recht."

Der Apotheker schlug eine eigentümlich klingende medernde Lache auf. „Das könnte Ihnen so passen," rief er, — aussteigen und mich in den Graben setzen, bis Sie zurückkehren und die Gnade haben, mich gütigst aufzulesen! Nein, mein Bester, ich bleibe, wo ich bin, aber ein bißchen bequemer will ich mir's auf dieser Folterpritsche einrichten."

Er rückte bis an die Ecke der gepolsterten Bank und versuchte seine langen Beine auf diese zu legen. Es ging nicht; die Bank war zu kurz und zu mächtig das Wachstum der Beine. Außerdem raste der Wagen mit so gewaltiger Schnelligkeit über die aus-

gezeichnet gehaltene Chaussee, daß Herr Fahrenheit Sorge hatte, das Gleichgewicht zu verlieren. Er mußte notgedrungen wieder seinen alten Sitz einnehmen und tat dies stöhnend, schimpfend und fluchend, wütend darüber, daß er sich zu dieser unsinnigen Partie hatte überreden lassen, statt gemächlich in Algier zu bleiben.

„Sagen Sie selbst, Herr Rittmeister, ist es nicht eine Torheit? Der Kapitän hat uns mit feurigen Zungen die Reize der Landschaft geschildert — du lieber Gott, ich muß gestehen, bei so einer Palme denkt man sich wunder was, und wenn man sie vor sich sieht, ist es ein jüngerer Staubwedel! Die paar plötzigen Weinberge imponieren mir auch nicht. Die haben wir bei Krossen und Grüneberg besser. Das sind hier ja überhaupt keine Weinberge. Wo sind denn die Berge? Da hinten, aber da wächst kein Wein. Da scheint überhaupt nichts zu wachsen. Das hier ist flaches Land; es ist ein Widersinn, das Weinberge zu nennen. Wenn doch die Menschen logisch bleiben wollten!“

„Sie sind ein unverbesserlicher Mörgler, Fahrenheit,“ sagte der Rittmeister lachend und stäubte mit dem Taschentuch über seinen starken rotblonden Schnurrbart. „Ich möchte wohl wissen, warum Sie sich überhaupt zu der Reise entschlossen haben, wenn Sie sich von vornherein klar darüber waren, daß es zu Hause am hübschesten ist.“

„Pardon — davon ist keine Rede,“ versetzte der Apotheker eifrig. „Ich bin kein Murmeltier und kein Haushuhn, aber ich sehe nicht ein, warum man in der Fremde alles schön finden soll, was im Grunde nur geschmacklos ist. Der Olivenwald, durch den wir vorhin fuhren, sah doch grade aus, als wäre jeder Baum einzeln durch den Aschlasten gezogen worden. Staub scheint mir überhaupt die Hauptsache in Algerien zu sein. Ich habe schon so viel geschluckt, daß mir die Kehle wie zugeklebt ist. Krabbeln Sie doch mal Ihren Kognak heraus, Kapitän!“

„Aha — nun kommt er! Nun gibt er klein bei,“ frohlockte der Kapitän. Seit der Abfahrt des Dampfers stand er auf dem Kriegsfuß mit dem krakeelsüchtigen Apotheker. „Ich könnte Sie dürsten lassen, Herr Fahrenheit, um Ihnen recht sinnfällig zu zeigen, daß uns bloß noch die Berge da drüben von der sogenannten Wüste trennen, wo ganze Karawanen elendiglich verschmachten müssen. Sie schimpfen darüber, daß Afrika Ihnen gar nichts Neues bietet; aber so einen gesunden Durst und eine so niedliche Verstaubung finden Sie zu Hause nicht. Und nun will ich Ihnen noch einen Anblick gönnen, dessen Sie sich lange erinnern werden — passen Sie einmal auf . . .“ Er zog eine halb gefüllte Kognakflasche aus dem Sitzkasten hervor; es war der Etikette nach ein guter Tropfen: ein Meukow fine Champagne — und er schwang die Flasche in

der Hand, während der Apotheker, schmunzelnd und sich über die trockenen Lippen leidend, mit den Spinnenfingern nach der lockenden Lezung griff. Aber er griff vergeblich; er sah nur ein rasches Sonnenblitzen in dem Goldgelb des Inhalts — und da hatte der Kapitän auch schon wieder den Labetrunk mit schneller Bewegung im Sitzkasten versenkt. Der alte Seebär lachte, daß ihm die Tränen in das Auge traten. „Sehen Sie, Apotheker,“ rief er, „das ist Ihnen sicher etwas ganz Neues und noch nicht Dagewesenes: das war eine Fata Morgana!“

Herr Fahrenheit wütete. Aber nur innerlich. Er tat so, als belustigte auch er sich über den Spaß des Kapitäns. Er lächelte, doch seine kleinen verkniffenen Augelchen bligten. Am liebsten wäre er grob geworden, und um seinen inneren Grimm abzulenken, machte er den bei der rasenden Fahrt unmöglichen Versuch, sich eine Zigarre anzusteden.

Da legte sich der Dritte von der Partie, der mit Herr Rittmeister Angeredete, ins Mittel. „Seien Sie nicht so grausam, Kapitän,“ sagte er. „Strafe muß sein, aber nun ist's genug. Übrigens“ — er schaute sich um und unterbrach sich — „Donnerwetter, da steigt ein guter Mummelsack herauf! Hoffentlich sind wir unter Dach und Fach, ehe der Kladderadatsch losbricht...“ Er wandte sich an den Chauffeur. „Wie weit ist's noch bis zur Schlucht, lieber Freund?“

„Eine halbe Stunde, mein Herr,“ antwortete der Mann, ohne den Kopf zu drehen. Auch er starrte in die dunkle Wollenwand, warf einen raschen Blick auf den Regulator des Motors und faßte nach der Kurbel. Die Insassen fühlten eine leichte Erschütterung des Wagens, der dann mit vermehrter Schnelle, wie ein flüchtendes Wild, über die Chaussee jagte, während unter seinen Rädern der Staub emporquoll. —

Kapitän Dietrichsen war der Führer der „Therapia“, eines Dampfers der deutschen Levante-Linie, der auf seiner Frühlingsfahrt von Hamburg nach Konstantinopel gestern im Hafen von Algier angelangt war und morgen in aller Frühe die Reise nach Tunis fortsetzen sollte. Die beiden andern Herren gehörten zu den Passagieren des Dampfers. Rittmeister Graez, ein märkischer Gutseigentümer, hatte sich lange gestraubt, ehe er den Überredungskünsten des Apothekers Fahrenheit nachgegeben hatte. Er war keine Touristennatur, blieb lieber auf seiner Scholle und behauptete, daß er gerade in der Zeit der Frühjahrseinstellung mit ihrer Häufung des Geschäftlichen ganz unabkömmlich wäre. Aber Fahrenheit, der in der kleinen Kreisstadt eine gewisse führende Rolle spielte, hatte es sich in den Kopf gesetzt, auch einmal von einer Orientreise sprechen zu können, und wollte einen heimischen

Begleiter haben, mit dem er unterwegs nach gewohnter Weise seinen Skat spielen und mit dem er streiten konnte, wann es ihm beliebte. Namentlich das letztere war maßgebend, denn hinter der langen und dünnen Körperlichkeit des Apothekers steckte eine ewig sehbelustige und immer zur Verneinung geneigte Seele. Fahrenheit brachte den Doktor und die auf dem Nachbargute lebenden Eltern Graeßens auf seine Seite. Der Rittmeister hatte in den Wintermonaten an einer verschleppten Influenza gelitten, und nun befahl der Doktor energisch: ausspannen — nach dem Süden — am besten eine mehrwöchige Meerfahrt zur Erholung der Nerven und als heilbringende Nachkur. Die Eltern waren derselben Meinung; der alte Ökonomierat verschwor sich, tagtäglich die Inspektoren auf dem Gute seines Sohnes beaufsichtigen zu wollen, und die Mutter versprach, der die Hauswirtschaft leitenden Mamsell von Zeit zu Zeit einen aufmunternden Besuch zu erstatten. Man quälte so lange, bis Otto eines Tages erklärte: „Schön — wenn ihr mich durchaus auf sechs Wochen los sein wollt, ich reise. Aber ich sehe es kommen, die Ernte ist futsch. Vater, ich bitte dich, hab' auf Schlag neun ein besonderes Auge. Da versuch' ich's mit Rüben . . .“ Der Ökonomierat sagte, diese Rüben sollten in Traum und Wachen der Inbegriff seines Empfindens sein, und beruhigt reiste der Rittmeister in Begleitung von Herrn und Frau Fahrenheit ab.

Nun war man bis Algier gekommen, wo die Therapia Fracht zu verladen hatte und zwei Tage im Hafen blieb. Der erste Besuchstag hatte der entzückenden Stadt mit ihrem weißen Häusermeer und ihrem malerischen Leben und Treiben gegolten. Für den zweiten Tag hatte Kapitän Dietrichsen einen Ausflug nach Blidah und der sogenannten Affenschlucht am Hange des Atlas vorgeschlagen. Der Apotheker hätte sich lieber allein in Algier vergnügt; man hatte ihm merkwürdige Geschichten von den Geheimnissen des Kablenquartiers erzählt, von den Tänzen der Kailha-Mädchen und von dem Hause der schönen Fatme. Aber wenn Fahrenheit die Mysterien Algiers kennen lernen wollte, wünschte seine Frau auch mit dabei zu sein, und das ging nicht gut. So entschloß er sich denn, sich an dem Ausfluge zu beteiligen. Frau Fahrenheit dankte, als sie erfuhr, man habe ein Automobil gemietet; sie flehte auch ihren Gemahl an, sich nicht unnütz in Lebensgefahr zu begeben und sich nicht einem dieser unvernünftigen Schnellläufer anzuvertrauen, die mit wahrhafter Molochsgier ihre Opfer verschlingen. Aber der schelmische Kapitän hatte Fahrenheit vorgeredet, in Blidah liefen die Kablenfrauen noch im Urzustande der Natur herum, und für derlei Ethnographisches hatte der Apotheker immer viel übrig.

Er fluchte, als alles anders kam; er nörgelte beständig. Und doch bot die Fahrt tausendfache Reize, die der eindrucksfähigere Rittmeister voll auf sich einwirken ließ. Hinter den gartenreichen Hügeln des Sahel, auf denen die Stadt wie ein Stein gewordeness Märchen sich aufbaut, breitete die fruchtbare Ebene der Metidscha sich aus, mit wogenden Getreidefeldern und Drangenhainen, rieselnden Bächen, Olivenwäldern und ehrwürdigen Korteichen am Wege, mit freundlichen Kolonistendörfern und schlanken Minarettis an den Grabstätten berühmter Heiliger. Darüber Sonnengold, das selbst in den aufwirbelnden Staub glitzernde Funken warf, und ein lachender Himmel, in dessen unendlicher Weite kein Wölkchen schwamm. Die Straße war bis zu dem Flecken Buzarif belebt wie zu den Zeiten der großen Märkte. Ein Regiment Spahis rückte mit klingendem Spiel in seine Quartiere zurück, und dahinter folgte ein Trupp Chasseurs d'Afrique in ihrer phantastischen, der Nationaltracht angepassten Uniform. Eine Kamellaratwane lagerte auf freiem Felde; man hatte Zelte aufgeschlagen, die Feuer flackerten, geschäftig huschten die dunkeln Gestalten der Beduinen hin und her. Es war ein reges Wandern auf der Chaussee. Kabylenweiber kehrten vom Felde heim, den Rücken hochbepackt mit Gemüse und Früchten und mitten hineingeschnürt in den Wirrwarr von Grünzeug, Tomaten und gelben Melonen einen braunen Säugling mit Kohlenaugen im schmutzstarrenden Köpfchen. Dann wieder eine flotte Kabalade: ein paar Offiziere mit lebenslustigen Pariser Gesichtern, Monokle in der Augenhöhle, den Schnurrbart fest gewirbelt, tadellos gekleidet und, ganz Eroberer, auf schaumüberrieselten Pferden zwei junge Reiterinnen umringend. Eine Mailcoach führte eine Tennisgesellschaft zur Stadt zurück: lachende Deutschen in hellem Flanell und lichten Sommerblusen, jauchzend vor Übermut, als ein Zug Ochsengespanne ihren Wagen aufhielt; Omnibusse kreuzten sich; Radler glitten geschickt zwischen den hundert, sich ihnen in den Weg stellenden Hindernissen hindurch; ein paar Automobile fauchten unter schrillum Luten wie rasend gewordene Stiere die Straße hinab. Über den Chausseeegraben sprengte ein alter Spahi mit tieferstem, kupferfarbenem Gesicht, die Stirn vom Turban umwunden, eine Reihe klirrender Denkmünzen am wehenden Burnus, einer vielleicht, der noch unter Abdul Kader gekochten hatte.

Hinter Olibah war die prächtige breite Fahrstraße, die sich in langgestreckten Serpentinaen durch die Schluchten des Atlas bis zum Hochplateau von Medeah schlängelt, fast ganz unbelebt, so daß der Wagen freie Bahn hatte. In rasendem Laufe durchquerte er einen Olivenwald, dessen uralte Bäume seltsame Ausbildungen

zeigten, gleichsam verkrüppelte Glieder, die sich zum Himmel reckten, die fahlgraue Rinde zerrissen und zerbeult, das Blattwerk bestäubt. Und dann öffnete sich wieder das weite Land, die Niederung des Flusses Nebir, endlose Weinplantagen, meist halbmannshohe Stöcke, zwischen denen Kabylenweiber reihenweise auf und ab schritten und die Blätter mittels eigenartig geformter Gießkannen mit einer metallisch schimmernden, öligen Flüssigkeit näßten, um die Reblaus fernzuhalten. Noch zog sich der Fluß in anmutigen Windungen durch das Gelände, aber seine Stromschnelle hatte sich bereits verstärkt — er näherte sich der reißenden Schiffa, über deren breites Bett eine Steinbrücke mit massiven Pfeilern ihre Bogen spannte.

Das Automobil donnerte über die Brücke; aus dem Tamariskengebüsch, das sie umwucherte, stieg aufgeschreckt ein Schwarm Rebhühner auf.

„Donnertwetter,“ rief der Apotheker, „jetzt wird's Nacht!“

So war es beinahe. Die schwarze Wollenwand war höher gerückt. Die Berge, die unvermittelt und ohne Übergang aus der Ebene steil auf zum Himmel stiegen, vermehrten das Dunkel. Aber es war doch nicht das Dunkel der Nacht. Es war ein schwarzer Dämmer, der noch alles erkennen ließ und sich nur in den tieferen Schluchten zu voller Finsternis verdichtete, in den Höhlen und Felskriechen, an denen diese steinerne Welt reich war. Dabei füllte ein wunderbarer Duft die ganz plötzlich empfindlich kühl gewordene Luft. Die Schlucht der Schiffa fiel in wilder Berklüftung linksseitig vom Wege ab, und von unten herauf, aus der Tiefe, da wo die Wasser zwischen tausenden von Felsplittern und Blöcken und über wüstem Geröll zu schäumigem Gischt wurden, aus dieser dunkel durchschatteten Einsamkeit quoll der berauschende Duft zur Höhe empor. Die ganze Schlucht war ein gewaltiges Blumenbeeten. Auf den Hängen buschte sich der Oleander, und zwischen aromatischen Lentisten wucherten Thuja und Myrte. Ganz unten an den Fußfelsen entfaltete eine wilde Flora ihre schimmernde Pracht. Wo zwischen dem Steingeröll ein Fleckchen Erde frei blieb, keimte, sproßte und blühte es in allen Farben. Weiter hinauf zogen sich, wie von eines Gärtners Hand geordnet, ganze Reihen dichten Strauchwerks, überfät mit den chananblauen Blumen des afrikanischen Feldsteinsamens, während an knorrigen Stöcken die zart rosigen und violetten Blüten des Sarcocapnos hingen. Rechts vom Wege türmten sich die Berge in kolossalen Formen auf, nackter Granit, von rötlichen Porphyradern durchsetzt, und überall zwischen dem Gestein Humusflecken, auf denen Pistazien wuchsen und salbeiblättrige Citrosen, wilde Obäume emporstießen, der phönizische Wacholder sich zu einem

bläulichen Gespinst zusammenwirrte und der Ginster seine leuchtenden Strahlenbüschel entfaltete.

Übermals wandte sich der Pfad. Nun tat sich rechtsseitig eine tief in das Felsmassiv gehackte Querschlucht auf, gefüllt mit einem buschartigen Gaine subtropischer Bäume, und an ihrem Fuße, da wo sie die Fahrstraße berührte, sich zu einem halbmondförmigen Talsessel öffnend, durch den ein überbrückter Bach in die Schiffa strömte, deren Rauschen von unten herauf wie ferne Meeresslut tönte. Im Grunde des Talsessels lag ein freundliches Wirtshaus mit offener, weinumsponnener Veranda und einem riesigen Schilde, das die Aufschrift trug: „Ruisseau des singes“.

Der Apotheker war der erste, der mit einem gewaltigen Satz aus dem Wagen sprang. Gottlob, da stand man wieder auf festem Boden! Er dehnte, streckte und reckte sich, bog sich in den Kniehaken und machte ein paar Freiübungen. „Ich bin wie gerädert,“ sagte er. „Lieber Herr Rittmeister, was Sie da von Angst sprachen — von Angst ist keine Rede. Ich bin eine furchtlose Natur. Aber diese höllische Maschine mit ihrem Rütteln und Schütteln stört mein Nervensystem. Angst — ich bitte Sie!“

Er machte mit den langen Armen eine Bewegung, als komme es ihm nicht darauf an, es mit einer ganzen Räuberbande aufzunehmen. „Nun möcht' ich aber die Affen sehen,“ fuhr er fort, „deshalb bin ich hier.“

Er hatte kaum ausgesprochen, als ein jäh erwachender, furchtbarer Windstoß ihn fast umriß. Hier in diesem Talsessel versung sich das Wetter, quirlte umher, durchpeitschte das Buschwerk, daß Blätter und Blüten flogen, schüttelte die Bäume und fuhr mit einem hellen Getöse in die Höhlungen und Risse der Felsen hinein.

Die Reisenden waren eilends unter die Veranda des Gasthauses geflüchtet, in deren dichter Kapuze aus Weinranken der Wind riß und zerrte. Der Rittmeister hatte die Tür zum Wirtszimmer geöffnet und rief nach dem Hausknecht, der dem Chauffeur bei der Bergung des Automobils behilflich sein sollte. Der Hausknecht war ein baumlanger Neger, der Wirt ein Esässer, der Gott weiß auf welche Weise in die Einsamkeit dieser Berge verschlagen worden war. Aber beide legten energisch Hand an, so daß der Motorwagen in wenigen Minuten im Schutz der Remise stand.

Inzwischen hatte der Kapitän Wein bringen lassen. Was sollte man machen! Das Unwetter mußte abgewartet werden. Es war Hoffnung vorhanden, daß es rasch vorüberziehen würde; schon begann der Regen zu fallen. Es rauschte auf allen Seiten. Mit voller Wucht stürzten die Wasser herab; tausend kleine Bäche hüpfen und sprangen von den Felsen; im Augenblick waren die Hänge mit einem nassen Schleier überrieselt.

„Kommen Sie, Apotheker,“ sagte Graez; „wir müssen uns in Geduld fassen. Ein Glas Wein wird uns gut tun.“

Fahrenheit war in der offenen Thür stehen geblieben; er schnitt ein Gesicht. „Ah,“ machte er, „der algerische Wein! Rhabarber mit Fuselverschnitt. Wenn ich wüßte, daß man in dieser Bude einen leidlichen Rum bekommt, es kann auch ein Kognat sein, ließe ich mir ein Glas Grog brauen. Aber erst will ich die wilden Affen sehen. Die muß ich sehen. Das ist die Affenschlucht und der Affenbach. Ich will die Affen sehen.“

„Frieden Sie ihnen nach,“ rief der Kapitän, „aber seien Sie vorsichtig, daß Ihnen die Biester nicht den Rock ausziehen. Das tun sie gern.“

Fahrenheit wurde hüzig. „Kapitän, Sie haben mich hierhergeschleppt, Sie haben mich allen Gefahren dieses einsamen Strampelwagens ausgesetzt, Sie haben mich in die Wüste geführt. Komme ich wieder aufs Schiff und habe nicht einmal die wilden Affen gesehen, so lacht mich meine Frau aus. Ich bitte Sie, man schämt sich ja.“

„Löüje dert!“ rief in diesem Augenblick der hinter seinen Gästen stehende Wirt und deutete mit ausgestrecktem Arm auf den Berggang gegenüber. „Les voilà! Dert drewe — löüje Sie doch — dert sen sie jo! . . .“

Ja, da waren sie; ein ganzes Rudel der flinken Bierhänder, wenigstens fünfzehn bis zwanzig, ein einziger größerer vorweg, die übrigen kleines Gefindel; hinterdrein, deutlich erkennbar, eine Mutter, die zwei winzige Affchen in ihren Armen hielt. Der ganze Schwarm jagte in eiliger Flucht bergauf, vielleicht erschreckt durch den Regen und durch das herniederprasselnde Geröll, und verschwand dann in einem Fesselspalt.

„Sind Sie nun endlich zufrieden?“ fragte der Kapitän.

Fahrenheit schraubte noch an seinem Krimstecher. „Nein,“ antwortete er; „die Biester waren ja wieder fort, eh ich mein Glas vorgeholt hatte. Ich habe bloß ein paar dunkle Punkte gesehen. Das sind gar keine richtigen Affen; das ist nuttiges Volk. Und darum eine zehnstündige Fahrt über Land, darum beinah den Hals gebrochen und beinah verdürstet! Merci, Kapitän, ich mache nicht mehr mit.“

Er steckte sein Glas wieder ein und trat in die Wirtsstube, begann sofort zu schnüffeln und behauptete, es röche nach kleinen Kindern. Aber Kapitän Dietrichsen packte ihn bei den Schultern und drückte ihn sacht auf einen Stuhl.

„Nu stille, Alterchen,“ sagte er. „Sie haben die Sehenswürdigkeit des Orts bewundern können, wenn sie Ihnen auch nicht gefallen hat. Jetzt kriegen Sie Ihren Grog — und wenn Sie noch

länger räsonieren, fahren wir allein nach Algier zurück und dampfen morgen ohne Sie weiter."

Er füllte die Gläser, hielt sein Glas gegen das Licht, suchte nach der Blume, die der Wein nicht hatte, und kostete. Er nickte. Es ließ sich trinken. „Prost," sagte er. Sonst sprach er nicht viel. Sobald er vor der Flasche saß, wurde er schweigsam. Im übrigen war er der Ansicht, daß man auf Reisen alle Landesprodukte kennen lernen müsse; er kostete sich gern durch, mehr mit Tapferkeit als mit Verständnis. Im Umsehen war die erste Flasche geleert und die zweite bestellt.

Es saß sich ganz behaglich in dieser kleinen Gebirgshütte, von deren niedrigen, in allen Farben schillernden Fenstern der Regentrost und die draußen so dicht mit Weinlaub verhängt waren, daß das Tageslicht nur als grünlicher Dämmer in das Zimmer dringen konnte. Aber trotz der Schwüle flackerte auf dem Kaminherde ein Feuer, das gab auch Helle: ein rotes Licht, vor dem die Flamme in dem ewigen Lämpchen unter dem Marienbilde an der Wand erbleichen mußte. Über dem Herdfeuer hing an einem eisernen Dreifuß, der ausah, als stamme er noch aus römischer oder numidischer Zeit, der gewichtige Kessel, in dem das Wasser für den Grog des Apothekers siedete. Der Wirt wußte als Gläser, was Grog war; das verstand man sonst nicht in diesem Lande; er war auch mit Eifer an seinem Geschäft, und an der reichen Fülle des kochenden Wassers sah man: er hoffte, der lange Herr mit dem Vogelkopf werde an einem Glase noch lange nicht genug haben. Die Deutschen vertrugen mehr als die kleinen Franzosen, die sich sogar den Wein mit Wasser verdünnten. Ramen Deutsche einmal nach der Affenschlucht, dann ging das Geschäft flott. Sonst war hier draußen wenig zu holen; die Bahn- und Bergarbeiter und die Fuhrleute, die gelegentlich vorsprachen, gaben nicht viel zu verdienen.

Ein paar saßen an dem Tische, über dem ein kolorierter Bilderbogen an der Wand klebte, der die Erstürmung des nahen Col de Tenia durch die Franzosen im Jahre 1830 darstellte und viel rote Hosen in einer Schneelandschaft zeigte. Die Männer, in Blusen und ungeheuerlich weiten Hosen, saßen schweigend am Tische und tranken einen grünen öligen Wein. Noch ein Gast war im Zimmer; er saß ganz hinten in einer dunkeln Ecke, qualmte stark aus seiner Tonpfeife und hatte einen Absinth vor sich: ein stämmiger Bursche mit wirrem Blondkopf und ungepflegtem Anebelbart. Als die drei Reisenden eintraten, stand er auf und warf ein Geldstück auf den Tisch; es schien, als wolle er weitergehen. Aber er stutzte, als er die deutschen Stimmen hörte, steckte sein Geld wieder ein, nahm von neuem Platz und rief nach noch

einem Absinth. Er hatte die Beine lang ausgestreckt und hielt die Hände in den Hosentaschen, lehnte den Kopf gegen die Wand und hatte die Augen halb geschlossen, als sei er müde und träume ein wenig vor sich hin. Aber der Blick unter den gesenkten Lidern sprach dennoch von lebhafter Aufmerksamkeit. Mit plötzlichem Ruck setzte er sich fester auf seinen Stuhl und nahm eine gerade Haltung an, während er mit dem Zeigefinger seiner Rechten und mit dem über das Glas geflossenen Absinth Kreise auf die Tischplatte zu malen begann.

Der Eintritt des Chauffeurs, der bis jetzt an seinem Wagen gebastelt hatte, ließ ihn aufschauen.

„Alles in Ordnung?“ rief der Rittmeister.

„Ich hoffe ja,“ antwortete der Fahrer, „wenigstens wird es noch bis Algier gehen. An der Unlasturbel muß sich etwas verbogen haben; die Bremse funktioniert nicht mehr so recht.“

„Auch das noch!“ wettete der Apotheker los und setzte sein Glas so heftig auf den Tisch zurück, daß ihm die heißen Tropfen auf die Finger spritzten. „Schließlich können wir hier übernachten.“

„Das wär' eine verheufelte Geschichte,“ brummte der Kapitän. „Das geht ja gar nicht! Die Therapie muß morgen früh sechs Uhr wieder in See. Und der Teibel, das wär' hübsch, wenn uns zu guter Letzt noch mit dem Automoppel ein Malheur passierte! Dann bin ich aufgeschmissen.“

„Hab' ich's nicht gleich gesagt?“ zeterte der Apotheker. „Kapitän, diesmal ist's Ernst; diesmal geht's Ihnen an den Fragen. Wenn wir nicht pünktlich von Algier abdampfen, ist's mit Ihrer Seemannskarriere vorbei. Gute Nacht, Rietchen. Dann können Sie Heringe fischen oder 'ne Spreezille übernehmen.“

„Immer noch besser wie Pillen drehen,“ sagte Dietrichsen boshaft.

„Bankt euch nicht,“ warf Graek ein. Er beherrschte von den dreien das Französische noch am besten und ließ sich von dem Chauffeur erklären, ob in der Tat ein Unfall zu befürchten sei. Der Mann bestritt das; man müsse ein wenig langsamer fahren, das sei alles; vielleicht eine Stunde Verspätung, nicht mehr. Schlimmstenfalls würde man schon in Blidah sehen, ob ein Weiterfahren unmöglich sei; und da finde man immer Wagen und Pferde.

„Na also,“ sagte der Rittmeister; „unnötige Sorge — bis zur Abfahrtsstunde der Therapie sind wir jedenfalls wieder in Algier...“ Er beauftragte den Wirt, dem Fahrer ein Glas Wein zu geben. Der Chauffeur dankte, sah sich um und nahm, da er den Tisch unter dem Schlachtenbilde besetzt fand, im Hintergrunde bei dem blonden Arbeiter Platz. Die beiden begrüßten sich und begannen bald miteinander zu plaudern.

Kapitän Dietrichsen fand den Wein des Elßäfers merkwürdig gut. Wenn der prächtige alte Seebär an Land war, setzte er sich gern einmal fest. Auch Graez war kein Spielverderber, und selbst dem Apotheker schien sein Grog zu schmecken. Aber an allzu langen Aufenthalt konnte man nicht denken. „Herrschaften, ihr kennt mich,“ sagte der Kapitän; „ich bleibe ganz gern, wenn mir die Feuchtigkeit mundet. Ich halte aus, bis der Hahn kräht. Aber der Dienst geht vor. Wenn der Chauffeur auch erklärt, es würde alles gut gehen — ich bin doch ein bißel in Sorge.“

„Stürmt es denn noch?“ fragte Fahrenheit und schaute nach den regenverwaschenen Fenstern.

„Ich ben etwæ drüsse g’sen,“ antwortete der Wirt. „D'r Rêje het nochgelonn, numme d'r Wend pfißt noch schdarit’...“

Graez erhob sich, selber einmal nach dem Wetter zu schauen. Während die beiden andern Herren sitzen blieben, um ihre Gläser zu leeren, trat der Rittmeister auf die Veranda. Es stürmte allerdings noch immer, aber der wetterkundige Landwirt sah sofort, daß der Höhepunkt überschritten war. Der rauchige Dunst war verflogen; auch in den Taleinschnitten war es heller geworden. Der Himmel klärte sich langsam auf; weiße streifige Wolken zogen durch das Blau; nur über den Berggruppen nach der Hochebene zu hing noch ein schwarzer Wallen.

Graez trat weiter hinaus ins Freie und atmete mit voller Brust die erfrischende Luft ein. Hellen Auges schaute er um sich: jetzt erst taten sich die Schönheiten der Landschaft auf. Die Sonne begann schon das rote Gold der Tageswende um sich zu scharen; die Felsen leuchteten rosig, und auch der aus dem Schiffatale aufsteigende Dampf war rosig durchflocht. Der Regen hatte den kleinen Affenbach anschwellen lassen; die Wasser sprangen und hüpfen in lebhaftem Fall über das Gestein und bildeten eine ganze Reihe kleiner Strudel von oben herab, wo der Bach aus einem Gewirr von Mandelsträuchern und Feigenbäumen auftauchte, bis zu seinem Verschwinden unter den Granitquadern der Fahrstraße. Überall wucherte die Myrte. Es war wirklich das Tal der Myrte, die auf jedem Felsblock, jedem Gemäuer ihr grünes, zierliches Buschwerk entfaltete, durch das sich zarte Winden schlangen, deren blaue, gelbe und violette Dolben sich wie bunte Vögel hin und her schaukelten.

Graez warf einen letzten Blick auf den Sonnenuntergang, der die Bergwüste in einen Zaubergarten verwandelte. „Es wird Zeit,“ sagte er sich und wandte sich um, seine Begleiter zur Rückfahrt aufzufordern. Da sah er, daß der blonde Arbeiter, an dessen Tisch sich der Chauffeur niedergelassen hatte, auf die Veranda getreten war und ihn anscheinend erwartete. Der Mann hatte

seinen kleinen runden Hut abgenommen, stand bescheiden zur Seite und sagte nun, sich ein wenig linksch verbeugend, in deutscher Sprache: „Entschuldigen Sie, gnädiger Herr, dürfte ich Sie wohl auf ein paar Minuten in Anspruch nehmen? —“

Der Rittmeister sagte mit unwillkürlicher Bewegung an seine Tasche: er dachte an eine Bettelei. Aber der andre trat einen Schritt zurück und erhob unter leichtem Erröten die Hand; er mochte verstanden haben. Nun sah Graez auch deutlicher das Gesicht des vor ihm Stehenden: offene, ein wenig verhärmte Züge, die Nase etwas nach links verschoben, sehr helle blaue Augen, im blond überbuschten Mund gesunde weiße Zähne; alles in allem ein Gesicht von sympathischem Eindruck. Der Mann trug eine blaue Wollbluse und eine kurze Jacke darüber, im Schnitt den Zuavenjaden ähnelnd, dazu Leinenhosen, die in derben Kniestiefeln steckten. Der Anzug war gut erhalten, doch nicht allzu sauber.

„Also ein Landsmann,“ sagte Graez. Der Mann bejahte, indem er abermals „gnädiger Herr“ hinzufügte. Das fiel dem Rittmeister auf; im allgemeinen ist diese Anrede nur auf dem flachen Lande üblich, in den Gutsbezirken, der Herrschaft gegenüber.

„Wo stammen Sie her?“

„Aus der Provinz Brandenburg. Ich bin auf der Wanderschaft gewesen und viel herumgekommen, möchte nun aber wieder nach Hause. Da hörte ich von Ihrem Fahrer, daß morgen ein deutsches Schiff von Algier abgeht, und wollte mir die Frage erlauben, ob wohl noch ein Zwischendeckplatz frei ist.“

„Zweifellos,“ antwortete Graez, „aber ich will mich der Sicherheit halber noch einmal an den Kapitän wenden. Nur mache ich Sie darauf aufmerksam, daß unser Dampfer zunächst nach Konstantinopel und Odessa fährt; wir sind erst auf der Hinreise.“

„Das würde nichts schaden, gnädiger Herr. Da steige ich in Konstantinopel an Land.“

„Wenn Ihr Paß in Ordnung ist, würde das keine Schwierigkeit machen. Aber die Paßrevision wird in der ganzen Türkei sehr streng gehandhabt.“

Die Stirn des jungen Menschen verfinsterte sich. Er zog die Unterlippe zwischen die Zähne und starrte vor sich hin. An diese Paßscherereien mochte er nicht gedacht haben. „Gnädiger Herr,“ sagte er, „schlimmstenfalls bleibe ich an Bord bis Hamburg. Ich habe mir ein paar hundert Franken gespart — das reicht zur Reise. Mir liegt nur daran, möglichst —“ und jetzt dämpfte sich

seine Stimme, und er sprach hastiger — „möglichst schnell aus diesem — diesem verdammten Lande herauszukommen . . . Ich muß hier fort . . . Ich habe mit Ihrem Chauffeur gesprochen. Er sagt, der Platz neben ihm auf dem Automobil sei noch frei. Ich will gern bezahlen, was nötig ist; ich bitte nur herzlich: nehmen Sie mich mit, damit ich den Dampfer noch erreichen kann!“

Er sagte das alles in flehendem Tone, mit einem Ausdruck heißer Bitte. Dennoch war Graetz stutzig geworden. In dem Manne zitterte eine verhaltene Angst; sie schaute ihm aus den Augen, sie stand auf seinem Gesicht.

Er strich über seinen Schnurrbart. Er war sehr gutmütig, er half gern. Aber alles Geheimnisvolle, alles Versteckte und Verdeckte widerstrebte seiner Natur. Und hier lag ein Fall vor, der in seiner Entwicklung unbequem werden konnte.

„Hören Sie, lieber Mann,“ sagte er, „das alles geht nicht so ohne weiteres. Auf dem Dampfer erfolgt allerdings keine Kontrolle der Papiere. Aber wenn Sie sich gewissermaßen unter unsern Schutz begeben, müssen wir wissen, wer Sie sind und was Sie für begründete Ursache haben, in so ängstlicher Hast Algier verlassen zu wollen. Sie dürfen mir meine Bedenken nicht übelnehmen, Bester; Sie haben sich an mich gewendet, und ich verbürge mich sozusagen für Sie dem Kapitän gegenüber. Da will ich keine Unannehmlichkeiten haben.“

Der andre war wieder ruhiger geworden. Er warf einen scheuen Blick nach der Tür des Gastzimmers. Zwei von den Bahnarbeitern schritten über die Veranda und steckten sich draußen ihre Pfeifen an; sie hatten die Tür nicht fest geschlossen, sondern nur angelehnt. Man hörte aus dem Wirtszimmer die laute Stimme des Eisäffers.

„Bitte, gnädiger Herr,“ sagte der Blonde, „lassen Sie uns ein paar Schritt weiter gehen. Ich traue denen da drinnen nicht recht . . .“ Graetz nickte zustimmend. Der Regen hatte inzwischen völlig nachgelassen; ein schöner dunkelblauer, vom Widerschein des Sonnenuntergangs durchleuchteter Abendhimmel wölbte sich über dem Gebirge.

Graetz war mit dem andern eine halbe Minute weit schluchteinwärts gegangen.

„Nun also, mein Lieber,“ begann er von neuem, „hier hört uns keiner.“ Er zündete sich eine Zigarre an.

Der Mann vor ihm sah wie gebannt in das aufflackernde und verlöschende Streichholz. Es kämpfte sichtlich in ihm. Dann atmete er tief auf, als wolle er Mut fassen, und sagte rasch: „Nur, Herr, ich bin desertiert. Ich irre seit drei Wochen umher. Wenn man mich fängt, komm ich nie wieder nach Deutschland . . .“ Und

mit einer verzweifelten Gebärde fügte er, die Hände faltend, hinzu, während ihm das Wasser in die Augen schoß: „Nehmen Sie mich mit! Nehmen Sie mich mit! In Ihrer Gesellschaft vermutet kein Mensch in mir den Deserteur. Ich gehe noch heute abend auf das Schiff, und dann bin ich in Sicherheit. Ich zahle alles, ich bin kein Lump. Ich habe meinen Soldatenpaß bei mir; wollen Sie ihn sehen, damit Sie mir Glauben schenken? Ich hielt es nicht aus bei der Legion. Es ist ein Hundeleben, es ist der reine Mord. Ich habe auch Heimweh. Ich werde verrückt, wenn ich nicht fortkomme. Ach, gnädiger Herr, wenn Sie wüßten, was ich alles durchgemacht habe!“

Er hatte seinen Paß hervorgezogen, einen verschwitzten, zer-rissenen und fleckigen Fetzen Papier. Graetz sah ihn gar nicht an. Die Sache interessierte ihn plötzlich. Also kein Verbrecher, nur ein flüchtiger Fremdenlegionär, einer von den zahllosen Narren, die sich einsangen ließen — einer von den vielen Deutschen, die ein unklares Empfinden von Romantik, vielleicht auch eine Dummheit, ein Augenblick der Unüberlegtheit unter die fremden Fahnen trieb . . . Er sah, wie der arme Kerl zitterte — er mußte eine gewaltige Angst haben, wieder in die Hände seiner Quäler zu fallen. Graetz entsann sich, in den Zeitungen gelesen zu haben, daß man gerade die deutschen Soldaten in der Fremdenlegion am menschenunwürdigsten zu behandeln pflegte; der Mann tat ihm leid. Trotzdem legte er sich eine gewisse Zurückhaltung auf.

„Sind Sie auch in Deutschland desertiert?“ fragte er.

„Nein, gnädiger Herr. Ich habe meine drei Jahre beim Regiment Kurfürst-Drägoner regelrecht abgedient. Man hat mir sogar angeboten, zu kapitulieren, aber ich wollte nicht. Ich habe mich sehr gut geführt.“

Graetz schaute aufmerksamer in das Gesicht des Mannes.

„Die Kurfürst-Drägoner sind auch m e i n Regiment,“ sagte er. „Da war ich aktiv — und gehöre noch der Reserve an. Wie heißen Sie?“

„Friedrich Brettschneider,“ war die Antwort.

Graetz stampfte mit dem Fuße auf. „Donnerwetter!“ rief er und lachte. Wenn er das nach Hause schrieb! Da hätte der gute Alte wieder einmal seine berühmte Theorie des Zufalls entwickeln können. Fuhr man da ein kleines Stückchen nach Afrika hinein und fand geradezu am Wege einen armen Teufel aus dem eigenen Heimatneste, der in tausend Nöten steckte, der wie ein gefangener Vogel im Neße saß und nach der Freiheit schrie. „Donnerwetter!“ wiederholte Graetz noch einmal. Natürlich, das war ja ein Rüt-nersdorfer Gesicht, das war ja die schiefe Nase der Brettschneider! — Ein rasches Bild stieg vor seinen Augen auf, das Bild des alten

verloffenen Brettschneider, den man im Dorfe ‚Piepmaul‘ nannte, weil man ihn nie ohne die Stummelpfeife im Munde sah, eines wunderlichen Greises, den man für sehr reich hielt und der sich kaum das trockene Brot gönnte. Der hatte in seinem, wie aus fahlem Rost geschnittenen Gesicht auch die schiefe Brettschneiderische Nase.

Graez amüsierte sich innerlich über die Verblüfftheit des jungen Menschen, der sich seine plötzliche Heiterkeit sicher nicht zu erklären wußte. Er verstränkte die Arme über der Brust und sagte schmunzelnd: „Friße Brettschneider aus Rüttersdorf, Sie können wahrhaftig Gott danken, daß Sie mich hier gefunden haben. Gucken Sie mich einmal an, Mensch — reißen Sie die Augen recht weit auf — wissen Sie nicht, wer ich bin?!“

Da riß der andre wirklich die Augen auf. Er wurde blaß, und seine Lippen bebten. Mein Gott, wer war das denn?! Es war sechs Jahre her, daß er auf und davon gegangen war, weil er die Behandlung bei dem geizigen Ohm nicht mehr zu ertragen vermochte. In diesen sechs Jahren hatte er manches vergessen; er hatte auch vergessen wollen, das und das und vieles; bloß die Sehnsucht nach der Heimat blieb. Die blieb haften und trieb ihn schließlich zur Flucht. Wie er es möglich gemacht hatte, sich den Verfolgern zu entziehen, das erschien ihm selbst rätselhaft. Es waren schreckliche Wochen gewesen; er dachte mit Schaudern daran zurück. Endlich war er nach Medeah gekommen und war zu Fuß durch das Hochgebirge gestiegen, um in Algier einen deutschen Dampfer zu erreichen. Er wußte, mit welchen neuen Gefahren dies verknüpft war; die Polizei, die Konsulate, die Schiffsbureaus mußten sein Signalement haben. Aber er hatte wieder Hoffnung geschöpft. Und hier nun, fast vor den Toren von Algier, traf er auf einen Landsmann.

Auf einen Landsmann, das war gewiß. Und noch mehr: auf einen, der ihn kannte. Er versuchte, seine Gedanken zu sammeln. Er starrte den fröhlich Lachenden an, der seinen Heimatsort nannte, als stamme er selbst dorthier. Und plötzlich schoß es durch sein Hirn: mein Himmel, war das nicht der Sohn des Stockhausener Herrn?! — Er war stark besangen; er glaubte noch nicht recht an diesen glückbringenden merkwürdigen Zufall, und ganz leise und zag flüsterte er fragend: „Herr Rittmeister Graez —?“

„Na endlich!“ sagte er. „Hab’ ich mich denn so gewaltig verändert?“ —

In Brettschneider quoll eine starke Bewegung auf. Nun wußte er, daß er eine Hilfe gefunden hatte, die ihn in Sicherheit brachte. Er stieß einen leisen Schrei aus, ergriff die Hände Graezens und drückte sie fest und stammelte dabei zusammenhangslose Worte.

„Herr Rittmeister — ach, Herr Rittmeister . . . lieber Gott . . . Herr Rittmeister . . .“

Der kräftige Mensch schluchzte leise; er strich mit dem Handrücken über die tropfenden Augen.

„Man immer Ruhe, Brettschneider,“ sagte Graef. „Da kommen wieder ein paar Arbeiter — Ihre Heulerei macht sie bloß aufmerksam . . .“ Er lachte abermals und strich sich den Bart. „Sehen Sie, daß ich ein besseres Gedächtnis habe als Sie! Wie lange ist's her — sechs Jahre? Freilich, eine hübsche Zeit. Damals war ich noch aktiv. Nun hab' ich den Abschied und Rüttersdorf übernommen. Ihr alter Onkel lebt auch noch; ist immer noch derselbe, immer noch Piepmaul mit der ewigen Pfeife und den ewigen Prozessen. Jetzt streit' ich mich der Abwechslung halber mit ihm herum . . .“ Er brach ab. „Aber das können wir alles in Ruhe besprechen,“ fuhr er fort. „Erst müssen Sie wieder auf deutschem Boden sein — auf unserm Dampfer. Nun kommen Sie; es ist höchste Zeit, daß wir abfahren . . .“

Graef ging und Brettschneider folgte. Er stotterte ein paar Dankworte; dann trat er an seine Seite.

„Herr Rittmeister bewirtschaften Rüttersdorf jetzt selbst?“ fragte er.

„Ja wohl — seit vier Jahren.“

„Kennen Herr Rittmeister die Frida Schulze, die Tochter vom Doppel-Schulze?“

„Aber natürlich! Was soll mit der sein?“

„Ach . . . ich wollte bloß fragen: hat die einen Mann?“

„Ne, noch nicht . . . Ist die mal Ihr Schatz gewesen?“

„Nein,“ sagte Brettschneider, „damals war sie ja erst sechzehn. Ich fragte nur . . . man hat doch noch Interesse für alles . . . Lebte denn die Maraden noch?“

„Die ist tot. Aber sie ist an die hundert geworden.“

„Das kann wohl sein. Und der Herr Pastor Freyhold? Und der Kantor Resemann? Und der lange Kretschmann?“

„Sind alle noch da. Die älteste Tochter von Kretschmann, die dicke Guste, ist Mamsell bei mir.“

„Ach, die dicke Guste! . . .“ Brettschneider machte ein glückliches Gesicht. Er sah alle vor sich, das ganze Dorf. Es tauchte vor ihm auf: in der Mitte die Kirche, gegenüber das Pfarrhaus, daneben die Schule; am Friedhofszäun die beiden alten Maulbeerbäume, die noch aus der Zeit Friedrichs des Großen stammen sollten, und vor der Pfarrei der alte Birnbaum, mit dessen unansehnlichen, harten kleinen Früchten sich die Konfirmanden-kinder bombardierten. Er sah das Dorf in sommerlichem Grün liegen, unten im Tale, dahinter den Bergzug mit dem fiskalischen

Eichenwalde und dem trigonometrischen Dreigestell, das auf der Höhe stand und durch eine fernengrade Schneise aus weiter Ferne zu erkennen war.

Aber das Bild verflog. Da war man wieder an der Affenschlucht, der Chauffeur und der schwarze Hausknecht zogen das Automobil aus der Remise; der Wirt stand daneben und redete flug. Auf der Veranda, durch deren Blätterdach immer noch ein sanftes Tröpfeln und Rieseln ging, sprach der Rittmeister mit seinen beiden Begleitern. Der Apotheker gestikulierte heftig: die neuerliche Belastung des Automobils schien ihm nicht recht zu passen. Aber der Kapitän widersprach; man sah an seinen ruhigen Bewegungen und seinem Lächeln, daß es ihm Spaß machte, Herrn Fahrenheit zu opponieren.

Endlich winkte der Rittmeister. „Vorwärts, Brettschneider!“ rief er; „es geht los!“

Brettschneider hatte nur eine Art Rucksack bei sich, der seine Siebensachen barg und den er in einem Winkel der Veranda hatte. Er nahm ihn und warf ihn in den Sitzkasten des Wagens; dann schwang er sich neben den schon reisefertigen Chauffeur. Graek, der die Kasse führte, ließ ein Geldstück in die Riesentage des Regers gleiten; der Elässer zog seine Mütze und sagte: „Guet Nocht biame, Ehr Herr — au revoir, kumme Sie guet unerwer . .“

Fahrenheit hatte nicht eine Spanne Raum von seinem Platz einbüßen müssen; nichtsdestoweniger brummte er leise vor sich hin und her, als belästige es ihn, daß der blonde Bursche neben dem Chauffeur die Aussicht versperre. Aber mit der Aussicht war es sowieso vorbei. Der Abend war gekommen, und seine wachsenden Schatten hüllten die Landschaft in dunkle Schleier. Vergab donnerte der Maschinewagen in scharfer Fahrt. Die weite Ebene erstreckte sich wie ein Dämmermeer über Bldah hinaus. Über der Schiffsa brodelten Nebel; auch über den Weinplantagen hatte sich Feuchtigkeit gesammelt, die im zunehmenden Dunkel der Nacht einer helleren, über den Boden streichenden Wolkenschicht glich. In der Schwärze flammten Dichter auf, hie und da, in den Farmen und Weinbergshäuschen — dann auch die Gaslaternen in den Straßen von Bldah — und auf einmal leuchtete roter Feuerchein über die Felder, und rasch hintereinander stieg eine Anzahl Raketen empor, unhörbar in der Luft zerplatzend und einen Hagel blitzender Sterne verstreugend: die Zuaven und Jäger der Garnison waren zu einer Nachtübung ausgerückt.

Hinter dem Dorfe Beni Mered trafen die Touristen auf drei mit Reisenden dicht besetzte Diligencen; dann wurde der Weg einsamer, und der Chauffeur konnte mit erhöhter Schnelligkeit einsehen.

„Gott sei Dank!“ brummte der Apotheker; „bei dieser Schneefahrt hätte es Morgen werden können, ehe wir in Algier angelangt wären!“

Dietrichsen nickte und wollte antworten. Doch er kam nicht dazu. Der Fahrer hatte das Ventil berührt: ein gellender Heulruf klang durch die Nacht — zum zweiten und dritten Male, wie der Schrei eines gespenstischen Tiers. Ein Hindernis mußte den Weg kreuzen. Man vernahm auch die laut scheltende Stimme des Mannes am Steuer.

„Was ist los?“ kreischte der Apotheker und fuhr jach in die Höhe.

„Sitzen bleiben!“ schrie Graetz.

Der Chauffeur bremste mit aller Gewalt und wendete zugleich. Der Wagen zitterte gewaltig, bog sich ein wenig zur Seite, begann gleichsam zu hüpfen und beschrieb dann eine Kurve. „Sitzen bleiben,“ wiederholte Graetz ruhig und legte seine Hände auf die Kniee des Apothekers.

Noch ein starker Ruck, dann stand das Automobil. Nun sah man den Grund des Aufenthalts. Ein zweiter Motortwagen, ein großes ungeflügeltes Ding, nahm die Breitseite der Wegehälfte ein und lag da im Schwarz der Nacht wie eine gefällte Riesenbestie der Vorzeit. Der Mond war noch nicht aufgegangen; aber die Lichter der beiden Gefährte warfen Scheintrichter quer über die Straße, so daß wenigstens die nächste Umgebung erleuchtet war.

Der Chauffeur fluchte auf den Führer des andern Wagens. Der gab eine grobe Antwort zurück. Zum Vergnügen halte man nicht mitten auf der Chaussee — der verdammte Klapperkasten wolle nicht mehr, aber der Teufel wisse, was mit ihm los sei. „Fahrt doch weiter zum Schwerenot, was geht es euch an! . . .“

„Ganz meine Ansicht,“ rief der Kapitän. „Chauffeur, sind wir all right?“

„Alles in Ordnung, Herr, aber ich hatte schon Angst . . . Es geht gleich weiter.“

„Na Gott sei Dank,“ stöhnte Fahrenheit.

In diesem Augenblick trat hinter dem verunglückten Motor ein Schatten hervor. Nun nahm das Licht der Laterne den Schatten auf. Eine junge Dame in einem langen wasserdichten Mantel stand vor den Reisenden.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung,“ sagte sie in französischer Sprache, mit ganz leichtem englischem Anklang, „wenn ich Ihnen lästig falle. Ich hatte mir in Bliedah ein Automobil genommen, ich will nach Algier. Aber der Wagen rückt und rührt sich nicht mehr. Könnten die Herren mich vielleicht mitnehmen?“

Der Apotheker stieß eine Art Grunzen aus. „Auch noch,“ brummte er, „das wär' Nummer zwei! . . . Non!“ rief er, „im-

possible . . ." Andre Botabeln fielen ihm nicht ein. „Herr Rittmeister,“ wandte er sich an Graek, „machen Sie der Dame mal klar, daß sie sich dann schon einem von uns auf den Schoß setzen mußte.“

„Das käme mir im Notfall auch nicht darauf an,“ entgegnete die Dame, zur Überraschung der drei in flüssigem Deutsch. Sie küßte ihren Staubschleier und schob ihn über den Hutrand zurück. Ein reizendes Gesichtchen lachte den Touristen entgegen . . . „Nein,“ fuhr sie fort, „es käme mir wirklich nicht darauf an. Ich bin resolut und habe es eilig. Aber ich sehe, Sie haben sogar noch über einen Platz zu verfügen . . .“

Ihr Blick blieb auf Fahrenheit haften, der verlegen wurde und auf seiner Bank hin und her rutschte. Graek war inzwischen aus dem Wagen gesprungen und hatte seinen Hut gezogen.

„Wir sind glücklich, Ihnen einen Ritterdienst erweisen zu können,“ sagte er. Diese Höflichkeit wirkte anfeuernd auf den Kapitän. Mit einem Satz war auch er aus dem Wagen, verbeugte sich und fügte hinzu: „Wollen die Gnädigste gütigst Platz nehmen.“ Jetzt blieb auch Fahrenheit nichts weiter übrig als auszustiegen. Er tat es mit steifen Gliedern und bitterbösem Gesicht; aber seine Handbewegung war einladend.

Als die junge Dame die drei Ritter neben sich sah, lächelte sie wiederum.

„Aber, meine Herren — das wollte ich nicht. Ich bin klein und schwächlich, ich finde immer noch Platz. Ich würde Sie auch nicht belästigt haben, mußte ich nicht notgedrungen nach Algier. Ich will morgen früh mit dem Dampfer weiter — und der ist weniger galant als Sie: er wartet nicht!“

„Mit welchem Dampfer fahren gnädiges Fräulein?“ fragte Graek.

„Mit der Therapie, mein Herr.“

„Ah!“ rief der Kapitän heiter, „nun bin ich orientiert! Der einzige in Algier erwartete Passagier. Ich weiß sogar Ihren Namen.“ Er verneigte sich leicht. „Madame de la Rocque?“

„Richtig, mein Herr. Und woher diese Kenntnis?“

Jetzt wurde Dietrichsen feierlich, legte die Rechte zu militärischem Gruß an die Mütze und verbeugte sich abermals.

„Kapitän Dietrichsen von der Therapie,“ sagte er.

Die junge Dame reichte ihm die Hand, die er mit Feuereifer ergriff und küßte. Er küßte zwar nur perlgrauenes dänisches Leder, das nach Eisenkraut duftete; aber es genügte ihm.

„So lesen wir unsre Passagiere gewissermaßen am Wege auf,“ scherzte Graek.

„Einstiegen!“ rief Dietrichsen im Tone eines die Abfahrt an-

kündigenden Schaffners. „Ist Ihr Gepäck schon voran, gnädige Frau?“

„Längst. Es muß sogar schon auf dem Schiffe sein. Ich hatte nur in Bliedah vorübergehend zu tun — aus trauriger Ursache . . . Übrigens, Kapitän: wenn ich bitten darf, nicht ‚Gnädige Frau‘. Im Französischen muß ich mir das ‚madame‘ schon gefallen lassen — im Deutschen wehre ich mich dagegen. Ich bin durchaus unverheiratet . . .“

Aller Herzen schlugen höher. Sogar der Apotheker wurde gefälliger und half dem neuen Passagier in das Automobil. Sechs Hände waren dabei tätig. Während der Rittmeister der jungen Dame ein Kissen in den Rücken schob, stellte er Fahrenheit nud sich selbst vor. „Der Herr drüben ist Apotheker, gnädiges Fräulein, und wie alle seines Reichens sehr sanft von Gemüt, geduldig, harmlos, jedweden Widerspruch fremd. Meine Wenigkeit Agrarier von Beruf, auch friedfertig und kein übler Reisegefährte . . . Was wollen Sie?“

Die letzte Frage galt dem Chauffeur des verunglückten Automobils, der näher getreten war und nun an seine Mütze faßte.

„Er will sein Geld haben,“ sagte Fräulein de la Rocque. „Er kann nichts für den Unfall . . .“ Sie riß ihren Mantel auf und zog die Geldtasche hervor, die sie um die Hüften geschnallt hatte . . .

„Einen Augenblick, meine Herren! . . .“ Sie drückte auf eine Feder am Silberbügel der Tasche und kramte darin herum. Graek sah mit Verwunderung zwischen ihren behandschuhten Fingern eine Menge zusammengeknüllter Tausendfrankscheine, die sie wieder in das Täschchen zurückpfopfte, um ungeduldiger weiter zu suchen. „Diantre, hab’ ich denn kein Gold?!“ murmelte sie.

„Darf ich nicht auslegen?“ fragte der Rittmeister.

Das Fräulein klappte die Tasche zu. „Ja bitte. Geben Sie dem Mann zwanzig Franken.“

Es geschah. Dann nahmen auch die Herren Platz, und unter dem Lärm der Signalpfeife donnerte der Wagen weiter.

3

Graek war kein Schürzenjäger, er lief nicht den Frauen nach, er machte sich sogar wenig aus ihnen. Aber das kleine Fräulein neben ihm interessierte ihn doch. Das ganze Abenteuer war nicht ohne Reiz. Merkwürdig, was einem alles begegnet, setzt man den Fuß einmal über die heimische Scholle hinaus! Wohl gibt’s, wo Götter schaffen, nichts Unmögliches, sagt Sophokles. Die Welt ist klein, sagt Rudolph Lindau, man trifft sich immer wieder. Und der alte Ökonomierat Graek pflegte zu sagen: Zu-

fall ist alles; nur der regiert. Zufall oder nicht: es war immerhin seltsam, dieses Zusammentreffen am Fuße des Atlas mit einem Bauernjungen aus der gemeinsamen mährischen Heimat. Da wachte es wenig ererbter Aberglaube in dem Rittmeister auf: sollte es seine Bedeutung haben, daß er den Deserteur vor schimpflicher Strafe retten konnte? Und der zweite närrische und niedliche Zufall, der ihm ein hübsches Dämchen zur Seite gesetzt hatte, war der vielleicht auch von Bedeutung? —

Graez fühlte, wie in der kühler werdenden Nacht eine angenehme Wärme seine Adern füllte. Er saß dicht neben dem Fräulein; so mußte er sitzen, es gab auf der schmalen Bank kein respektvolles Abdrücken. Beider Arme berührten sich bei der leisesten Bewegung. Anfangs zog sie den ihren in hastiger Scheu zurück und sagte „oh pardon“. Dann mußte auch er mehrmals um Verzeihung bitten. Schließlich ließ man die Höflichkeitsfloskeln fallen; man ermüdete sich; man berührte sich doch immer wieder, es ging nicht anders. Der Wagen war schuld.

Nun zeigte sich auch der Mond. Er hatte heute ein eigenes Gesicht. Er sah dunkelrot aus, kupferfarben wie ein blank gepuhter Kessel. So hing er am schwarzblauen Himmel, und ein Schwarm weißer Wölkchen um ihn, die waren rosig umrändert. Er gab auch nicht viel Helle; nur gerade genug, die nächste Umgebung erkennen zu lassen. In der Ferne verwebten sich die Schatten und gestalteten die Wirklichkeit zu unwirklichen Phantomen um: eine Weinplantage zu einem riesigen Friedhof, ein einsames Araberzelt zu einem geheimnisvollen Monument, eine Piniengruppe zu einem phantastischen Dombau.

Auch das Gesicht des Fräuleins war nicht zu erkennen. Doch das war nicht des roten Mondes Schuld, sondern es lag an dem Schleier. Fräulein de la Rocque hatte augenscheinlich die Absicht gehabt, den Herren nur zu zeigen, daß der neue Passagier des Mitnehmens wert sei. Dann ließ sie den Vorhang wieder über ihre Schönheit fallen. Freilich nicht ganz. Der Schleier, ein graues Ünding von meterlanger Ausdehnung, war so über das Gesicht gespannt, daß er die Mundpartie freiließ, schlang sich hierauf um den Hals und zwar in eigentümlicher Anknüpfung, so daß er wiederum das Gesicht verbarg. Vielleicht hatte die junge Dame diese Art der Verhüllung von den Mauresken gelernt. Der Kapitän, ein feuriger Anbeter der Frauenschöne, gab sich schon zufrieden, daß der graue Reibbold nicht auch den Mund verbarg: einen sehr hübschen Mund mit vollen und blühenden Lippen und einem winzigen Leberfleckchen am rechten Winkel, auch mit kleinen weißen, gerade gesetzten Zähnen, die viel sichtbar waren. Denn das Fräulein de la Rocque war nicht stumm wie der

grimmige Apotheker, sondern plauderte munter, sichtlich froh, so liebenswürdigen Samaritern in die Hände gefallen zu sein.

„Also, meine Herren,“ sagte sie, „nochmals herzlichsten Dank für Ihr mitleidsvolles Entgegenkommen. Es gehen ja viele Schiffe nach Europa hinüber, aber ich hatte nun doch einmal schon heute vormittag mein Gepäck auf die Therapie schaffen lassen — und denken Sie, wie schauderhaft es für mich gewesen wäre, in diesem einzigsten Kostüm am Lande zu bleiben, während alle andern dem Goldenen Horn zusteueren! Es gibt schmerzliche Trennungen im Leben; aber nichts Schrecklicher für uns arme weibliche Wesen als die Trennung von unsern Koffern.“

„Jedenfalls sind Sie ein besonderes Glückskind, gnädiges Fräulein,“ bemerkte der Kapitän. „Ich pflege nämlich sonst nicht meinen Passagieren nachzureisen, um sie wie die Schmetterlinge einzufangen.“

„Glückskind?“ wiederholte die Angeredete, und um den frischen Mund grub sich ganz rasch eine herbe, kleine Linie ein, gleich wieder verschwindend. „Meinetwegen. Im übrigen war ich fest entschlossen, jeden nach Algier fahrenden Wagen anzuhalten und als arme Reisende um Mitnahme zu bitten.“

„Begleiten uns gnädiges Fräulein bis nach Konstantinopel?“ fragte Graek.

„Bis nach Odessa. Ich will von da nach Petersburg. Und Sie? Bleiben Sie in Konstantinopel?“

„Ich hatte die Absicht — und wollte dann quer durch den Balkan zurück.“

„O, das ist langweilig!“ erwiderte sie lebhaft. „Ich kenne die Tour. Adrianopel ein schmutziges Nest — Philippopel wacht nur auf, wenn der Fürst von Bulgarien einmal zu Besuch kommt — Sofia ein Dorf mit neuen Häusern. Rußland ist tausendmal interessanter. Rußland ist wunderbar. Nirgend weiß man so intensiv zu leben als dort. Und wie lebt man! Versteht sich, ich spreche nur von der eleganten Welt, nicht von dem barbarischen Volk. Der vornehme Russe ist der wahre Lebenskünstler. Die Gesellschaft von Petersburg ist die erste auf dem Kontinent.“

Sie sagte das alles mit einer gewissen unbefangenen Sicherheit, in anmutigem Plaudertone, aber so fest formuliert, als sei gar kein Widerspruch möglich: wie ein erfahrener alter Reisender, der die Welt kennt und sich durch das Urteil andrer nicht irre machen läßt.

„Sehen Sie,“ fuhr sie fort, „das ist der Unterschied: in London langweilt man sich mit Anstand, in Wien schläft man, in Paris amüsiert man sich, in Petersburg lebt man. Von Berlin will

ich nicht sprechen, ich kenne es zu wenig, aber man sagte mir einmal: in Berlin verdirbt man sich den Magen."

Der Kapitän protestierte heftig, und Graetz fragte: „Wie kommt es, daß Sie als geborene Französin ein so vortreffliches Deutsch sprechen, gnädiges Fräulein?"

„Ich bin keine geborene Französin," erwiderte sie, „oder doch nur Französin der Abstammung nach. Meine Ureltern wanderten in Kanada ein. So bin ich also Nordamerikanerin und dabei englische Untertanin; meine Großmutter war eine Deutsche, meine Mutter eine Russin. Französisch und Englisch sind meine Heimatsprachen, von der Mutter lernte ich Russisch, von der Großmutter Deutsch. Daher meine polyglotte Zunge, die Sie in Verwunderung setzt. Daher auch der Zusammenfluß verschiedenster Temperamente, der mich wie einen Wirbelwind durch die Lande treibt. Das ist das Schlimme: ich halte es nirgends lange aus. Es jagt mich bald wieder weiter. Jetzt will ich auf ein paar Monate zu Verwandten nach Petersburg, wo ich auch geschäftlich zu tun habe. Den Winter möchte ich zu einer Reise durch Kleinasien benutzen und will in Konstantinopel die Gelegenheit wahrnehmen, mich ein wenig zu informieren. Ich bin eine leidenschaftliche Touristin, ich reise für mein Leben gern."

Der Apotheker sah die Sprechende mit seinen runden Glösaugen starr an. Sie gefiel ihm nicht; alles Frische und Eigenartige war ihm unangenehm. „Haben Sie denn keine Eltern mehr?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, mein Herr — ich stehe allein," antwortete sie. „Aber ich bin früh selbständig geworden."

„Wie alle Amerikanerinnen," fiel Graetz ein. „In Gibraltar frühstückten wir mit drei hübschen jungen Damen, die direkt aus der Wüste kamen — aus Tuggurt. Sie waren allein gereist; eine gemeinsame Rose war ihr Schutz."

Fräulein de la Rocque lachte. „Ja — so machen wir's," sagte sie. „Ich habe nicht einmal eine Rose. Ich engagiere mir überall da, wo ich ein paar Wochen bleiben will, eine Dienerin, die das Land und seine Gebräuche kennt. Das ist ungleich bequemer. Hier hatte ich eine alte Negerin, ein Monstrum von Häßlichkeit, aber eine treue Seele. Ich vermute, sie läuft schon seit Stunden an den Kais auf und ab; sie wollte mich durchaus auf das Schiff steigen sehen. Hanifa heißt sie und ist trotz ihrer schwarzen Farbe eine eifrige Katholikin." . . .

Unter der reger gewordenen Unterhaltung verging der letzte Teil der Rückfahrt rasch. Schon hatte man das vielbesuchte, inmitten üppiger Vegetation gelegene Dörfchen Birmandreis hinter sich, und nun sah man bei einer Wendung der Straße

Algier liegen: ein ganzes Meer von Lichtern, das sich in anmutigen Wellenlinien die Hänge hinaufzog. Das Automobil donnerte durch die tief eingerissene Schlucht ‚der wilden Frauen‘; der Lichtglanz schwand, und es wurde von neuem dunkel, während aus dem düsteren Erdschacht am Wege der Duft von Thymian und Wacholder stieg. Dann tauchten die ersten Villen der Vorstadt Mustapha Supérieur auf, zwischen Palmen und Eufalyptusbäumen, die wiederum einen neuen starken, doch nicht unangenehmen Duft durch die Nacht trugen, und nach einer abermaligen Wendung breitete sich zu Füßen der Reisenden die Stadt in ihrem vollen Umfange aus — tief unten die Kai-Boulevards mit ihren schnurgeraden Lichterreihen, die Reede und der Hafen, das große Flammenauge des Leuchtturms, die dunkle Zadenlinie der Befestigungen — weiter rechts, in tiefschwarzen Konturen, die Berge der Kabylie, mit einem zart dämmernden Strich, der Schneekuppe der Dschurdschura. Auch am Wege vermehrten sich nun die Lichter, die Laternen traten näher zusammen; durch prächtige Gärten schimmerten weiße Landhäuser; links blieb die wunderschöne Sommerresidenz des Generalgouverneurs liegen, in dunklem Grün ein Gewirr schlanker Marmorsäulen und leuchtender Filigranstickaturen, und dann bog der Wagen in die untere Stadt mit ihrem geräuschvollen Straßenleben ein und rollte den Boulevard Carnot hinab bis zu den Hafentampen. —

Die Touristen waren ausgestiegen. Der Apotheker reckte sich und warf einen sehnstüchtigen Blick den Boulevard der Republik hinab, wo er die großen Spiegelscheiben des Café Gruber hell glänzen sah und an den Pflastern auf dem Trottoir ein paar Bekannte von der Therapie zu erkennen glaubte.

„Ich hätte nicht übel Lust, noch ein Glas Bier zu trinken,“ sagte er; „ich bin wie ausgedörrt.“

„Lassen Sie sich nicht stören,“ entgegnete Graetz, „wir bringen die Gnädigste inzwischen zum Dampfer.“

Fahrenheit streckte den Zeigefinger seiner Linken aus, als wolle er die Richtung markieren, die er einzuschlagen habe. „Verirren kann man sich ja nicht,“ meinte er; „Kapitän, wenn Sie meine Frau sehen, sagen Sie ihr doch bitte, ich wäre in einem halben Stündchen an Bord — ich hätte noch einen Bekannten getroffen . . .“ Er zog den Hut und entfernte sich.

Graetz hatte inzwischen den Chauffeur bezahlt; dann stieg man die Treppen zum Hafendamm hinab. Ein Schwarm von Bootslenten umringte die Reisenden; ein großes Geschnatter hub an, Französisch, mit deutschen und englischen Brocken vermischt; man unterbot sich gegenseitig im Preise für die kurze Kahnfahrt zum Dampfer. Und mitten hinein in das Stimmengewirr tönte plötz-

lich ein gurgelnder Schrei, ein merkwürdiger Rehlaut, irgend ein arabischer Ausruf, und eine dicke Negerin drängte sich durch den Kreis der Bootsleute, stürzte Fräulein de la Rocque entgegen, umarmte sie, zog einen Zipfel ihres Mantels an die Lippen und bedeckte ihre Handschuhe und Ärmel mit Küssen, dabei in schluchzenden und gutturalen Tönen verworrene Worte stammelnd, man verstand nicht recht, ob in französischer oder arabischer Sprache oder in der Lingua franca.

„Sanifa,“ sagte das Fräulein lächelnd, mit einem Blick auf Graetz. „Dacht' ich mir's doch! . . . Einen Moment, Herr Rittmeister — ich muß mich von der Alten verabschieden, sonst schwimmt sie mir nach wie das Kamel Tartarins . . .“ Sie zog die Negerin aus dem Kreise heraus, während Graetz ein Boot bestellte und sich dann nach Brettschneider umsah, der bescheiden zur Seite stand.

„Vorwärts, Brettschneider,“ rief Graetz, „klettern Sie voran! Die Gefahr ist vorüber — in einer Viertelstunde sind Sie auf deutschem Boden!“

Der Mann gehorchte, schwang sich in das Boot und nahm schweigend Platz. Er war sehr bleich. Er schien noch nicht fassen zu können, daß nun sein Leiden dem Ende entgegenging, und schielte ängstlich zu den beiden Hafenpolizisten hinüber, die an der Raimauer plaudernd auf und ab spazierten.

Man wartete noch auf das Fräulein.

„Der Abschied zieht sich in die Länge,“ brummte der Kapitän. „Teufel, was macht denn das Mädelchen! Sie wühlt wieder in ihrem Mammon — sie wird doch nicht etwa . . .“

Er brach ab. Fräulein de la Rocque stand mit der Negerin unter einer Laterne, hatte wieder ihr Gelbtäschchen hervorgezogen, kramte suchend in den Banknoten herum und reichte dann der Alten mit schneller Bewegung ein Papierbillet.

„Sie gibt ihr einen Tausendfrankschein,“ flüsterte der Kapitän.

Die Herren wurden wieder aufmerksam. Fräulein de la Rocque sprach ein paar scharfe Worte zu der Negerin. Es schien sogar, als werde sie ein wenig heftig. Sie machte eine barsche Bewegung. Die Alte kniete zusammen und küßte den Mantelsaum ihrer Herrin. Mit raschen Schritten trat das Fräulein zu ihren Begleitern zurück.

„Allons,“ rief sie, „die Schwarze ist nicht los zu werden! Machen wir, daß wir davontkommen!“

Sie sprang in das Boot. Graetz und Dietrichsen folgten, und der Rahn stieß ab. Er glitt mit leisem Plätschern über das Wasser, an andern Booten vorüber, geschickt zwischen den straff gespannten Unterketten der großen Schiffe hinurch. Dicht an der Raimauer

tauchte noch einmal die groteske Erscheinung der Negerin auf. Plötzlich schwang sie sich auf die Mauer; die Linien ihrer Silhouette verschwammen im Halbdunkel. Sie schien zu winken, sie rief auch. Es waren nur kreischende Laute; man verstand nicht, was sie sagte.

„Brute,“ murmelte Fräulein de la Rocque, den Schleier zurückschlagend und tief aufatmend. Ihr Gesicht war weiß, und zwischen den schön gezeichneten Augenbrauen lagen zwei kleine senkrechte Falten.

Die Therapia hatte sich ziemlich weit draußen verankert. Man sah ihren schlanken Kumpf einsam auf dem vom Monde rötlich gefärbten Wasser liegen. Die Salons und einige der Kojen waren noch erleuchtet. Die Falltreppe war herabgelassen. Oben stand der erste Offizier; man hatte den Kapitän erkannt in dem nahenden Boote, das vorsichtig anlegte.

Brettschneider kletterte im Sturmschritt die Treppe hinauf. Es war, als könne er gar nicht erwarten, das Schiff zu besteigen. Er war eine weiche Natur. Es tobte und schrie in ihm. Er hätte am liebsten laut geweint; seine Augen tropften unwillkürlich, und rasch wischte er die Tränen ab, als er sah, daß einer der Matrosen ihn erstaunt betrachtete. Er hatte sein Felleisen über den Buckel gehängt und fragte nach dem Zwischendeck. Der Matrose wies ihn eine Treppe hinab. Brettschneider schaute sich etwas verwundert um. Das also war das Zwischendeck — keine Kabinen, keine Hängematten — ein großer Raum unter freiem Himmel, und wie es schien, war er der einzige Passagier in dieser Abteilung. Er sah in der Tür zur Mannschaftsmesse den Koch stehen, der sich das Vergnügen machte, eine kleine gelbe Kaze in die Luft zu werfen und wieder aufzufangen, und wandte sich an diesen. Jarwohl, das sei das Zwischendeck, belehrte ihn der Koch, während er die kleine gelbe Kaze in die Tasche seiner weißen Jacke versenkte, aus der sie artig das Näschen hervorstreckte. Die Therapia habe nur eine einzige Klasse, nehme aber auch zuweilen Passagiere mit, die nicht in diese Klasse gehörten. Die müßten es sich dann auf dem Hinterdeck bequem machen. Das sei ganz hübsch, namentlich um diese Zeit, wo die Stürme schwiegen und die Nächte lau und sternklar seien. Da wickle man sich in seine Decke und schlafe im Freien besser als in der heißen Kabine — und wenn es regne, kriechen man einfach unter das wasserdichte Schutzbach des nächsten Lichtschachtes. Das gehe ganz gut. Im übrigen habe dieser Platz noch einen sehr großen Vorzug: den des billigen Preises.

Brettschneider nickte. Verwöhnt war er nicht. Es war ihm alles recht. Er stand jetzt mit beiden Füßen fest auf deutschem

Boden — das war die Hauptsache. Er nickte nochmals, nickte gleichsam sich selbst zu, wie in glücklicher Befriedigung, legte dann sein Felleisen in einen geschützten Winkel und trat an die Deckverschanzung. Da lag Algier, und weit, weit dahinter, da lag das Land seiner Qualen. Er war ein Narr gewesen, doch die harte Lehrzeit hatte ihn klug gemacht. Dann dachte er an den Freund von damals, an Peter Litzmann, der schon nach den ersten Wochen desertiert war und von dem er nie wieder etwas gehört hatte. Vielleicht war Peter längst wieder in Deutschland, vielleicht hatten die Beduinen ihn erschlagen, oder es hatte ein Sandsturm den Flüchtling gepackt, und er war eine Beute des Schakals geworden. . . . Brettschneider starrte in den Lichterglanz von Algier. In der untern Stadt flammten noch die Laternenlinien der Boulevards, nach oben zu wurde es dunkler, schwarz stand die Wand des Sahels zum Himmel.

Auch auf dem Oberdeck gab es noch Leute, die der Reiz des Bildes von den Kabinen fernhielt. Graetz hatte Fräulein von la Rocque bei der Installation geholfen. Es stellte sich heraus, daß alles in Ordnung war; die Handkoffer standen in der Koje, das größere Gepäck war verstaут worden. Aber die junge Dame sehnte sich noch nicht nach dem Bette; sie wollte noch ein wenig frische Luft genießen. Der Kitchmeister erklärte, er sei ihr ergebener Diener und werde ihr auf dem Promenadendeck einen würdigen Platz bereiten. Das geschah denn auch. Graetz schaffte einen bequemen Lehnstuhl herbei und hüllte das Fräulein sorgsam in Decken. Auch der Kapitän fand sich ein; sein Leibsteward folgte ihm und trug zwei Flaschen Pommery und ein Tablett mit Gläsern.

„Mir ahnte,“ sagte Dietrichsen mit der ihm eigenen feierlichen Verbeugung, bei der Ober- und Unterkörper einen rechten Winkel zueinander bildeten, „daß Gnädigste noch nicht in die Federn schlüpfen würden, und da möchte ich mir denn erlauben, althergebrachter schöner Sitte folgend, Sie zu einem Begrüßungsschluß einzuladen. . . . Schenke die Gläser ein, Proppen!“ schrie er den Steward an, einen siebzehnjährigen Jungen, dem anbefohlen war, bei der Bedienung stets ein freundliches Gesicht zu machen und der nun beständig grinste, um sich beliebt zu machen.

Fräulein von la Rocque schien sich sehr wohl zu befinden. Sie hatte sich auf dem beweglichen Triumphstuhl der Länge nach ausgestreckt; ihren Körper bedeckte fast bis zum Kinn eine amarantfarbene seidene Decke, auf dem dunkelbraunen Haar saß eine kleine rote, goldgestickte Mütze, eine Art Fes. Aber kein Schleier verbarg mehr das Gesicht, es zeigte hüllenlos seine anmutigen Züge: das feide, aber doch sehr feine Näschen, den hübschen frischen

Mund mit seinem winzigen Leberfleckchen, das wie ein Schönheitspflasterchen ausah, die Augen, die in einem sanften Grauschimmerten, sich jedoch verdunkeln konnten und wunderschön in dem Wechsel der Grundfarbe waren, und die ein paar kräftige, lang geschwungene, fast schwarze Brauen überröhlten. Der Kapitän hatte auch bereits entdeckt, daß der neue Passagier sich durch außerordentlich zierliche Füßchen auszeichnete, trotzdem sie in derben, starksohligen gelben Stiefeln mit flachen Absätzen steckten. Graez wiederum bewunderte die niedliche Hand, die bei aller Kleinheit nervig und kräftig erschien, auch bräunlicher war, als man es von der ihr zukommenden Pflege erwarten konnte. Es war eine hübsch geformte Hand, aber sie hätte doch den Kenner enttäuscht; sie paßte nicht so recht zu der ganzen Erscheinung.

Der Rittmeister war kein Kenner. Er fand die junge Dame reizend und auch ihre Hand. Er fand auch die Art reizend, wie sie den Sektbecher umfaßte und wie sie ohne Biererei das erste Glas in einem Zuge leerte und hierauf lustig sagte: „Das ist ein Labfal. Ich trinke gar zu gern einen Schluck Champagner. Es ist Pommerly — auf meine Zunge kann ich mich verlassen. Kapitän, die Verpflegung an Bord scheint gut zu sein. Auf Sekt versteh' ich mich übrigens. Drüben in Amerika und in Rußland ist er sozusagen das Nationalgetränk der oberen Zehntausend. Ich glaube, man braut ihn für Uncle Sam und Väterchen besonders stark und herbe. Aber das liebe ich nicht. Dieser Pommerly hält die rechte Mitte. Er ist sanft und doch anregend, pikant und schmeichlerisch, er hat Nerven und Seele.“

„Tausend und eins!“ rief der Kapitän bewundernd, „dies Urtheil lob ich mir! Ist die feine Weinzunge Produkt der Vererbung oder erworben?“

„Sagen wir Vererbung. Die Firma Savin de la Rocque ist in Europa so gut wie unbekannt. Aber drüben genoß sie einmal großes Ansehen. Jemand ein Ahn wanderte bei der Hugenottenverfolgung unter Ludwig dem Bierzehnten — war es der Bierzehnte? jawohl — nach Kanada aus. Da gründete er denn seinem schönen Adel zum Troß ein Weingeschäft; es gehörte zweifellos Mut dazu, denn in Kanada trank man zu jener Zeit höchstens Feuerwasser. Aber trotzdem: die Geschichte ging und entwickelte sich, und das Haus Savin de la Rocque in Montreal beherrschte schließlich den Weinmarkt von Britisch-Amerika. Nun bin ich die Letzte der de la Rocques. Aber da Vater, Großvater und Ahn sich mit Kennerchaft durch eine Masse feiner Weine hindurchgekostet haben, so ist mir ebenfalls etwas von ihrer guten Zunge geblieben. Übrigens — wenn ich auch kein Kostverächter bin —

im Grunde genommen ist es mir furchtbar gleichgültig, ob ich Pommerh oder Brunnenvasser vor mir habe. Ich bin nicht verwöhnt — oder vielmehr: ich habe mir immer Mühe gegeben, meine Verwöhnung zu bekämpfen . . ."

Der Kapitän wurde abgerufen. Verschiedenfach legten Boote an der Falltreppe an und brachten Passagiere zurück, die den Aufenthalt in Algier gründlich ausgekostet hatten. Ein paar Herren schritten einige Male auf dem Promenadendeck auf und ab, lugten neugierig zu Graetz und der fremden Dame hinüber, grüßten höflich und gingen dann in den Salon. Es war ziemlich still hier oben und fast dunkel. Nur hoch oben im Tafelwert leuchtete ein elektrisches Licht.

Der Rittmeister saß, den Champagner neben sich auf der Erde, auf einem kleinen Feldstuhl dicht zur Seite der jungen Dame. Es interessierte ihn, etwas über ihre Familie zu hören. Sie war eine Weinhändlerstochter. Das hatte er nicht gedacht. Warum, wußte er nicht. Es erschien ihm prosaisch, sprach aber für die Solidität ihrer Familie. Er füllte die Becher von neuem, sorgfältig, die Gläser schief haltend, um zu starkes Schäumen zu vermeiden, und fragte dabei: „Ihre Firma existiert nicht mehr?“

„O doch,“ antwortete sie, „aber sie ist verkauft worden. Der Profurist wollte mich heiraten, um den letzten Träger des Namens im Geschäft zu haben. Doch ich habe gedankt. Seit fünf Jahren bin ich nicht mehr drüben gewesen; ich möchte auch nicht zurück.“

„Und sind seitdem in der Welt umhergereist?“

„Ja. Es ist das Hübscheste. Mein kleines Vermögen genügt dazu grade. Nun habe ich noch etwas geerbt, so daß ich auch meinen sportlichen Neigungen ein wenig mehr nachgeben kann.“

Das erregte das Interesse des Rittmeisters von neuem. „Jägerin, Reiterin, Radlerin, oder was sonst?“ fragte er.

„Alles,“ erwiderte sie. „Wir Amerikanerinnen werden ja sozusagen von der Wiege an sportmäßig gedrillt. Ich bin eine passionierte Amazone. Wenn ich einmal sechs Wochen auf einem Fleck bleibe, kaufe ich mir ein Pferd. Ich bin schon ganz geübt im Pferdehandel. Ich schachere wie ein polnischer Jude. O, ich bin sehr verständig! Heute vormittag habe ich noch zwei Reitpferde an einen französischen Offizier verkauft.“

„In Algier?“

„Nein, in Blidah. Ich mußte dahin. Erzellenz Gudowitsch, der russische Generalkonsul in Algier, war mein Onkel — ein Verwandter meiner Mutter. Er ist vor ein paar Tagen infolge eines Sturzes gestorben und in Blidah, wo er ein Landhaus hatte, beerdigt worden. Da sollte ich seine Pferde loschlagen. Es war ein saures Geschäft. Graf Ribaud von den Chasseurs, der sie

haben wollte, dachte mit mir ein leichtes Spiel zu haben. Er bot einen Pappenstiel. Aber ich habe ihm gebient. Schließlich schämte er sich so, daß er schlankweg bezahlte, was ich forderte."

Der Pferdehandel ließ Graez herzlich gleichgültig; aber die Verwandtschaft mit dem russischen Generalkonsul bot ihm eine neue Anknüpfung. Er hatte den Tod des Herrn Geheimrats Gudowitsch schon gestern in einem Café gelesen: allerlei Klatsch über sein gastliches Haus, seine glänzenden Gesellschaften, sein jähes Hinscheiden infolge einer Gehirnentzündung, die er sich durch einen Sturz vom Pferde zugezogen hatte. „Also das war ein Verwandter von Ihnen," sagte Graez; „wohnten Sie im Konsulatsgebäude?"

Fräulein de la Rocque schüttelte den Kopf. „Nein. Der Onkel war Junggeselle, hatte freilich eine dame d'honneur im Hause, es wäre also möglich gewesen. Aber diese dame d'honneur war eine Cousine von so unleidlichem Wesen, daß ich die Einladung, in das Konsulat überzusiedeln, dankend ablehnte. Überdies bin ich lieber meine eigene Herrin und mache mich nicht gern abhängig."

„Das verstehe ich," entgegnete Graez; „ich frage übrigens nur, weil ich eine Empfehlung an einen Angestellten des russischen Konsulats in der Tasche habe —"

„An wen?"

„An den ersten Dragoman Doktor Hadert."

„Ah ja — ich erinnere mich, ihn gesehen zu haben. Ein großer Herr, nicht wahr? mit blondem Spitzbart und ewigem Einglas?"

„Ich kann es nicht sagen, da ich ihn nicht kenne. Ein Gutsnachbar ist ein Verwandter von ihm und gab mir für alle Fälle die Empfehlung mit; aber ich fand gar nicht die Zeit, sie auszunützen. Werden Sie Trauer anlegen?"

„Nein" ... Sie sagte das knapp und scharf, und plötzlich erschien wieder das kleine Fältchen über ihrer Nasenwurzel ... „Nein," wiederholte sie leichtthin und kopfschüttelnd, „die Verwandtschaft ist zu weitläufig. Zudem habe ich die äußere Form der Trauer; Crêpe de Chine und schwarzer Taffet sind keine Hilfen für die Erinnerung."

„Ganz meine Ansicht. War Excellenz Gudowitsch noch ein jüngerer Herr?"

Sie antwortete nicht sogleich, schlang spielend die langen Fransen ihrer Seidendecke um ihren Finger und schien in Gedanken versunken, schaute dann wieder, mit rascher Kopfbewegung, zu Graez empor und entschuldigte ihre Unaufmerksamkeit ...

„Mille fois pardon — was fragten Sie? — Nein — kein jüngerer Herr — so um die Fünfzig — übrigens der beste Schütze, den ich je kennen gelernt habe, und ein famoser Reiter. Der Sturz vom

Pferde war gradezu unbegreiflich. Denken Sie: wir reiten nach Sidi Ferudsch, Gudowitsch, Graf Ribaud, noch ein Spahioffizier und ich. Der Weg ist tabellos. Auf einmal scheut der Gaul des Onkels vor einem an der Straße kauenden Bettler und bäumt. Der Bettler will ihm in die Zügel fallen — ich höre noch Gudowitsch rufen: „Hände weg, Lämmler!“ — Da steigt der Gaul kerzengrade in die Höhe und überschlägt sich. Es ist mir rätselhaft. Es war ein frommes Tier, ließ sich auch unter dem Damensattel reiten — ich selbst habe oft genug auf dem Biest gefessen — es ist gradezu unverständlich. . . .“

Die weiße Mütze des Kapitäns Dietrichsen tauchte auf. Er ließ sich ein Glas Sekt geben, setzte sich auf ein Kissen und sagte Fräulein de la Rocque einige Liebenswürdigkeiten. Aber die junge Dame schien die Stimmung verloren zu haben. Sie erklärte, müde zu sein, schloß plötzlich die Augen, blieb einige Minuten unbeweglich liegen und sagte dann mit matter Stimme: „Helfen Sie mir auf, meine Herren, wenn ich bitten darf. Ich möchte in meine Kabine gehen.“

Beide Herren halfen. Das Fräulein dankte und gab jedem die Hand. „Bonne nuit et au revoir, messieurs!“ Sie nickte ihnen freundlich zu und ging.

„Ganz famos,“ sagte der Kapitän, ihr nachschauend. „Übrigens kann ich Bericht erstatten. Sie hat mir ihren Paß gegeben — hat natürlich vergessen, ihn für die Türkei visieren zu lassen, ich soll das in Tunis besorgen — wie, weiß ich noch nicht, aber ich mach’ es. Sie heißt Marie Angélique mit Vornamen und ist zweiundzwanzig Jahre. Ich weiß auch ihren Geburtstag. Der achte Juni! Mein lieber Herr Rittmeister, das ist der Tag, an dem wir die Dardanellen passieren — den wollen wir nicht vergessen und eine Überraschung vorbereiten. Wie ist’s — trinken wir noch ein Pülleten?“

„Morgen,“ antwortete Graetz; „ich sehne mich auch nach der Klappe. Haben Sie alle Ihre Passagiere an Bord?“

„Ich glaube, die männliche Jugend fehlt teilweise noch. Aber das beunruhigt mich nicht. Das bin ich gewohnt. Wenn der Dampfer früh um halb sechs Uhr abfährt, trifft alles, was noch bummeln darf, nicht vor fünf ein. Na, gut Nacht denn oog und schlafen Sie well!“ —

Der Kapitän stieg auf das Sonnendeck und suchte seine Klappe auf. Graetz schlenderte noch ein Viertelstündchen auf dem Promenadendeck auf und ab, blieb auch ein paar Minuten an der Verschanzung stehen und warf einen letzten Blick auf Algier, das die meisten seiner Lichter gelöscht hatte und sich in stummer Schläfrigkeit am Berghang streckte. Dann fiel ihm auf einmal

der Landsmann ein, den er vor schimpflicher Strafe errettet hatte. Er stieg auf das Oberdeck und schritt an den riesigen Schornsteinen, den Ventilatoren, Schachthylindern und Rettungsbooten vorüber nach der Treppe zum Zwischendeck, wo ein einsamer Matrose stand und seine Pfeife rauchte. Graetz schenkte ihm eine Zigarre und sah sich nach Brettschneider um. Aber er suchte ihn vergeblich, bis er endlich eine Art Rolle dicht an einem der Lichtschächte entdeckte und gleichzeitig auch seinen Namen rufen hörte.

„Guten Abend, Herr Rittmeister,“ sagte Brettschneider; „entschuldigen Sie, daß ich nicht aufstehe, doch der Koch hat mir eine Schlafdecke geliehen und mich gleichzeitig so fest eingewickelt, daß ich mich kaum bewegen kann. Aber trotzdem, es liegt sich ganz prächtig so. Nur bei hohem Seegange wünsche ich es mir anders, sonst rolle ich bei einer etwas heftigen Welle hilflos ins Meer.“

Graetz lachte. Diese lebendige Roulade sah äußerst komisch aus. „Jedenfalls sind Sie zufrieden — was?“ fragte er.

„Ach, Herr Rittmeister,“ antwortete eine bewegte Stimme aus der Rolle, „ich bin ja so glücklich — und ich danke Ihnen so von Herzen . . .“

Ein Wort des Dankes tut immer gut. Aber Graetz hatte hier auch das Empfinden, daß es nicht beim Wort bleiben würde, daß er sich den Burschen für immer verpflichtet hatte. Er entsann sich seiner noch recht wohl, obwohl er zur Zeit, da der junge Brettschneider verschwand, Rüttersdorf noch nicht selbständig bewirtschaftete. Die Eltern hatten ihm von der Geschichte erzählt, die im Dorfe Aufsehen erregte. Der Fritz war ein Waisenkind, ein Nefse des alten Brettschneider, der Piepmaul genannt wurde, weil man sagte, er schliefe sogar mit der Pfeife im Munde, und er galt nach Recht und Gesetz für den Erben des Großbauern. Aber dieser schreckliche Alte war von einem fürchterlichen Geize und behandelte Fritz wie einen Knecht, dessen Kraft man nach Möglichkeit ausnützen mußte. Da rückte der denn eines Tages aus und kam nicht wieder. Es hieß zuerst, er habe sich das Leben genommen; die Gendarmen griffen ein, und es gab eine große Aufregung. Später erfuhr man, Fritz habe zusammen mit einem aus Langenpfehl, zwei Meilen von Rüttersdorf, das Weite gesucht. Das war ein gewisser Tittmann, auch ein Bauernsohn, ein verwegener Bursche, der die störrischsten Pferde zahm ritt, aber ein infamer Laugenichts. Er war Sergeant beim Train gewesen und mußte da böse Geschichten getrieben haben; es hieß sogar, daß ihm die zweite Klasse des Soldatenstandes gedroht habe — man erzählte sich wenig Gutes von ihm. Mit dem sollte Fritz ausgewandert sein. Nach Amerika sagten einige, nach den

afrikanischen Kolonien sagten andre. Afrika stimmte freilich; die kleine Frida, die Tochter des Doppel-Schulze, hatte eines Tages eine Ansichtskarte von Frix aus Toulon bekommen, die hatte wiederum Aufsehen erregt. Wo lag Toulon? Man erregte sich im Krüge darüber; es war weit weg, noch weiter als Paris. Aber die Erregung wuchs durch den Inhalt der Karte. Da schrieb Frix, er habe sich mit Tittmann bei der Fremdenlegion in Algerien anwerben lassen; morgen ginge es nach Afrika. Die beiden Entflohenen bekamen etwas Heldenhafte. Die Karte aus Toulon wanderte durch alle Häuser; sie wurde abgegriffen durch Duzende von Bauernfingern. Lange Zeit bildeten Frix Brettschneider und Peter Tittmann das einzige Gesprächsthema im Krüge von Rüttersdorf. Was diese Fremdenlegion eigentlich war, hatte der Doppel-Schulze vom Pastor erfahren. Und nun war es mit dem Heldentum der beiden vorbei. Nein, das war keine Art, in französischen Dienste zu treten. Wenn es nun wieder zum Kriege kam? In den Zeitungen stand allerlei — wer konnte es wissen? Dann mußten die beiden gegen die eigenen Landsleute kämpfen. Das wollte keinem in den Sinn. „Es ist sehr gemein,“ bemerkte der Doppel-Schulze im Krüge und spuckte aus. Er hatte recht; alle teilten seine Ansicht. Nur der alte Brettschneider nicht, der immer gegen die Bauern war. Er hielt viel von den Franzosen und sagte, wir hätten Siebzig die schönsten Prügel bekommen, wenn Bazaine nicht sein Vaterland verraten hätte; aber der sei von Mollke bestochen worden und hätte sein Armeekorps absichtlich in die Alpen geführt...

Das alles fiel Graez ein, als er seine Kabine aufsuchte. Er sah im Rauchzimmer noch Licht und warf einen Blick hinein. Drei Herren saßen beim Stat und tranken Bier dazu. Salon und Speisesaal waren schon verdunkelt. Graez schritt durch den Rabingang und blieb hier einen Augenblick stehen. Hinter der Tür Nummer 22 hörte er die Stimme des Apothekers: „Mutter, ob du mir nun glaubst oder nicht — ich bin noch bei Gruber gewesen, ich weiß nicht, was du willst. Wie sagst du? Odalisten? Wo sollen denn hier Odalisten herkommen! Laß dir doch nichts vorschwindeln. Es ist wirklich kein Vergnügen, mit dir zu reisen, wenn du einen ausgewachsenen Menschen wie einen Primaner behandelst...“

Graez schmunzelte: Fahrenheit bekam seine Gardinenpredigt. Er schritt weiter. Da kam die Kabine Nummer 16. War das nicht die Kojе des neuen Passagiers? Oder war es Nummer 18? — Schließlich, was ging es ihn an! Er schüttelte den Kopf, noch immer lächelnd. Es amüsierte ihn, daß er sich in Gedanken so lebhaft mit der hübschen Kleinen beschäftigte. Gott, es war ein-

mal eine Abwechslung! Und sie war wirklich niedlich, sie hatte in ihrem Sichgeben auch etwas entschieden Originelles. Das konnte man von den Mädeln daheim nicht behaupten...

4

Als Graetz am nächsten Morgen das Deck betrat, um vor dem Frühstück die Lungen mit frischer Luft zu füllen, befand sich der Dampfer schon wieder auf hoher See. Nur ein ganz zarter, wie Nebel verdämmerter Strich zeigte im Süden die afrikanische Küste an.

Die meisten der Passagiere waren schon auf den Beinen. Graetz hielt rasche Umschau auf dem Deck, grüßte hierhin und dahin und ging dann wieder hinab, um sich im Speisesaal sein Frühstück zu bestellen.

Er traf dort auf das Ehepaar Fahrenheit, das beim Kafao mit dem Ordnen und der Lektüre einer Unlast von Zeitungen und Briefen beschäftigt war. Der Apotheker sah unwirsch aus, seine rundliche Gattin schien dagegen in bester Stimmung zu sein.

"Guten Morgen, Herr Rittmeister," rief sie und legte ihre Hand auf das Paket von Briefen. "Sehen Sie mal: das alles sind Nachrichten aus der Heimat! Auch mancherlei dabei, was Sie interessieren dürfte."

"Hoffentlich nichts Unliebsames," erwiderte Graetz, den Fahrenheits gegenüber Platz nehmend.

"Im Gegenteil. Zuerst eine Verlobung: Rätke v. Feldern und Herr v. Robinski, wissen Sie, der Volontär auf Scharlibbe, der Lange mit den Schwippen Beinen. Was sagen Sie dazu, Herr Rittmeister? Die schöne Rätke mit ihren Toiletten! Ein Millionär sollte es wenigstens sein. Und nun Herr v. Robinski! Der Wasserpolacke. Sein Vater ist Steuerinspektor in Bielitz-Biala; es sollen ganz dürftige Verhältnisse sein."

Graetz knabberte gedankenlos an einem Zwiebad. Rätke v. Feldern hatte auch ihn einstmals sehr liebenswürdig behandelt; er wünschte ihr alles Gute, aber im Grunde genommen war ihm ihre Verlobung recht gleichgültig.

"Doktor Harbs läßt Sie grüßen," sagte der Apotheker, der gleichfalls seine Briefe las. "In Rodnow sind die Masern. Der Landrat hat den Vorsitz in der Landwirtschaftlichen Gesellschaft niedergelegt, weil der dicke Fiddichow ihn einen heimlichen Deutschsozialen genannt hat."

"Gräßlich," meinte der Rittmeister.

Fahrenheit las weiter. "Die Deutschsozialen versuchen jetzt sogar den Kampf mit den Konservativen im Kreise aufzunehmen"

sagte er. „Doktor Goessel hoffe diesmal zuverlässig in die Stichwahl zu kommen, schreibt mir mein Provisor.“

Graetz leerte seine Tasse. „Das gönn' ich ihm. Augenblicklich sind wir nicht gerade respektabel im Reichstage vertreten. Goessel ist wenigstens ein zuverlässiger Charakter.“

Der Apotheker legte seinen Brief neben sich. „Hören Sie mal, Herr Rittmeister, Sie sollten sich mal als konservativer Kandidat aufstellen lassen! Der ewige Barbh ist schon etwas abgestanden. Er hat auch an Anhang verloren.“

„Sollte mir fehlen,“ entgegnete Graetz. „Ich habe genug an der Krakeelerei in der Wirtschaftlichen Vereinigung. Wer nicht für Fiddichow ist, wird niedergeschrien; wer einmal eine eigene Meinung entwickelt, wird moralisch an die Luft gesetzt.“

„In Adlich-Bartlau ist der Storch angekommen,“ erzählte Frau Fahrenheit aus ihren Briefen heraus. „Wieder ein Mädchen. Das vierte. Die Ida Gerlach ist aus dem Zuisenstift zurück und soll schrecklich blaß aussehen. Warum stecken sie das Kind unnötigerweise in die Pension...“

Graetz war im Begriff aufzustehen. Es war wirklich nicht wert, die köstliche Seelust auf dem Deck über all diesen heimischen Platsch zu vernachlässigen.

„Ganz richtig,“ sagte er und legte seine Serviette beiseite, „warum stecken sie das Kind erst in eine Pension...“

Er erhob sich. Da trat Fräulein von la Rocque in den Speisesaal, sehr frisch, mit rosigem Gesicht, in einem englischen Kostüm, heller Jade, schottischer Mütze und einem derben, stöckartigen Sonnenschirm in der Rechten. „Voilà!“ rief sie, als sie Graetz sah, und streckte ihm freundlich beide Hände entgegen. „Guten Morgen, cher ami — ich bin ein Faulpelz, nicht wahr? Aber ich scheine nur so — in Wirklichkeit ist es nicht so schlimm. Ich war schon um fünf aus den Federn, habe die Therapie abdampfen sehen, ein Bad genommen und dann meine Koffer ausgepackt — und nun habe ich unglaublichen Hunger... Guten Morgen, Herr“ — sie suchte nach Fahrenheits Namen, aber sie hatte wenigstens seinen Beruf behalten — „Herr Apotheker!“

Auch ihm drückte sie herzlich die Hand. Das war eine Vertraulichkeit, die Fahrenheit verlegen werden ließ. Er erhob sich ein wenig von seinem Plaze, machte eine ungeschickte halbe Verbeugung und wies dann auf seine, in vornehme Ruhe erstarrte Gattin.

„Meine Frau,“ sagte er, „Fräulein de — de —“
„de la Rocque,“ vollendete sie, während Frau Fahrenheit würdig den Kopf neigte und eine ernste Miene beibehielt. „Ich habe Ihren Herrn Gemahl gestern zwischen Blidah und Algier

kennen gelernt, gnädige Frau — vielleicht hat er Ihnen erzählt —

„Jawohl, mein Fräulein,“ fiel Frau Fahrenheit ein, „er hat mir davon erzählt . . .“

Es lag im Tone der in ihrer Behäbigkeit so gutmütig ausschauenden Dame etwas wie eine Abweisung, wie ein Verzicht auf die Fortsetzung der Unterhaltung. Sie hatte auch eine eigentümliche Art, ihr Gegenüber zu betrachten. Der Blick war neugierig und verlegend zugleich.

Fräulein von la Rocque nahm das gleichmütig hin; nur der linke Mundwinkel zuckte ein wenig. Sie ließ die Unterhaltung mit dem Ehepaar auf der Stelle fallen, bestellte ihren Tee und wandte sich an Graetz zurück, mit dem sie lebhaft zu plaudern begann, ohne die Fahrenheits weiter zu beachten, die sich bald erhoben und den Speisesaal verließen.

„Ich glaube nicht, daß ich mich der Sympathien der Madame Fahrenheit zu erfreuen habe,“ sagte Fräulein von la Rocque heiter; „ihr Blick spießte mich anfänglich auf und begann mich sodann allgemach zu sezieren. Ich fühlte, wie er langsam schneidender wurde und immer tiefer drang; er zerteilte mich sozusagen.“

„Das hat sie an sich,“ entgegnete Graetz, „doch man gewöhnt sich daran. Der Blick, mit dem sie Sie prüfte, war eine ganze Kritik. Ihr Äußeres ist ihr zweifellos zu modern, Ihr Inneres wird ihr zu frisch sein. Sie ist mehr für das, was ihr selber entspricht.“

„Gut,“ sagte das Fräulein und begann zu frühstücken, „nun weiß ich Bescheid. Erzählen Sie mir noch mehr von der Schiffsgesellschaft, wenn ich bitten darf. Wer gehört zu Ihren Intimieren?“

„Keiner,“ erwiderte Graetz. „Eine Gruppe von Herren kommt nicht aus dem Rauchzimmer heraus. Da wird ununterbrochen Skat gespielt und Bier getrunken. Andre lernen den Wäbeler auswendig, andre räsonieren von früh bis spät über das Essen, die Betten, die Bedienung, über alles. Dann gibt es sezessionistische Strömungen. Wir haben einen militärischen Tisch, eine Börse, eine einen Kavalierviertel. Da bleibe ich lieber allein; ich habe von Beginn der Reise ab auf einen Anschluß an Parteien oder einzelne verzichtet und mich recht wohl dabei befunden.“

„Ich will das als einen guten Rat auffassen und mich ebenso verhalten,“ entgegnete Fräulein von la Rocque. „Übrigens geht es mir wie Ihnen: ich bin mehr Einzelwesen als Herdentier. Ist das Apothekerpaar auch nur eine Reisebekanntschaft?“

Nein, das war es nicht; das war ein Anhänger von daheim. Das Fräulein wollte näheres wissen, und Graetz erzählte. Fahren-

heit war Apotheker in Rodnow; Rodnow war die Kreisstadt jenes ländlichen Bezirks in der brandenburgischen Neumark, in dem die Güter des Rittmeisters und seines Vaters lagen. O, Rodnow war eine höchst bedeutende Stadt! Ihre Originalität beruhte darin, daß sie im Zeitalter der Industrie und des Verkehrs weder Gasbeleuchtung noch Wasserleitung besaß. Zwei Öllaternen leuchteten da durch die Nacht; sie hingen an rostigen Drähten am Anfang und Ausgang der Hauptstraße. Dennoch: Rodnow war für den Landbesitz der Umgegend ein Mekka. Da wohnten Bernstein und Goldstein, zwei Nebenbuhler, die sich tödlich haßten, Vermittler für jedweden Handel, der von den Gütern ausging, Leute, die man brauchte, mit denen man sich wütend zankte, und zu denen man immer wieder zurückkehrte. Da wohnte ferner der Kreisarzt Doktor Harbs, der seit Jahren ein Serum zu erfinden trachtete, aber kein Serum fand — weiter eine nicht minder gesuchte Persönlichkeit, der Kreistierarzt Zummer, ein ehemaliger Garde du Corps von ungeheurem Riesenmaß der Glieder und selten ganz nüchtern. Da war das Landratsamt mit Herrn v. Uhlenhausen an der Spitze; da war alljährlich zweimal Pferdemarkt und einmal Wollmarkt; da spielte im Winter die Theatertruppe des Direktors Feldmesser-Jakobi ernsthafte Stücke, die zum Krankflachen waren, und komische, bei denen man traurig werden konnte; da war ein Johanniterhospital und eine alte Templerburg, in welcher der Major v. Albinus hauste, ein menschen scheuer Sonderling; da war endlich das Hotel Markgraf Johann. Dieses Gasthaus war die Krone von Rodnow. Im Parterre war die allgemeine Wirtsstube und oben die Herrenstube. Dort traf man immer Bekannte. Und es war merkwürdig: in den schlechtesten Zeiten, wenn die Getreidepreise am tiefsten standen, wenn die Ernte erfroren war und der Himmel nicht regnen lassen wollte, da war man im Markgrafen Johann am vergnügtesten. Der Ärger schlug um, wenn der Champagner schäumte. In der Herrenstube wurde auch hohe Politik gedreht, wurden feine Reden gehalten, die Abgeordneten aufgestellt, die Sozialdemokraten vernichtet; hier tagte die Landwirtschaftliche Gesellschaft und der Mittwochsklub, wurde Königsgeburtstag gefeiert und jedes Geschäft mit Bernstein oder Goldstein abgeschlossen: zusammen kamen die beiden niemals.

Fräulein von la Rocque amüsierte sich sehr über diese Schilderung der Kleinstadt. Kleinstädtisches Leben war ihr fremd; als Weltenbummlerin hatte sie entweder die Natur in ihrer grandiosen Einsamkeit oder die Zentralen des Lebens kennen gelernt. „Aber,“ sagte sie und erhob sich, während sie einen Berg von zerschnittenem Schinken auf einen Sandwich häufte, „komme ich das nächste Mal

nach Norddeutschland, so suche ich ganz gewiß auch Ihr Rodnow auf. Zuweilen fühle ich mich großstadtmüde. Da wird mir der Markgraf Johann wohl tun, der sicher grün angelaufene Fensterscheiben und keine elektrischen Klingeln besitzt. Dieser Schinken ist für die Möwen; wir wollen sie füttern, Herr Rittmeister . . ."

Sie gingen auf das Hinterdeck, wo sich die gesamten Passagiere versammelt hatten, um in angenehmem Nichtstun den sonnigen Tag zu verträdeln. Man prominierte auf und ab oder lag träumend und lesend in den Deckstühlen. Ein paar Herren spielten Shuffie-Board. Ein älterer Herr, ein Oberst a. D., umraste in wildem Sturmschritt die Decks, um seine gewohnte halbe Meile Tagesstour zurückzulegen; von Zeit zu Zeit zog er einen Schrittmesser aus der Tasche und kontrollierte seinen Weg.

Die Fahrtenheits mußten schon von dem neuen Passagier erzählt haben. Diskrete und indiscrete Blicke streiften Fräulein von la Rocque von allen Seiten. Ein hübscher junger Mann nickte Graetz freundschaftlich zu, der ihn seiner Begleiterin vorstellte: „Leutnant v. Struensee, Kriegsmann und Musiker, besonders groß auf dem Klappenhorn.“ Auch das Danziger Ehepaar wurde begrüßt: ein Arzt, Doktor Besser, mit seiner bildhübschen brünetten Frau. Dann ging es zu den Möwen.

Fräulein von la Rocque hatte sich sofort einen besonderen Liebling ausgewählt: ein silbergraues Tier mit schwarzen Flügelspitzen, das sich dicht an Bord hielt und auf die Stimmen zu lauschen schien. Zuweilen fing die Möwe ein Schinkenstückchen im Fluge auf und erhob sich dann hoch in die Luft, um vor ihren deutegierigen Gefährtinnen geschützt zu sein; sie wiegte sich hin und her, ließ sich gleichsam vom Äther tragen und stieß hierauf wieder, den Schnabel nach abwärts gekehrt, in die Wellen.

Die See war belebt. Man erwartete in Tunis den Besuch des Präsidenten von Frankreich, und da erschien um die Mittagsstunde von Toulon her ein ganzes Geschwader Kriegsschiffe, und im hellen Sonnenglanze sah man die Trikoloren leuchten. Das Geschwader beschrieb zwischen Sardinien und Sizilien einen weiten Bogen und hielt dann mit der Therapia östlichen Kurs, der es gewissermaßen das Geleite gab. In der Nähe der afrikanischen Küste, deren kahle Berghänge und öde Uferstreden zeitweilig deutlich sichtbar wurden, kreuzten Segelschiffe und eine Menge großer Fischerboote, und einmal strich ein feuerrot angestrichener eleganter kleiner Dampfer unter dem Zeichen des Sternenbanners nahe an der Therapia vorbei: vermutlich die Lustjacht eines reichen Amerikaners, den die tunesischen Feste locken mochten . . .

Fräulein von la Rocque hatte sich mit den Armen auf die Deck-
verschanzung gelehnt und schaute wie träumend in das Wasser
hinein. Sie war stiller geworden, und ein sinnender Ausdruck
lag auf ihrem Gesicht. Graetz machte seine Beobachtungen. Was
ihm am meisten an ihr gefiel, war ihre geschmeidige Biegsamkeit,
die jeder Bewegung Grazie gab, eine Mischung von Kraft und
Anmut, wie man sie bei den jungen Amerikanerinnen häufig
findet. Graetz sagte sich, daß sie zu Pferde ganz prächtig aus-
sehen müsse. Es war freilich kaum anzunehmen, daß er sie als
Amazone werde bewundern können. Aber er sah sie im Geiste
auf seiner „Trilby“, einer schönen braunen Stute, die er für die
Komtesse Anna Barbj zugeritten hatte und die ihm dann auf
dem Halse geblieben, weil der Komteß der Sport verboten
worden war. Und in weiterer Ausspinnung des Gedankens
sah er sich selbst an ihrer Seite über die Felder der Heimat
reiten . . .

Von nun ab war Rittmeister Graetz der unzertrennliche Be-
gleiter des Fräuleins von la Rocque an Bord. Unter den jüngeren
Passagieren war bisher eine heitere Flirtstimmung noch nicht so
recht aufgekommen; das lag wohl an der Gesellschaft selbst. Aber
das Beispiel des Rittmeisters schien anfeuernd zu wirken. Fräulein
Müller fand in einem jungen Kaufmann, dem die stete Be-
schäftigung mit Hopfen und Hülsenfrüchten nicht genügte, einen
Genossen, der ihre Photographierwut teilte. Leutnant v. Struen-
see, der musikalische Landsknecht, begann sich für Fräulein Thea
v. Becker zu interessieren, die Tochter eines Landgerichtspräsi-
dents, die bisher im stolzen Bewußtsein ihres jungfräulichen
Adels unter dieser meist bürgerlichen Gesellschaft ihre eigenen
Wege gewandelt war. Die junge Dame, die alles so schrecklich
komisch fand und angesichts eines schönen Naturbildes in fröh-
liches Lachen ausbrechen konnte, ein Fräulein Gumpert, Tochter
eines Obersten a. D., sah man nunmehr häufiger in eifriger Unter-
haltung mit einem Witwer in besten Jahren, Herrn Riesenkamp,
Besitzer einer Porzfabrik in Dessau. Auf dem blauen Mittelmeeer,
das Neptun segnete und über dem ein sonniger Himmel lachte,
fanden sich die Paare zusammen. Es waren köstliche Tage bei
glatter See und wolkenlosem Firmament, und ebenso wonnevoll
waren die Nächte unter dem leuchtenden Sternenmantel, wenn
das schöne schwimmende Haus mit leisem Rauschen die Wasser
teilte, in denen der Mond sich spiegelte und die zuweilen in goldig-
purpurnem Phosphorglanz erglühnten. Man verlängerte die Tage
bis weit über Mitternacht hinaus. Die größten Philister bekamen
ästhetische Anwandlungen, im Rauchzimmer wurden die Stat-
tische gesprengt, Fahrenheit vergaß sogar sein beständiges Mörgeln.

Als der Dampfer in die Bucht von Tunis einbog, wurde das Wetter unfreundlich. Die Therapia mußte in weiter Entfernung von der Hafenstadt Goletta vor Anker gehen, und es hieß allgemein, der Seegang sei zu hoch, um die Passagiere in der kleinen Barkasse des tunesischen Agenten der Linie an Land zu bringen. Zudem verbreitete sich die Nachricht, daß sowohl in Goletta wie in Tunis infolge des Besuchs des Präsidenten von Frankreich alle Hotels bis auf das letzte Zimmerchen besetzt seien. Nun herrschte allgemeine Unzufriedenheit an Bord. Das war in der Tat ärgerlich! Man sah den Hafen gefüllt mit Schiffen des Ehrengeschwaders, sah durch die Krimscheer das rege Leben auf den beslaggen Kais von Goletta auf und nieder wogen, und war selbst an die Planken des eigenen Fahrzeugs gebannt. Der Apotheker schimpfte laut: nun sei seine Gutmütigkeit zu Ende; Tunis stehe auf dem Reiseprogramm — er wünsche unbedingt Tunis zu sehen oder er werde an Bäderer schreiben und öffentlich vor diesen Mittelmeerfahrten warnen, auf denen durchaus nicht das gehalten werde, was man vorher mit großen Worten versprochen habe.

Der Kapitän hörte den Wutausbruch und wies auf die sich dicht neben der Therapia schaukelnde Dampfbarkasse des Agenten. „Bitte sehr, Herr Fahrenheit,“ sagte er, „benützen Sie die Barkasse, wenn Sie nicht ängstlich sind. Ich kann nichts weiter tun als Sie warnen.“

„Ich bin nicht ängstlich,“ rief Fahrenheit, „ich bin kein Hasenfuß!“ — Er sah sich wie ein gegen die Türken ausziehender Kreuzfahrer um. „Wer kommt mit?“

„Moi,“ sagte Fräulein von la Rocque; „nehmen Sie mich unter Ihren Schutz...“ Aber energisch hob sich die gewaltige Persönlichkeit der Frau Fahrenheit zwischen die beiden. „Du bleibst gefälligst hier, Mann,“ sagte sie mit einem scharfen Seitenblick auf das Fräulein; „dein Leben und deine Gesundheit sind etwas mehr wert als...“

Sie legte ihren Arm in den des Gatten und wuchtete davon. „Ein verlorener Ritter,“ sagte Fräulein von la Rocque; „Herr Rittmeister, wollen wir beide die Fahrt wagen?“

„Mit Vergnügen,“ entgegnete Graef. „Ertrinken werden wir ja nicht. Das Schlimmste wäre, wir blieben in Tunis zurück. Doch das wollen wir nicht hoffen...“ Der Kapitän wurde befragt. Dietrichsen nahm Graef beiseite. Das bißchen Wellenschlag sei das wenigste, sagte er, und ein paar Personen trüge die Barkasse schon. Aber die gesamten Passagiere nach Goletta zu befördern, sei bei dem Seegange und der leichten Bauart der Barkasse in der Tat nicht möglich. Außerdem liege bei dem Fest-

trübel in Tunis wirklich die Gefahr nahe, daß man die Abfahrtszeit verfehlen könne, und er müsse unbedingt am nächsten Morgen weiter.

„Wir sind schon heute abend wieder an Bord,“ rief Fräulein von la Rocque lebhaft. Der Kapitän hatte sein Bedenken; er warnte. Die Warnung erfüllte insofern ihren Zweck, als keiner der übrigen Passagiere mit von der Partie sein wollte. So bestiegen denn nur Graetz und Fräulein von la Rocque die Barkasse, aber schon der Wechsel des Schiffes hatte bei dem starken Wellengang seine Schwierigkeiten.

„Herr Rittmeister,“ rief der Kapitän vom Deck der *Therapia* herab, „ich erinnere noch einmal daran: Punkt acht Uhr morgen früh stech ich wieder in die See! Ich muß! Nicht eine Viertelstunde später!“

„Sela!“ rief Graetz lachend zurück, und Fräulein von la Rocque winkte mit ihrem Taschentuch.

Die beiden sahen noch, wie der Kapitän achselzuckend von der Deckerschranzung zurücktrat; dann mußten sie sich schleunigst setzen. Alle Wetter, was schaukelte dieser kleine Dampfkahn! Fräulein von la Rocque trug ihren Waterproof und hielt tapfer Stand. „Das ist hübsch,“ sagte sie; „eine Nußschale und ein Sturm im Waschbecken . . .“ Mehr sprach sie nicht. Sie erblaste plötzlich, sie wurde ganz weiß. Graetz sah es und rief: „Ach herrje! Demoiselle Marie, mir ahnt etwas. Neptun will es. Non dolet, und es schadet auch nichts . . .“ Er stützte die Schwankende. Sie lächelte trotz der Unbehaglichkeit und war ihm dankbar. Aber sie ärgerte sich auch. Wo blieb ihr hoher Mut!? Drüben lag wetterfest die *Therapia*. Fast sehnte sie sich nach ihr zurück. Doch der Wunsch wurde nicht laut. Sie hätte sich geschämt, umzukehren. In wenigen Minuten mußte man in Goletta sein.

Sonst ja. Aber heute dauerte die Fahrt über eine Stunde. Fräulein von la Rocque war schließlich ganz hilflos geworden. Sie ließ sich in die Arme nehmen von Graetz, der sie festhielt, damit sie nicht zu Boden geschleudert würde; ein Bootsmann deckte noch ein wasserdichtes Leinentuch über beide, und nun saßen sie still nebeneinander, ganz warm unter ihrer Hülle, und es war fast, als höre ein jeder das Herz des andern schlagen.

So ging es ganz gut. Graetz bedauerte es fast, als die Barkasse am Leuchtturm von Goletta vorüberfuhr und an der Reede anlegte. Er hätte diese letzte Sturmstunde nicht missen mögen. Übrigens fühlte sich Marie, als sie das Land betrat, wieder ganz wohl. Unter heiterem Blaudern suchte man den Bahnhof auf, bestieg den nächsten Zug und fuhr nach Tunis, das man in einer halben Stunde erreichte.

In der Stadt herrschte ein ungeheures Leben. Der Besuch des französischen Präsidenten schien wirklich die halbe Bevölkerung der Regentschaft nach Tunis gelockt zu haben. In der Avenue de la Marine kam man nur langsam vorwärts. Zuweilen stauten sich die Menschenmassen auf den Trottoirs; alle Sprachen schwirrten durch die Luft, alle Nationen schienen vertreten zu sein. Wimpel und Flaggen wehten herab von hohen Masten, um die sich Girlanden schlangen; große gelbe Ballons, für die abendliche Illumination bestimmt, leuchteten wie Riesenorangen aus dem Grün der Steineichen, Olivenbäume und Palmen.

In der Avenue de France mußten die beiden wiederum stehen bleiben. In dieser elegantesten Straße des Frankenviertels war das Gedränge geradezu lebensgefährlich. Ein Bordon von Spahis sperrte den Fahrweg ab, der wie rein geseggt war, während ihn Menschenmauern begrenzten. Graetz hatte für sich und seine Begleiterin unter dem Vorbau des Café Glacier mit Hilfe eines Fünffrankstücks noch ein Plätzchen erobern können. Sie hatten kaum auf den schmalen strohgeflochtenen Stühlen Platz genommen, als eine Abteilung Chasseurs die Straße hinabjagte. Spahis und Turkos folgten, dann begann die Reihe der Wagen, die für die Seeoffiziere und die Beamtenwelt gestellt waren. In jeder Equipage saßen vier Herren, und es amüsierte Graetz, daß nicht ein einziger unter den Zivilisten da war, der nicht ein großes tunesisches Ordenszeichen um den Hals getragen hätte. Der Beiseß selbst saß an der Seite des französischen Präsidenten und sah außerordentlich gelangweilt aus. Er blickte stumpfsinnig vor sich hin; es schien durchaus keinen Eindruck auf ihn zu machen, daß ihn das Volk im Lande seiner Väter immer wieder mit einem weithin schallenden „Vive la France!“ begrüßte.

Die Ehrengarde, eine Kohorte nach Zuavenart gekleideter Eingeborener, beschloß den Zug, der sich über den Börsenplatz der Kasba zuwandte, der alten, als Kaserne eingerichteten Janitscharenfeste, die im Norden die Stadt überragte. Die Spahibordons lösten sich auf, die ganze Straße wurde freigegeben, das Volk übersflutete nun auch die Mittelgänge des Boulevards.

„Ein hübsches Bild,“ sagte Graetz; „was machen wir jetzt?“

„Wir frühstücken,“ sagte Marie.

Die beiden gingen hinüber nach dem Grand Hotel und bestellten. Sie fanden in dem geräumigen Restaurationsaal noch einen freien Platz am Fenster, von dem sie einen prächtigen Ausblick auf das Leben und Treiben der Straße hatten. Fräulein Marie war glücklich. „Ist das Reisen nicht wirklich wundervoll?“ fragte sie. „Ist es nicht der einzig praktische Anschauungsunterricht? Denken Sie, was wir hier im Laufe einer Stunde nicht alles

gelernt haben! Zuerst ethnographisch-anthropologisch. Ein ganzes Rassenbild rollte sich vor uns auf. Dann die politische Lehre. Der blasse Bey an der Seite des Präsidenten: eine Puppe Frankreichs. Dann sprachwissenschaftlich: französisch, italienisch, Lingua franca, arabisch, Berberdialekte. Dann die Geldmarktzersultate: Frankreich ist Trumpf, aber seine Franken gelten nicht, sondern nur die tunesischen. Und dann — und dann: ich könnte Ihnen noch eine längere Rede halten, aber mich lockt die Languste, darum schweige ich."

Sie brach mit behenden Fingern das Schaltier auf ihrem Teller auf und begann mit gutem Appetit zu speisen.

"Meine Hochachtung," erwiderte Graez; "Sie reden wie ein Buch, gnädiges Fräulein — ich glaube, Sie haben unheimlich viel gelernt."

Sie lachte. "Man hat schrecklich viel in mich hineingestopft," sagte sie, "ich sollte auf die Universität, meinen Doktor machen und gelehrte Werke schreiben. Aber ich tat es nicht. Dafür kann ich auch nicht kochen. Ich glaube, zu der vielgerühmten deutschen Hausfrau würde mir manches fehlen."

"Da muß ich widersprechen. Kochtopf und Leinenschrant sind nicht mehr die Ideale der deutschen Hausfrau. Jetzt kochen unsere Frauen ihre Zielpfosten höher — manchmal sogar gar zu hoch. Haben Sie einmal etwas von der sogenannten Frauenbewegung gehört?"

Sie antwortete nicht. Sie schaute auf die rechte Hand Graezens und fragte plötzlich: "Sagen Sie, sind Sie verheiratet?"

Diese Frage blinnte Graez sehr komisch. Seiner Ansicht nach mußte sie längst wissen, daß er Junggeselle war. Mein Gott, so etwas merkt man doch am ganzen Sichgeben! —

Er schüttelte ernsthaft den Kopf. "Nein," entgegnete er, "durchaus nicht. Ich bin noch zu haben. Und Sie?"

"Was — ich?" fragte sie in heiterer Verwunderung; "ob auch ich noch zu haben bin? Versteht sich; bis jetzt hat mich keiner gewollt."

Das forderte, während der Kellner die Teller abräumte und das bestellte Entrecôte zu servieren begann, die Entrüstung des Rittmeisters heraus. "Hat Sie keiner gewollt," wiederholte er; "Fräulein Marie — pardon, gnädiges Fräulein —"

"Sagen Sie ruhig Marie," fiel sie ein, "es klingt behaglicher, auch klüger. Der Vatersname ist zu lang; Savin de la Rocque ist noch nicht alles; der ganze Name lautet Savin de la Rocque de Bauffet-Castan und als Endschnipsel kommt noch das längst verlorene Marquisat von Saint-Gosselin dazu. Ein fürchterlicher Name. Also nennen Sie mich nur Marie. Ich nehme es nicht übel; im Gegenteil. Es klingt so hübsch väterlich."

„Merci. Das Väterliche sagt mir nicht sonderlich zu. Aber sei es. Bobon sprachen wir? Ah, ich weiß . . . Hat Sie keiner gewollt, äußerten Sie. Ich muß das bezweifeln. Schlagen wir eine Volte: Sie haben keinen gewollt.“

Marie ließ sich die Kräuterbutter reichen. „So kam es und so,“ sagte sie; „es wechselte. Aber das Resultat war immer das gleiche. Zum Stillsitzen bin ich noch nicht gekommen.“

„Und möchten auch nicht?“

„O warum nicht! Man gewöhnt sich an alles. Und außerdem erreicht das Umherschwirren auch einmal die Grenzen des Unangenehmen. Und noch ein Außerdem: das Herz klopft ja noch immer. Vielleicht klopft es gelegentlich stärker. Dann sind die Fesseln da, die dem Wandervogel die Flügel binden.“

„Richtig.“ Graez erhob sein Glas. „Auf daß diese Fesseln köstlich sein mögen —“

„Madame désire-t-elle des fruits? du fromage?“ fragte der Kellner, auf seinen flachen Händen zwei Schüsseln balancierend.

Das war eine Unterbrechung, die das Gespräch wiederum ablenkte. Marie schälte ein paar Orangen. Das machte sie sehr niedlich. Sie schnitt die Schale ein und löste sie dann in Blattform ab, so daß sie wie eine abgebrochene Blume aussah, aus der ein Hesperidenapfel hervorspross. „Bitte,“ sagte sie und präsentierte Graez die Frucht. Apfelsinen waren die einzigen Früchte, aus denen sich Graez gar nichts machte. Aber er sah unter dem goldgelben Apfel eine rosige Handfläche und darüber ein lächelndes Antlitz; da nahm er denn die Orange, und sie schmeckte ihm merkwürdig gut.

„Delikat,“ sagte er.

Der Nachmittag schritt vor. Der Himmel war nicht blau geblieben; er hatte eine dunkelgraue Färbung angenommen und schien tiefer zu rücken. Vom Fenster aus sah man, daß auch der Wind wach geworden war; er trieb den Staub durch die Straßen und schüttelte die Platanen und Palmen.

„O weh!“ rief Gräulein von la Rocque, „es wird wieder einmal stürmisch! Kommen Sie, Herr Rittmeister, damit wir uns wenigstens die Basare ansehen können!“

Nun brach man schleunigst auf. Das Wetter war in der Tat unfreundlich geworden. Es begann zu regnen; die Tropfen waren eiskalt, und plötzlich schlug ein Hagelschauer hernieder. Aber die beiden waren schon am Eingang zu den Süds, den gedeckten Basargassen, die sie vor dem Unwetter schützten.

Das farbenreiche Bild nordafrikanischen Lebens, das sich auch hier entfaltete, nahm Marie völlig gefangen. Sie begann einzutaufen und wollte nicht aufhören. Sie verstand auch zu handeln.

Sie setzte sich in den kleinen höhlenartigen Läden fest, nippte an dem türkischen Kaffee, den man ihr präsentierte, und ließ sich die Waren ballentweise vorlegen. Dann wählte sie aus und bot die Hälfte des geforderten Preises. Nun ging das Geschrei los. In mißtönendem Französisch schworen die Verkäufer, daß man sie zugrunde richten wolle; sie riefen die Nachbarn herbei und Vorübergehende als Eideshelfer an; sie wandten und krümmten sich und wurden dann ganz plötzlich ruhig legten die ausgewählten Stücke beiseite und machten einen neuen Preis. Das wiederholte sich mannigfach. Dem lebhaften Geschrei und der aufgeregten Gestikulierung gegenüber blieb Marie völlig gelassen. Sie bezahlte erst, wenn der Verkäufer sich einverstanden erklärt hatte. Graez hatte gebeten, auslegen zu dürfen. Doch sie dankte; sie hatte sich einen Tausendfrankchein in Gold wechseln lassen und paßte genau auf, daß man ihr richtig herausgab. Ihr praktisches Gehaben stand in gressem Gegensatz zu der Leichtfertigkeit, mit der sie ihr Geld bei sich führte und mit ihrer maurischen Dienerin im Hafen von Algier verhandelt hatte. „Ein merkwürdiges Geschöpf,“ sagte sich Graez; „es ist nicht ganz leicht, sie auszufornnen, sie zeigt sich immer wieder von andern Seiten“ . . .

Anfänglich hatte ihn ihre Art und Weise, mit den einheimischen Kaufleuten umzugehen, amüsiert. Als aber die Ankäufe sich häuften und der Führer noch ein paar Packträger engagieren mußte, begann ihn die Sache zu langweilen. Im Euf der Goldarbeiter handelte Marie um ein silbernes Gürtelband. Da ging Graez in den Laden nebenan und ließ sich Schmuckstücke vorlegen. Er wählte lange und entschied sich endlich für eine Halskette aus sechs Schnüren kleiner, durchbrochener, sehr fein gearbeiteter Silberperlen, die ein mit farbigen Edelsteinen ausgelegtes Filigranschoß vereinigte. Als er zu Marie zurückkehrte, hatte auch diese ihren Einkauf beendet.

„Fini,“ sagte sie. „Nun kann es weiter gehen. „Vodt Sie der Waffenladen da drüben nicht?“

„Nein,“ erwiderte Graez. „Das Dolchmesser und die beiden Flinten, die ich Ihrer Begeisterung zuliebe gekauft habe, genügen mir. Ich tariere, die Flinten sind austrangierte Chassepots und nur ein wenig arabisiert worden. Das Dolchmesser stammt sicher eher aus Marseille als aus Damaskus. Aber ich habe für Sie eine Kleinigkeit erstanden und bitte Sie, diese Kette als Erinnerung an heute — sagen wir besser, als Andenken an unsre Bekanntschaft annehmen zu wollen . . .“

Marie errödete, als Graez ihr das Geschenk reichte. Sie erschien verlegen und dabei unverkennbar erfreut. Ein Ausdruck von

warmer Herzlichkeit trat in ihr Auge; sie lächelte glücklich, aber es stand auch ein gewisser Ernst auf ihrem Antlitz.

Sie gab Graek die Hand und drückte die seine fest. „Lieber Freund,“ sagte sie, „das ist ein kostbares Andenken. Aber sein Wert für mich liegt doch mehr im Geben. Ich will die Kette oft tragen, und dann denke ich an Tunis zurück — und an Sie. Haben Sie herzlichen Dank.“

Nun sprach sie nicht mehr von dem Geschenk. Unvermittelt begann sie von etwas anderm zu plaudern, als sei es ihre Absicht, diesem Andenken eine nicht erwünschte Bedeutung zu nehmen.

Man schlenderte noch hierhin und dorthin: es wurde dämmerig in den überwölbten, immer nur halbhellen Gassen. Graek hielt es für angebracht, zur Rückkehr zu mahnen. —

Als man die Basare verließ, kam man wieder in Sturm und Regen hinein. Graek schaute mit bedenklicher Miene zum Himmel auf, an dem sich die Wolken jagten. Die Prophezeiung, daß der morgige Tag schönes Wetter bringen würde, schien sich nicht bewahrheiten zu wollen. Aber es war im Grunde genommen gleichgültig; die Hauptsache war, daß man erst wieder trocken an Bord der *Therapia* saß.

Der Führer hatte einen Wagen besorgt. Man fuhr im Galopp zum Nordbahnhof und erreichte auch noch glücklich den Zug. Aber in *Goletta* fand sich niemand, der es wagen wollte, die beiden nach der *Therapia* zu bringen, die im Regen und Abendnebel gar nicht zu sehen war. Das Meer ging gewaltig hoch und war mit Schaum bedeckt. Es war klar, daß eine Überfahrt im Boote unmöglich war. Einer der Schiffer riet Graek, nachtsüber ruhig im Gasthause zu bleiben und für den nächsten Morgen eine Barkasse zu mieten; es war anzunehmen, daß sich der Sturm legen würde, und die Barkasse gewährte eine gewisse Sicherheit, auch wenn der Seegang noch stark war.

Graek hielt, an der Reede stehend, seinen Regenschirm über Marie, deren Strohhut völlig durchweicht war und von deren Waterproof das Wasser herabplätscherte. „Was tun?“ fragte er.

„Hierbleiben,“ antwortete sie, „und abwarten.“

„Gut,“ sagte Graek. Er winkte dem Führer und den Packträgern und ließ sich den Weg nach dem ersten Hotel *Golettas* zeigen. Nach Tunis zurück wollte man nicht; hier war man wenigstens am Hafen — oder dem sogenannten Hafen, denn mangels schützender Wellenbrecher mußten die großen Schiffe sich noch immer ziemlich weit draußen im Meere verankern — und konnte bei günstigem Winde am Morgen in einer halben Stunde die *Therapia* erreichen. Das empfohlene Hotel *de France* erwies sich als leidliche Unterkunft; man fand wenigstens saubere Zimmer

und war im Trocknen. Als man eine Stunde später im Speisesaal das gemeinsame Abendessen einnahm, war Marie wieder unbekümmert und heiter. Graetz hatte bei der Compagnie générale transatlantique für sieben Uhr früh eine Barfasse bestellt und sich nach dem Barometer umgesehen. Der zeigte unverkennbar steigende Tendenz. „Wenn wir aufwachen, wird uns die Sonne in das Gesicht scheinen,“ meinte der Rittmeister; „daraufhin wollen wir ein Glas Sekt trinken — wenn es in diesem bescheidenen Hause überhaupt so leichtsinnige Getränke gibt . . .“ Es gab Clicquot, man hatte sogar Eis zur Hand, ihn zu kühlen. Nun war alles Ungemach vergessen; es wurde gemüthlich. Der Sturm tobte, der Regen prasselte gegen die Fenster. Aber der Oberkellner, ein kluger Mann aus Malta, der sich ein gutes Trinkgeld versprach, hatte ein lustiges Feuer im Kamin entfachen lassen, und da die beiden zurzeit die einzigen Gäste im Wirtszimmer waren, so waren sie auch ungestört. Sie saßen plaudernd nebeneinander, wie gute Kameraden; Graetz rauchte seine letzte Havanna, und Marie knackte Mandeln auf und aß frische Feigen. „Was will man mehr?“ sagte sie. „Besser hier wie draußen auf hoher See.“

„Es ist richtig,“ entgegnete Graetz; „der Zustand ist erträglich. Nichtsdestoweniger hoffe ich, daß der Wettergott Rücksichten auf den Präsidenten von Frankreich nehmen und uns für morgen gelinde Winde beschicken wird.“

„Ich habe kein Geld mehr,“ erklärte Marie. „Ich habe tausend Franken in den Bakschen verläppert. Wenn wir hier bleiben müssen, pump’ ich Sie an.“

„Das würde mir jederzeit eine besondere Freude sein. Aber in diesem Falle würde ein Pump fruchtlos ausfallen. Es geht mir wie Ihnen. Ich hatte nur ein paar hundert Franken bei mir — die sind draufgegangen. Mein sonstiges Reisegeld liegt beim Kapitän Dietrichsen.“

„Reizend,“ sagte Marie lachend. „Einen Paß habe ich auch nicht. Der liegt gleichfalls beim Kapitän.“

„Meine Stiefelhohlen trennen sich langsam ab,“ sagte Graetz. „Der Regen, das Pflaster von Tunis und der Uebri Golettas haben es ihnen angetan. Wenn wir sitzen bleiben, muß ich mir neue Stiefel kaufen.“

„Ich Kleider und Wäsche,“ fügte Marie hinzu. „Aber wovon?“

„Ja, wovon?“ wiederholte Graetz. „Die Abenteuer wird romantisch, wenn das Wetter nicht umschlägt.“

„Hoffen wir das beste!“ rief Fräulein von la Rocque und leerte ihr Glas. „Vorläufig will ich ausschlafen. Lassen Sie mich rechtzeitig wecken; klopfen Sie so lange gegen die Thür, bis ich ant-

worte. Ich habe einen Schlaf wie ein Marmeltier..." Sie erhob sich. „Gute Nacht, Leidensgenosse.“

„Ich bringe Sie bis an Ihr Zimmer,“ sagte Graez. Dort küßte er ihre Hand. Es war das erste Mal. Es entsprach auch nicht der landläufigen Sitte; aber er tat es.

„Gute Nacht!...“

In seinem Zimmer öffnete Graez das Fenster. Der Sturm riß es ihm fast aus der Hand; er mußte es schleunigst wieder schließen. Nun schaute er durch die Scheiben in die Nacht. Er sah das Meer, eine bewegte, sahlgelbe schäumige Fläche, eine weite Wüste voll Bergen und Tälern.

Die Hoffnungen sanken trotz des steigenden Barometers. Aber Graez lächelte. Auch dies kleine Abenteuer hatte seinen Zauber. Und der Zauber wohnte nebenan.

5

Der Zauber wohnte nebenan und schlief. Schließ so fest, daß kein Klopfen am jungen Morgen ihn wachrufen wollte. Graez stand vor der Tür und lächelte. Mein Gott, war das ein gesegneter Schlummer! Nichts rührte und regte sich da drinnen im Zimmer. Der Rittmeister überlegte kurz. „Lassen wir sie schlafen,“ sagte er sich, „bis ich Gewißheit habe, ob wir die Therapie erreichen werden oder nicht...“

Diese Gewißheit war Graez fraglich erschienen, als er früh gegen fünf Uhr aus dem Fenster gesehen hatte. Himmlischer Vater, war das ein Unwetter! Der Barometer und alle Schifferprophezeiungen hatten schandbar getrogen: der Sturm brauste von der See herüber, und das Meer schien in allen Tiefen aufgerrührt zu sein. Noch schlimmere Nachricht erwartete Graez unten im Gastzimmer, wo er bereits den Führer traf, der ihm erzählte, daß die französische Flotte im Hafen von Bizerta Schutz gesucht habe und daß auch von der Therapie nichts mehr zu sehen sei.

Graez wollte fürchterlich losfluchen. Aber er besann sich, daß das unnütz gewesen wäre. Er fluchte nicht; er überlegte wieder. Wo steckt die Therapie!? Sie konnte doch nicht untergegangen sein. Er spannte seinen Regenschirm auf und watete durch den zähen Straßenschmutz zur Reede von Goletta. Sie war um diese Stunde menschenleer. Die Wasser brachen sich an dem Gestein, schäumten weit über das Dammtwerk und spritzten einen sprühenden Regen über die Dächer der Magazine. Graez suchte sich einen gesicherten Platz und zog seinen Krimsucher hervor. Auf dem rasehenden Meere war kein Schiff zu

sehen; in weiter Ferne glaubte der Rittmeister ein schwaches Dampfwoölkchen zu entdecken — es konnte auch eine Täuschung sein. Nur in einem war keine Täuschung möglich: die Therapia war verschwunden.

Als Graez nach dem Hotel zurückkehrte, hüpfte ihm auf der Treppe Marie von la Rocque munter und leichtfüßig entgegen.

„Guten Morgen, Herr Rittmeister!“ rief sie. „Warum haben Sie mich nicht rechtzeitig wecken lassen?“

„Guten Morgen, Fräulein Marie,“ antwortete Graez. „Ich habe sogar eigenhändig an Ihre Thür geklopft, erst mit zagem Finger, dann mit den Knöcheln, dann mit der Faust. Zuletzt eine förmliche Reveille. Aber es war zwecklos.“

„Tut mir aufrichtig leid. Was macht unser Dampfer?“

„Er ist auf und davon.“

Marie war betroffen. „Er kann uns doch nicht ausgerückt sein?“

„Er ist es. Und läge er auch wirklich noch vor Anker — kein Boot und keine Barkasse würde uns zu ihm bringen.“

Marie setzte sich auf die Treppenstufe.

„Der Schreck ist mir in die Glieder gefahren,“ sagte sie. „Verlassen wie Robinson Crusöe. Wenn ich wenigstens meine Koffer hier hätte!“

„Wenn ich wenigstens trockene Stiefel hätte!“

„Und Geld habe ich auch nicht mehr.“

„Ich erst recht nicht.“

„Können wir nicht die Unmasse Sachen wieder veräußern, die wir gestern in den Basaren zusammengekauft haben?“

Graez lachte. „Vielleicht bleibt uns wirklich nichts andres übrig,“ meinte er. „Nun geben Sie mir einmal die Hand und versuchen Sie, sich zu erheben. Wir werden erst frühstücken und unsre Lebensgeister sammeln. Dann werden wir Rat pflegen.“

Man bestellte den Tee. „Gier,“ befahl Graez, „und etwas kalten Aufschnitt!“

„Seien Sie nicht so leichtsinnig,“ flüsterte Marie, „wer weiß, ob wir überhaupt noch unsre Rechnung bezahlen können.“

„Dann geh' ich auf unser Konsulat,“ erklärte Graez, „oder ich gehe zum Bey. Also nun Spaß beiseite: überlegen wir weise. Wie steht Ihr Budget?“

Marie suchte ihr winzig kleines Fuchtenportemonnaie hervor und legte es auf den Tisch. Graez revidierte. „Zweiundzwanzig Franken und achtzig Centimes,“ sagte er. „Nasse auch ich die Reste meines nicht fürstlichen Vermögens zusammen, so bleibt uns immerhin soviel, daß wir uns mit Anstand aus der Affäre ziehen können. Das heißt, wir können die Rechnung, den Führer und die Rückfahrt nach Tunis bezahlen. Dort müssen wir nun

als Leute von bedeutendem Reichtum auftreten. Wir werden uns in dem ersten Hotel einlogieren und acht Tage auf Kredit leben. Inzwischen lasse ich Telegraph und Kabel nach Ressourcen spielen. Haben wir erst wieder die nötigen Moneten, dann besteigen wir den nächsten Dampfer, der nach Osten steuert, und fahren der entflohenen Therapie nach."

"Es ist fabelhaft, wie leicht der Mensch herunterkommt," meinte sie. "Gestern streuten wir noch das Gold mit vollen Händen aus, und heute fußt unser Glück auf einer Reihe von schwachen Möglichkeiten."

"Man könnte von der Hand des Verhängnisses sprechen oder auch von der Ironie des Lebens," bemerkte Graetz tiefsinnig. Da trat mit eleganter Verbeugung der Oberkellner aus Malta heran und reichte dem Rittmeister eine Visitenkarte und meldete, der Herr stehe draußen und bitte empfangen zu werden. Die Karte lautete auf den Namen Aristide Dratopulos. "Wer ist das?" fragte der Rittmeister.

"Sicher ein Grieche," sagte Marie, "und vielleicht ein Glücksbringer."

Der Mann wurde eingelassen: ein ungeheuer dicker Herr in einem wassertriefenden Havelock, in der einen Hand einen triefenden Regenschirm, in der andern einen Kalabreser. Er schien asthmatisch zu sein, schnaute vernehmlich und sprach absatzweise, mit kurzhaflig und versetzt klingender Stimme.

"Mein Herr," sagte er französisch, "ich bin glücklich, daß ich Sie gefunden habe. Herr Rittmeister Graetz, nicht wahr, und Fräulein Savin de la Rocque?"

"Beides richtig, mein Herr."

"Mein Herr, ich bin der Cavaliere Aristide Dratopulos, der Agent der Lebantelinie am hiesigen Plage, von Geburt Grieche, aber als Italiener naturalisiert, Offizier der französischen Ehrenlegion, Besitzer des Medschidje fünfter und des preussischen Kronenordens vierter Klasse. Letzterer wurde mir bei Anwesenheit Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Franz Joachim in Gnaden verliehen."

"Sehr angenehm," sagte Graetz, weil er nicht recht wußte, was er sonst äußern sollte.

"Mein Herr," fuhr Dratopulos fort, "ich habe die Ehre, Ihnen einen Brief zu überreichen, der in früher Morgenstunde durch ein Boten überbracht wurde und aus dem Sie vermutlich alles entnehmen werden..." Er gab Graetz ein in präpariertes Lappier eingeschlagenes Schreiben. Als die Hülle fiel, erkannte der Rittmeister auf dem einliegenden Rubert die Handschrift des Kapitäns Dietrichsen.

Dietrichsen schrieb: „Mein sehr lieber Herr Rittmeister; ich bin in Verzweiflung. Die Wetterausichten sind derart, daß ich schleunigst und notgedrungen die hohe See aufsuchen muß, wenn ich bei dem infamigten Nordwind nicht losgerissen werden und mich der Gefahr der Strandung aussetzen will. Das passiert hier nämlich zuweilen. Ich muß auf meine dreiundachtzig Passagiere Rücksicht nehmen; ich bin selber ragnibus verloren, wenn ich mich nicht mit Böldampf auf und davon mache. Ein braver Lotse, den ich durch ein Notsignal herbeirufen konnte, will gegen eine Stange Goldes diesen Schreibebrief und einen beigelegten an unsern Agenten Herrn Drakopulos befördern; hoffentlich kommt er glücklich in Ihre Hände. Herr Drakopulos hat Auftrag, Ihnen mit Rat und Tat beizustehen; Sie können sich auf das dicke Ungeheuer verlassen. Ich möchte Ihnen den Vorschlag machen, in Tunis zu bleiben, bis der ‚Bourrasque‘ von der Compagnie de Navigation mixte eintrifft; das muß in einigen Tagen geschehen. Der fährt direkt nach Smyrna und Konstantinopel, so daß wir uns dort also wieder treffen würden. Ich wiederhole: es ist mir grenzenlos peinlich, Sie im Stiche lassen zu müssen, aber erinnern Sie sich meiner Warnungen! Schließlich denke ich, daß ein paar Tage Aufenthalt in Tunis immer noch nicht der Gipfel des Schrecklichen sind. Ich begrüße Sie und Ihre allergnädigste Begleiterin herzlichst, wünsche Ihnen beiden viel Vergnügen und hoffe auf baldiges Wiedersehen. Ihr ganz ergebener Heinrich A. Dietrichsen.“

Graef gab den Brief an Marie weiter und wandte sich hierauf an den Agenten zurück.

„Sie kennen durch Kapitän Dietrichsen unsre eigentümliche Lage, Herr Drakopulos?“ fragte er.

„Ich bin auf das genaueste informiert, mein Herr,“ entgegnete dieser, „und stelle mich völlig zu Ihrer Verfügung.“ Dabei schnaufte er, während über seine rötlich schimmernde Glaze ein einzelner Regentropfen langsam der Stirn und Nase entgegenperlte.

„Sehr liebenswürdig,“ sagte Graef. „Erstens brauchen wir Geld —“

„Ganz zu Ihrer Verfügung,“ wiederholte Drakopulos und verneigte sich.

„Ein paar hundert Franken werden vorderhand genügen. Ich bin beim Crédit Lyonnais akkreditiert und werde mir telegraphisch Hilfe schaffen können. Vor allen Dingen möchten wir uns in Tunis installieren und unsre Garderobe vervollständigen.“

„Zu Ihren Diensten,“ sagte Drakopulos und schüttelte den Regentropfen ab, der sich an seine Nasenspitze gehängt hatte. Nun

einigte man sich rasch. Der Grieche zog sein großes Portefeuille und reichte Graez fünf Hundertfranknoten. Dann wurde die Rechnung im Hause beglichen, und man fuhr mit dem nächsten Zuge nach Tunis, wo Drakopulos den Kurier spielte und im Hotel de Paris eine ganze Zimmerflucht mietete. Er hatte eine lodere Hand und tat, als ob er es mit hohen Fürstlichkeiten zu tun hätte, war aber von großer Gewandtheit und Umsicht. Er besorgte eine Modistin und eine Hutmacherin für Fräulein von la Rocque, Schneider und Schuster für den Rittmeister. Er telegraphierte für Graez an den Crédit Lyonnais, ordnete die Anmeldungen auf dem Konsulat und der Polizei, bestellte bei der Agentur der Navigation mixte Plätze auf dem „Bourrasque“ und entwarf schließlich ein wohlgeordnetes Vergnügungsprogramm: Ausflüge nach dem Barbo-Palast, nach der Residenz La Marsa, dem Fort Manubia und nach Karthago, nach Porto Farina, Beja und Jaghuan — er schien zu glauben, daß das ihm empfohlene Paar die ganze Regentschaft kennen zu lernen wünsche.

Über Nacht verslog auch der Sturm. Die Wolken rollten sich auf, der Wind legte bei, die Sonne siegte wieder. Sie leuchtete hell und glänzend über Tunis, dem „Burnus des Propheten“, wie ein poetischer Mund es getauft hat, über seine Kuppeln und Minarets, seine würfelförmigen Bauten und flachen Terrassen. Nun konnte man an die Ausflüge denken.

Es waren herrliche Tage. Graez dachte nicht mehr grimmigen Herzens an die entflozene Therapie. Er fühlte sich glücklich. Seit er Marie von la Rocque kennen gelernt hatte, war kaum eine Woche verfloßen, und in dieser kurzen Spanne Zeit war er ihr freundschaftlich näher getreten. Jawohl, freundschaftlich. Er bildete sich immer noch ein, es sei lediglich Freundschaft, die er für das reizende Mädchen empfinde. Es kamen wohl dann und wann Augenblicke der Selbstprüfung, aber er wehrte rasch jedem Grübeln ab. Er belächelte sich dann. Verliebt? — Gott bewahre — oder doch nur gerade so viel, um diesem hübschen Flirt eine pikante Würze zu geben. Von ernsthaften Absichten war keine Rede. Man war noch vierzehn Tage zusammen, und dann trennte man sich und sah sich vielleicht niemals wieder...

Den Vormittag über schlenderte man durch die Straßen und Basare, besuchte das Judenviertel, die Kasba, die Märkte, Friedhöfe und Moscheen, frühstückte im Hotel oder im Grand Restaurant an der Marina und ging in ein Café, um die Zeitungen durchzusehen. Dann zog man sich auf ein Stündchen zurück und fand sich wiederum zu irgend einem Ausfluge zusammen. Nach dem Diner wurde zuweilen noch die Operette im Municipal-Theater oder das Politeama besucht, oder man sah sich die arabischen

Ländlerinnen und das Volksleben auf dem Salsavine-Platz an, oder man verplauderte den Abend vor dem Kamin des gemeinschaftlichen Salons.

Das war Graez am liebsten. Es waren wirklich glückliche Stunden für ihn, in denen er seine Reisegefährtin auch ihrem Charakter und Wesen nach näher kennen lernte. Daß sie nur mit einer gewissen Oberflächlichkeit spielte, vielleicht um auf ihren Reisen sich eine lästigere Annäherung fern zu halten, vielleicht auch aus geistiger Bequemlichkeit, glaubte er längst empfunden zu haben. Nun war er freilich kein Menschenkenner. Aber er sah immerhin klar genug, um sich davon zu überzeugen, daß Marie nicht nur den Firnis schillernder Weltbildung, sondern auch tiefere Veranlagung besaß. Wenn sie von ihrer Kindheit sprach, zitterte ein Klang von Weichheit durch ihre Stimme. Die Heimat schien ihr gänzlich entfremdet zu sein. Sie hatte ihren Vater sehr geliebt; der war früh gestorben, doch sein Bild stand in lichten Farben in ihrer Seele: ein großer schöner Mann, schon als Vierziger ganz weiß von Haar und mit weißem Anebelbart. Aber erwähnte sie ihrer Mutter, so ging ein herber Zug über ihr Antlitz. Es mußte eine harte, strenge und lieblose Frau gewesen sein. Der Vater hatte die junge Russin auf einer Geschäftsreise in Bordeaux kennen gelernt; sie war die Tochter eines reichen Kaufmanns aus Astrachan, der den gesamten Kaviarmarkt am Kaspiischen Meer und an der untern Wolga beherrschte, aber insolge wahn sinniger Spekulationen sein Vermögen verlor und sich das Leben nahm. Die Ehe war wohl nie glücklich gewesen; nach dem Tode von la Rocques vermählte sich die Witwe zum zweiten Mal, und von diesem Augenblick an zerfiel Marie mit ihrer Mutter gänzlich. Von diesem Augenblick an begann auch ihr Wanderleben. Sie erhielt die Nachricht, daß ihre Mutter am gleichen Tage wie deren zweiter Gatte an den schwarzen Boden verstorben sei auf hundert Umwegen, als sie in Kairo zu einer Pilsfahrt rüstete. Es erschütterte sie nicht; sie hatte sich schon vorher als Waise gefühlt und schon vorher ihre Heimat verloren.

Graez wußte nicht recht: litt Marie unter dieser Heimatlosigkeit? — Sie verneinte es. Die ganze große Welt bot ihr Ersatz. Aber zuweilen glaubte Graez doch, etwas wie verschleierte Müdigkeit in ihrem Auge zu lesen. Zuweilen sprach sie auch davon, sich da oder dort ansässig zu machen, sich irgendwo einen festen Punkt zu suchen, zu dem sich die Rückkehr lohnte, wenn dem Wandervogel einmal die Flügel erlahmen sollten. Das waren Momente, in denen ihr natürlicher Frohsinn auszusetzen schien — und gerade in solchen Augenblicken empfand Graez mit starker Gewalt, was er für dieses Mädchen fühlte. —

Der Credit Thönnais in Algier hatte die Überfendung der verlangten Gelder vermittelt; nun konnte man also in Ruhe die Ankunft des 'Bourrasque' abwarten. Einen Tag vor Eintreffen des Dampfers bat der wadere Herr Drakopoulos um die Ehre, die beiden bei sich zum Diner begrüßen zu können. Da der dicke Grieche sich in der That außerordentlich gefällig und liebenswürdig gezeigt hatte, so sagten Graez und Marie zu. Das Diner sollte indessen erst um sieben Uhr abends stattfinden, und deshalb beschlossen die Reisenden, den Tag noch auszunützen und den aus allen möglichen Gründen immer wieder aufgeschobenen Ausflug nach Karthago zu unternehmen.

Man wählte nicht die Bahn, sondern einen Wagen. Das war ein Fehler, denn die Fahrstraße bietet nur geringe Abwechslung, und die Sonne brannte so sengend, daß der weiße Schirm Marie's nur geringen Schutz gewährte. Die Ufer des Bahira waren wieder von zahllosen Flamingos belebt; die meisten schienen zu schlafen, ein Bein hochgezogen, das bunte Gefieder aufgeplustert, als solle es die Sonne durchwärmen; andre stolzierten im Schilf umher und suchten nach Nahrung. Die See war glatt und von bleierner Farbe; zuweilen überschlug sich ein Fisch. Ein Reiher hing mit weit gebreiteten Schwingen bewegungslos in der Luft und lauerte auf sein Opfer.

Am rauchigen Horizont bligte etwas Helles auf; ein Kreuz. Dann verbreiterte sich der Glanz: man sah die Kuppel der Kathedrale auf dem alten Burghügel Karthagos. Der Katholizismus hatte über den Molochsdiensť gesiegt. Was Römer, Vandalen und Araber nicht völlig vermocht, das vollendete das siegreiche Kreuz. Karthago wurde ein Steinbruch, aus dessen marmorner Ruhe zahllose Kirchen emporwuchsen; weithin verschleppte das Christentum die alten Säulen und Tafelungen für seine Gotteshäuser.

Graez war enttäuscht, und mehr noch Marie. Sie hatte bei der Vyrja Karthagos an die leuchtende Akropolis von Athen gedacht, an Pompeji, an das alte Rom und an Lambessa, das aus dem Schutt der Jahrhunderte wieder auferstandene ehemalige Standquartier der berühmten dritten Legion des Augustus. Aber hier erinnerte nichts mehr an die Größe der punischen Hauptstadt; das punische Karthago war von der Erde geseťt, und der heiße Sturmwind der Zeiten hatte keinen Stein auf dem andern gelassen.

Sie standen an der Umfassungsmauer der Terrasse des Grand Hotel de Carthago. Da ging der Blick weiter. Am Meer reckte der Dschebel bu Kornein seine beiden felsigen Gipfel, deren einer die Akropolis getragen haben soll; nordwestlich lag das freundliche Araberdorf Sidi bu Said und in der Nähe Marja, die

Sommerresidenz des Beys, dazwischen ein Wechsel kahler, kupferroter Berghänge mit üppigem Grün, Pinientronen und sich schaukelnden Palmen. Am Fuße des Kornein die weißen Häuschen des Bades Hamman-el-Guf und südwärts davon die Silhouette des Dschebel R'as, ganz hinten aber, im blauen Dämmer, die verschwimmenden Konturen des Baghuan. Und unten der Hafen, der Form nach unverändert geblieben, zu dem einst eine riesige Marmortreppe hinabführte, die Vorstadt Megara mit dem seebeherrschenden Tempelbau des höchsten der Rabiten verbindend. —

Marie hatte den Schleier von ihrem Gesicht gezogen und über ihren kleinen Reisehut drapiert. Sie schaute mit aufmerksamem Auge umher, und, anscheinend lebhaft interessiert, deutete sie auf die Landzunge, die den Hafen teilt.

„Da unten,“ sagte sie, „in Megara muß der Palast des Hamillar gestanden haben, mitten in einem Sykomorenhaine, dessen Wege mit Korallenstaub bedeckt waren. Haben Sie Flauberts ‚Salambo‘ einmal gelesen?“

Graetz verneinte es; er war wenig beschlagen in der Literatur. Nun begann Fräulein von la Roque zu erzählen. Ihre Koffer steckten immer voll Bücher; sie plünderte die Buchhandlungen in den größten Städten und ließ das Gelesene sodann in den Hotels liegen, um ihr Gepäck nicht unnütz zu beschweren. Sie bedauerte, daß sie ‚Salambo‘ nicht bei sich hatte, aber sie erzählte Graetz von dem Roman und versuchte, ihm aus der Erinnerung das alte Karthago zu schildern. Er stand neben ihr und lauschte. Seine Augen waren weiter geworden, es lag eine naive Bewunderung auf seinen ehrlichen Zügen. Herrgott, war das ein Mädel! Wie wurde bei ihren Schilderungen eine tote Welt wieder lebendig, wie berebt war dieser lachende Mund! — Fast schämte sich Graetz. Der Name Flaubert klang ihm so gut wie fremd ins Ohr, und von Karthago, den punischen Kriegen, dem Söldneraufstand, von Hamillar Barkas und seinem großen Sohn Hannibal wußte er nur das, was er sich noch schwach aus der Schule her erinnerte. Wetter, wie ungebildet kam er sich dem hübschen Mädchen gegenüber! — „Ich bin ein Esel,“ sagte er sich, „und sie ist eine grundgescheite kleine Person.“ Aber das sprach er nicht aus; er wiederholte nur einen seiner Lieblingsausdrücke: „Allerhand Hochachtung!“ und fuhr dann fort: „Merci, Fräulein Marie — nun brauche ich den empfohlenen Roman gar nicht mehr zu lesen, jetzt kenne ich das alte Karthago aus dem FF. Aber ich wundere mich über Ihr Gedächtnis. Und noch über mehr. Das Gedächtnis allein tut es schließlich auch nicht, wenn einem die Gabe der Darstellung fehlt. Und darauf verstehen Sie sich.“

„Wenn ich Lust habe,“ antwortete Marie. Einen Augenblick schwieg sie und sagte dann lächelnd: „In Stunden der Langeweile dicke ich sogar zuweilen. Ich habe eine Zeitlang ganze Paden von Manuskripten mit mir geführt. Aber das wurde mir unbequem. Da habe ich sie im letzten Winter auf dem Wege zwischen Bistra und Tuggurt in die Wüste flattern lassen.“

Graez fand das unerhört. Dann wurde er stiller. Also sie dichtete sogar. Vielleicht malte sie auch und formte in Ton und sang wie eine Primadonna und spielte Klavier wie Liszt. Er wagte gar nicht zu fragen. Ihre Vielseitigkeit beunruhigte ihn. Wie ärmlich mußte sie ihn bei seiner Talentlosigkeit finden. Es war noch ein Glück, daß sie nicht eitel war und sich wenig auf ihre Begabung einzubilden schien, denn lachend fuhr sie fort: „Diese Manuskripte verdienten kein andres Schicksal. Ihre Abfassung hat mir ein paar müßige Stunden gekürzt, aber es war nichts für andre. Zwischen der Nase Sidi Osba und dem Walde von Saada überfiel uns ein regelrechter Samum. Diese Gelegenheit nützte ich aus. Meine Begleitung hielt mich für verrückt, als ich im Wüstensturm meinen Koffer öffnen und ein paar hundert beschriebene Blätter in alle Winde flattern ließ. Aber es war tröstend, so seine Gedanken wandern zu wissen bis zum Untergange — und schmerzlich ist nur, daß man nicht alles, was man denkt, auf die Wanderschaft schicken kann . . .“

Ihr Auge wurde auf einmal starr. Es verglaste sich förmlich; die Brauen schlossen sich enger aneinander, ein Schatten strich über die Stirn.

„So ist's,“ sagte Graez; „und ich wette, auch den Gedanken, der Sie im Augenblick beschäftigt, wünschten Sie über die Grenze und in das Meer —“

„In das Meer der Vergessenheit,“ fügte sie kopfnickend hinzu. „Lieber Freund, wir werden elegisch, und die Sonne scheint. Das darf man nur in Mondnächten werden. Und da kommt auch schon wieder ein karthagischer Kellner, der uns ein déjeuner à prix fixe anbieten möchte. Lassen Sie uns flüchten. Wir wollen wahllos umherschlendern und uns irgendwo im Grünen lagern.“

„Einverstanden,“ erwiderte Graez und winkte den mißmutigen Kellner ab, an dem nur die Serviette über dem Arm an eine graue Vergangenheit erinnerte. Man stieg wieder hinab in das wellige Land mit seinen kümmerlichen Trümmerbrocken und den starrenden Aloeschanzen an der Felsenwand und schlug den Weg nach Sidi-bu-Said ein. Einige Zeit schritten beide stumm nebeneinander her, dann begann der Rittmeister mit einem vernehmlichen Seufzer.

„Es war ein Seufzer,“ sagte er, „und er galt dem ‚morgen‘. Denn morgen geht es weiter, und es tut mir leid, daß diese hübsche Episode schon wieder zu Ende ist.“

Marie nickte. „Ja, es war hübsch,“ gab sie zu. „Gerade das Unvorbereitete, der Schritt vom Wege, der Sprung über das Reiseschema — das war es! Ich liebe so etwas; ich bin gegen alle Pedanterie.“

„Ich auch. Ich weiß nicht recht: ist das wahr? Wenn ich's überlege, war ich bisher eigentlich ein ausgemachter Pedant. War unglücklich, wenn sich nicht alles folgerichtig nach der Regeltreue des Tages entwickelte. Aber heute fühle ich, daß es anders geworden ist. Wissen Sie, Fräulein Marie, ich komme mir vor wie ein Schlafwandler, der plötzlich erwacht ist — und ich kann mir nicht helfen, ich muß es aussprechen: die Wederinnen sind Sie.“

„Wär' ich das, lieber Freund, dann würde ich sehr glücklich sein, denn dann hätte ich wirklich einmal etwas Gutes gestiftet. Aber ich glaube, Sie täuschen sich. Der Anstoß kam von außen her. Die große Welt hat Sie aus dem Gleichmaß gerüttelt. Sie haben zum ersten Male weiter sehen können als über Ihre Felder und Wälder, und das ist nicht nur das Auge weiter geworden, sondern auch die Seele.“

Er blieb hartnäckig. „Nein, Sie sind es — Sie,“ sagte er. „Ich spüre es ja. Es ist lächerlich: ich bin ein ganz anderer Mensch geworden. Ich habe mich binnen acht Tagen vollständig umgetrennelt, so wie das berühmte Krempeltier im Märchen — ich habe mich gehäutet, ich habe das Gefühl, als finge ich nun erst an zu leben. Ich war als Soldat ein Gamaschentknopf und als Landwirt ein Stoppelhopser. Sie sprechen von Seele. Ich hatte gar keine. Meine Rübenversuche, mein Roggen und Hafer, meine Kartoffelernte, meine Brennerei und die Jagd — das war meine Seele. Was waren denn meine Interessen!? Die Getreidebörse, die Wollpreise, der Anstand, der Spieltisch und vielleicht noch der kleine Klatsch von einem Herrenhause zum andern. Tun Sie mir den Gefallen und widersprechen Sie nicht: ich war ein vollendeter Banause. Die Reise, sagen Sie, hat's getan. Nun ja, die Reise — aber zuerst die Reisegeellschaft. Und das sind Sie und zwar ganz allein. Und deshalb graule ich mich, wieder zu den andern zurückzukehren und möchte am liebsten solo mit Ihnen weiterritten, bis —“

Er brach ab. Man stand vor dem Eingang zu der Trümmerstätte der vandalischen Basilika. Das Ausgrabungsfeld lag ziemlich tief unter dem Niveau der Bodensfläche, und an dieser Stelle führten weder Treppen noch Leitern hinab, nur ein großer

Einfsterbusch hängte seine gelben Blüten über die abschüssige Erdwand.

„Wollen wir hinunter?“ fragte Graetz.

„Ja. Ich habe da vorhin ein Plätzchen gesehen, das mir gefiel. Das möchte ich photographieren.“

Graetz sprang ohne weiteres in die Tiefe; dann streckte er die Arme aus. „So,“ sagte er, „nun geben Sie mir Ihren Kodak — und nun machen Sie sich einmal ganz klein und hüpfen Sie an meine Brust. Ich fange Sie auf...“

Er hielt sie an seiner Brust. Er wankte nicht. Er trug sie noch einige Schritt; er hätte sie gern noch viel weiter getragen. Sie dünkte ihm federleicht. Er hatte ihre Taille umschlungen, ihr Gesicht lag an seiner Schulter; aus ihrem, im Nacken aufgesteckten und verschlungenen kastanienfarbenen Haar stieg ein zarter Duft auf.

Es war ringsum eine große stille Einsamkeit, kein Mensch unter den Trümmern, über denen der Sonnenschein brütete, eine stimmernde Luft, die die grauen Mauern mit goldigen Tropfen überrieselte. Lazerten raschelten über das Geröll und durch das dürre Gras am Boden, und über einen Säulenknauf, der in der Mitte gesprungen war, huschte eine glitzerige kleine Schlange.

Aber auf einmal durchbrach Glodenton die Feier dieser Mittagsstille. Von der Kathedrale her klang der Ruf erzener Zungen, voll und stark, und das hellere Geläut der Kapelle des Heiligen Ludwig fiel ein. Da regte sich Marie, hob den Kopf ein wenig und schaute Graetz mit feuchten Augen an, mit seltsam verschleiertem Blick, der wie aus der Tiefe kam und Funken trug, die hinter einer Rauchwand blinkten. Auch ihre Lippen waren gleichsam feucht, nicht heiß und trocken, sondern frisch wie eine aufgebrochene Kirsche, rot und süß. So süß lächelte sie auch und stammelte leise: „O Otto — lassen Sie mich los — Sie drücken mich ja tot...“

Der Glodenruf klang Graetz wie ein Lobgesang. Er wußte nun, daß sie ihn lieb hatte, so wie er sie liebte. Er hätte sie küssen können, und sie würde ihre Arme um seinen Hals geschlungen und ihn wieder geküßt haben. Aber in seinem Glücksgefühl, beim Fasten seiner Pulse, bei dem erregten Hämmern seines Herzens brach doch wieder der Pedant in ihm durch. Er sagte sich: „So soll es nicht sein — kein Rausch, kein Sturm der Leidenschaft. Ich liebe sie viel zu sehr, und sie entgeht mir nimmer. Sie soll meine Frau werden, da will ich erst Klärung schaffen...“

Und der korrekte Mann, der sein Glück zu beherrschen gedachte, öffnete die Arme und ließ Marie los. Sie sprang zur Erde, ganz verwirrt und mit rotem Kopf, strich die ringelnden Löckchen von

ihrer Stirn zurück und lachte dann auf und rief: „Sie starker Mann — Sie ersticken mich ja! Ich armes gebrechliches Wesen — ich — ich — rang nach Luft! . . . Nun kommen Sie — ich will Ihnen meine Grotte zeigen! . . .“

Sie sprang leichtfüßig voran, und er folgte mit schweren Schritten. Das Gestein knirschte unter seinen Sohlen; er zertrat den Wegerich und die blauen Glodenblumen, er ging gewichtig. Seine ganze kühle Überlegung lag in diesem festen, schwerfälligen Auftreten. Er sah ihren Schleier flattern und unter ihrem Rocksaum die hurtigen kleinen, in gelben Stiefelchen steckenden Füße. Und wieder sprach er zu sich: „Sie muß mein werden. Aber in Ehren. Ich bin ein Gentleman. Es muß alles klar liegen zwischen uns — das bin ich auch den Alten schuldig. Dann führ' ich sie heim . . .“

Es war in der Tat eine Art Grotte, die Marie entdeckt hatte. An der Felsenwand sah man noch einen Rest des Gemäuers der alten Kirche, von rostig braunen Flechten und grünem Moose überwuchert. An einer Stelle quoll dichtes Buschwerk aus der Mauer und hängte sich über den Fels, eine Strauchart, die weder Graef noch Marie bekannt war: myrtenähnlich, doch mit größeren Blättern und mit kleinen zarten, weißen Blüten bedeckt, deren Staubfäden rostig schimmerten und in rote Knöpfchen ausliefen. Dieses Buschwerk bildete einen förmlichen Vorhang und senkte sich an Hunderten von schlanken, vielfach verästelten Zweigen tief hinab bis zu dem Feigenkaktus, der hier seine flächige Wehr über den Boden breitete.

„Nun passen Sie auf!“ rief Marie und schob mit den Händen das Gebüsch auseinander, so daß man bequem hindurchlugen konnte. Dieser riesengroße hängende Busch verdeckte den Eingang zu einer geräumigen Höhle. Aber nicht die Natur hatte sie geformt, sondern Menschenhand. Es war eine tiefe gemauerte Nische mit hochgespanntem Bogen und hatte vielleicht einmal, da diese zertrümmerte Basilika noch stolz ihren Kuppelbau gen Himmel hob, für ein Gnadenbild gedient, vielleicht auch zur Aufbewahrung des Kirchenschatzes. Jetzt überzog die Mauern hängendes Moos und ein duftiger Schleier von grünem Venushaar. Ein kühler Luftzug wehte Graef entgegen, als er den Kopf weiter vorstreckte, um den Dämmer im Hintergrunde der Grotte durchbringen zu können. Es schien ihm, als sehe er da etwas Weißliches schimmern.

„Lüften wir das Geheimnis,“ sagte er, „und bringen wir in die Höhle ein!“

„Aber wie?“ antwortete Marie; „der Kaktus versperrt uns den Weg.“

Graetz zog sein Taschenmesser hervor, ein echtes Landwirts-
messer, eine gewaltige Klinge zwischen Hirschhornschalen, und
begann die dicken Blätter des Rattus abzusäbeln, so daß der Saft
durch seine Finger troff und die Stacheln seine Hand blutig ritzten.
Es war keine leichte Arbeit, aber es genügte schon ein Einschnitt
in die Wirtnis des Gestrüpps, um einen leidlichen Durchgang
freizulegen. Nun ließ sich das Buschwerk bequem teilen; das
Tageslicht flutete in die Nische hinein, aus der ein kleiner weißer
Falter ins Freie flog.

„Halt!“ rief Marie munter. „Erst will ich die Aufnahme machen
— wer kann wissen, ob es sich nicht um eine wichtige archäo-
logische Entdeckung handelt, und dann habe ich wenigstens den
Platz fixiert! Bleiben Sie so stehen, mit der einen Hand das
Gebüsch lüftend, in der andern das blanke Messer! Das sieht
gut aus; Sie kommen mit auf die Photographie. Nun bitte recht
freundlich!“

Sie richtete ihren Kodak und nahm das Bild auf. Dann stieg
Graetz voran über die zerfleischte Rattushecke und half Marie,
ihm zu folgen.

Nun sah man auch, was das Weißliche im Hintergrund war:
ein wohlerhaltener Katafalk aus hellem Marmor, bachartig ge-
schlossen und schmutzlos in der Form, aber doch edel in den
Linien und nach dem Stil des Wandornaments unterhalb des
Dedels wohl griechischen Ursprungs. Es war möglich, daß die
Leiter der Ausgrabungen den Steinsarg nur vorübergehend hier
untergebracht hatten; es war aber auch möglich, daß diese von
der Natur geschützte Nische bisher dem Forscherauge entgangen
und daß der Sarkophag noch nicht geöffnet und entweiht worden
war. Wer schlummerte in dem steinernen Sarg? Vielleicht ein
arianischer Patriarch, vielleicht ein vandalischer Held, den man
in der Basilika beigelegt hatte.

„Es möge Geheimnis bleiben,“ sagte Marie, „ich wollte, es
bliebe es. Da hat nun der Tote über tausend Jahre in Frieden
geruht, und keine fremde Hand vergriff sich an seinem Grabe.
Wenn man diese Stelle entdeckt, wird man den Sarg öffnen und
die Gebeine herauszerren und nach Schmutzstücken suchen. Das
könnte mich ärgerlich stimmen. Ich möchte, der Sarg bliebe in
seiner Einsamkeit, in dieser kühlen Nische, die ein lebendiger Vor-
hang abschließt, und bliebe hier noch weitere tausend Jahre.
Aber das ist nicht zu hoffen. Ich will dem toten Mann meine
Rosen weihen . . .“

Bei der Abfahrt aus Tunis hatte Graetz ihr ein paar Rosen
gereicht, die trug sie an ihrer Brust. Nun nahm sie die Blüten
und legte den Frühling auf den kalten Marmor des Sarkophags,

auf jene Seite, da sie das Haupt des Toten vermutete. Die Rosen dufteten stark und schimmerten wie große Blutstropfen durch das dämmernde Licht.

Graez stand an der Seite und schaute schweigend dem Beginnen des Mädchens zu. Es lag für ihn ein eigener Reiz in ihren wunderlichen Einfällen; fast etwas wie ein poetisches Mitempfinden stieg in ihm auf. Sie hatte die Arme auf das Dach des Sarges gelegt und stützte das runde Kinn auf die Hände und schien wieder zu träumen. Aber rasch wechselten ihre Stimmungen. Ein gurrender Laut wurde draußen vernehmbar.

„Horch!“ rief Marie. „Das sind wilde Tauben! Sie nisten im Busch — still, daß wir sie nicht stören! . . .“ Sie setzte sich auf einen der beiden Marmorblöcke zur Seite des Sarges und machte eine einladende Handbewegung . . . „Bitte, mein Herr — da ist noch ein zweiter Platz. Ich finde es unsagbar wohnig hier. Diese kühlende Frische im Gegensatz zu dem Sonnenbrand draußen — und diese stille Abgeschlossenheit . . . Davon träume ich manchmal im Reisetrubel. Sie haben schon recht: es ist keine erfreuliche Aussicht, wieder unter die Fahrenheits zu kommen . . . Haben Sie noch andre Bekannte in Konstantinopel?“

Er bejahte es: einen Vetter, den Grafen Wilhelm Limbach von den Blücher-Gusaren, der als Instruktor der türkischen Kavallerie seit zwei Jahren in Konstantinopel lebte. Ein Wort gab das andre. Man begann sich in diesem einsamen Winkel zu verplaudern. Das war Graez recht so. Er sprach Marie zum ersten Male von seinen häuslichen Verhältnissen; er wollte, daß sie Bescheid wisse.

Er stammte aus einer sehr begüterten und angesehenen Bürgerfamilie, die ursprünglich am Rhein, an der holländischen Grenze, angeessen gewesen, aber etwa um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in die Brandenburgische Mark eingewandert war. Die Liebe zur Landwirtschaft war bei den Graezens gewissermaßen erblich: Bernhard v. Graez war unter Friedrich Wilhelm II. Landwirtschaftsminister gewesen und für seine Verdienste geadelt worden. Aber sein Sohn, der sich in der Demagogiezeit politisch kompromittierte, hatte den Adel abgelegt, und die Nachkommen nahmen ihn nicht mehr auf, obwohl man es dem Vater Ottos nahegelegt hatte, als er um die Komtesse Annafrede anhielt, eine Tochter des bei Le Bourget gefallenen Generals Grafen Witwigenz von Limbach.

Otto Graez war ein ungezogener Junge und ein nicht zu bändigender Wildfang. Da steckten ihn die Eltern ein paar Jahre in das Kadettenkorps und ließen ihn sodann bei den Kurfürst- Dragonern eintreten. Aber der Ökonomierat wurde älter, und Otto blieb der einzige, und die Güter wollten verwaltet sein.

So quittierte Otto denn mit dem Charakter als Rittmeister den Dienst und übernahm zunächst das zweite Graepesche Gut, das Dominium Rüttersdorf. Er wurde ein vortrefflicher Landwirt, dem seine günstige Vermögenslage auch die agrarischen Sorgen fern hielt, und an dem die Eltern nur das eine auszusetzen hatten: daß er nicht heiraten wollte. „Aber es kann ja noch kommen,“ meinte er und senkte ein wenig den Kopf; „nicht heute und nicht morgen und ohne Übereilung — wenn nur die Rechte erst da ist . . .“ Und Fräulein von la Rocque nickte ernsthaft und sagte: „Versteht sich — die muß erst da sein . . .“

Sie stand auf. Nun kam für Graepz wiederum ein Augenblick des Schwankens. Jetzt hätte er sprechen sollen. Er räusperte sich. Eine wahnsinnige Schüchternheit packte ihn plötzlich. Er schaute zu Boden. Da wollte er niederfallen und von seiner Liebe stammeln. Doch er blieb stehen. Nein, so ging es nicht. Nicht hier. Da konnte die Reisegesellschaft ihre Koffer machen über das Pärchen, das so verständig gewesen war, die Therapia weiter fahren zu lassen, um sich in aller Heimlichkeit zusammenzufinden. Das wollte er nicht. Er wollte jedem Klatsch aus dem Wege gehen — er wollte auch erst mit dem Vetter Wilhelm Limbach sprechen. Er war vorsichtig.

Er merkte nicht, wie sich das Auge Mariens gleichsam fragend auf ihn heftete. Sie sah ihn an — mit einem ernsten, herzenswarmen, auch erwartungsvollen Blick. Ihr Gesicht schien sich zu verändern. Es war nicht mehr das fröhliche, ein wenig fette Soubrettenprofil; das Antlitz wurde reifer, schwermütiger und älter. Die kleine senkrechte Falte zwischen den Brauen kehrte zurück, und die Mundwinkel senkten sich. Ein Schatten fiel über die Stirn. Der Schatten fiel auch über das Buschwerk am Eingange. Ein Vogel flog draußen vorüber, und seine Schwingen strichen über die weißen Blüten mit den rosigen Staubfäden.

„Kommen Sie,“ sagte Marie.

Seine Hand zerteilte den grünen Vorhang. Sie traten wieder ins Freie und in die helle Sonne. Die Nische blieb einsam, und der tote Mann im Steinsarg schlief weiter. Aber die Rosen auf dem Marmor entfalteten noch immer ihre Blüten und sprachen stumm von Liebe und Lenz, indes der korrekte Herr Rittmeister seine Begleiterin durch die Ruinen der Basilika führte, zu dem sie erwartenden Wagen.

6

Der 'Bourrasque' ging zu angesagter Stunde ab. Herr Drakopulos, der dicke Agent der Levantelinie, hatte es sich nicht nehmen lassen, das ihm anempfohlene Paar bis nach Goletta

zu geleiten. Er brachte für Fräulein von la Rocque einen riesigen Blumenstrauß und einen Karton zuckerglasierter Beilchen mit und blieb an der Reede stehen, unaufhörlich mit einem gewaltigen rotheidenen Taschentuch winkend, bis die Barkasse, die die beiden an Bord des Dampfers trug, nur noch einem Pünktchen im blauen Meere glückte.

Der 'Bourrasque' war leider kein Sturmbvogel, und auch an Komfort mangelte es dem Schiffe. Zur Erhöhung der Unbehaglichkeit verschlechterte sich dazu wieder die Witterung. Pantelleria lag noch im Sonnenschein, als aber der Dampfer an Gozzo und Malta verübersteuerte, wurde es böse. Der Nebel fiel, und die See begann unruhig zu werden. Es war kein regelrechter Sturm, kein Wüten der Elemente, gegen das der arme Mensch machtlos ist. Es war nur ein ungezogenes Benehmen Neptuns, ein Quirlen und Trichtern im Meere, dessen kurze Stoßwellen den schlecht gebauten Dampfer hin und her schleuderten, einen Spielball übermütiger Najaden. Das Tageslicht verdunkelte sich; das Nebelhorn schrie unausgesetzt; graugrüner Gischt umzischte das Schiff.

Marie spielte die Tapsere. Sie hatte Graetz von dem Einfluß der moralischen Stärke auf die Schwäche des Körpers erzählt und gedachte sich kraft der Moral durchzukämpfen. Sie erschien noch beim Lunch. Aber schon der Speisesaal erweckte ein heimliches Gruseln in ihr. Da sah alles so unheimlich aus. An den Tischen waren die Vertantungen aufgeklappt worden; Teller, Gläser und Flaschen waren zwischen Holzleisten eingespannt: man hatte eine förmliche Fortification geschaffen, um durch Menschenlist der Tücke der See zu begegnen.

Trotzdem nahm Marie freundlich lächelnd Platz. Die Suppe kam, und gleichzeitig kam eine stärkere Welle und legte das Schiff auf die Seite. Die Suppe floß über den Tellerrand, und Marie machte eine unwillkürliche Verbeugung. Doch noch immer hielt sie sich wacker. Da flutete abermals eine arge Welle heran, diesmal von rückwärts, und hob den Dampfer kieloben, und die Schraube kreischte und knirschte, und das ganze Schiff erzitterte. Es klirrte und klapperte; ein paar Flaschen rollten zu Boden und zersplitterten; ein paar Teller flogen durch die Luft; zwei der servierenden Stewards sausten gegen die Wand; ein Glas Madeira entleerte sich im Schoße Mariens. Da erhob sie sich, totenblaß, wenn auch immer noch mit schwachem Lächeln, und sagte zu Graetz: „Lieber Rittmeister, die Moral ist gut, aber Nachgiebigkeit besser. Ich werde mir meine innere Stärke für das Land reservieren. Ich sehe, hier wird sie schwandend —“

Sie wollte noch ein wenig hinzufügen, aber sie schwankte selber zu sehr. Da flüchtete auch sie in ihre Kabine.

In der zweiten Nacht flaute der Wind ab, und gegen Morgen brach die Sonne durch. Eine blasser Engländerin steckte als erste das sommersprossige Näschen in die frische Luft, und nun folgte in langer Schar der Reigen der übrigen Passagiere. Das ganze Schiff war wieder zum Leben erwacht. Die da hatten sterben wollen, jubelten am lautesten. Das Schiffsorchester stimmte die *Marcellaise* an; man sang mit, man holte Prozedet und Ringspiel und *Shuffle-Board* hervor; ein dicker Südfrenzo bestellte *Champaner*.

Graetz stand an der Deckwand und schaute in den heitern Morgen. Die „*Bourrasque*“ steuerte durch die Inselwelt der *Ägaden* in geradem Kurs auf *Smirna*. Links blieb, in seinen Düstern getaucht, das Bergland von *Euböa* liegen, rechts sah man die gleichsam verdampfenden Konturen der Insel *Andros*, geradeaus öffnete sich das blaue *Ägäische Meer*.

Von rückwärts legten sich zwei kleine Hände über die Augen *Ottos*.

„Wer ist's?“ fragte eine helle Stimme.

„Eine arme Lote,“ erwiderte Graetz lachend.

Aber sie war nicht mehr tot. Mit frischem, heiterem und sonnigem Gesicht stand Marie vor ihm, wie neugeboren.

„Da bin ich wieder,“ sagte sie. „Mein lieber Freund, ich renommeiere nimmer. Ich gestehe zu, daß ich ein klägliches Geschöpf bin, in dem das Allmenschliche im Übergewicht ist. Ich habe einem Wüstensturm Stand gehalten, ich habe Gletscher erklettert und einmal einen Dieb mit dem Revolver in der Hand aus meinem Hotelzimmer vertrieben. Aber gegen die Seerkrankheit bin ich nicht gewappnet.“

„Das bedaure ich persönlich,“ entgegnete Graetz, „weil es mir leid tut, Sie elend zu wissen. Und doch freue ich mich darüber, daß auch Sie Ihre Schwäche haben. Es rückt mich das Ihnen sozusagen ein Stückchen näher. Es nimmt Ihnen etwas von Ihrer sonstigen Unnahbarkeit —“

„Und so weiter,“ ergänzte Marie. „Es ist nett von Ihnen, daß Sie Ihre kleine Schadenfreude in Süßigkeit einwickeln. Oder sollte es eine zierlich umschriebene Schmeichelei sein?“

Graetz antwortete nicht sogleich. Er startete auf das Musikprogramm, das an einer Wand des Promenadenbalkons angeheftet war. Das Datum fiel ihm auf: der achte Juni. Heut war der achte Juni — mein Gott, war das nicht Marias Geburtstag, den Kapitän Dietrichsen bei der Einfahrt in die *Dardanellen* hatte feiern wollen?! — Eiligst zog Graetz sein Notizbuch hervor und

durchblättert es; er wußte genau, er hatte sich das große Ereignis vorgemerkt, aber es fiel ihm im Augenblick nicht ein: war es der achte oder der zehnte Juni gewesen? —

„Wollen Sie mir Ihre Denkwürdigkeiten während meiner Leidenszeit vorlesen?“ fragte Marie.

Graetz schob das Notizbuch wieder in seine Tasche. „Nein,“ erwiderte er, „ich wollte mich nur einer Vergesslichkeit vergewissern, die mir das Datum auf dem Musikprogramm in das Gedächtnis zurückgerufen hat. Fräulein Marie, wir begehen heute ein Fest der Weihe. Wäre ich weniger gedankenlos gewesen, so hätte ich Ihnen bereits in aller Frühe ein Ständchen bringen lassen. So kann ich Ihnen nicht einmal zu Ehren des Tages ein Bukett überreichen, denn die Blumen des Meeres sind etwas feucht und auch schwer zu erlangen. Ich beschränke mich also vorderhand darauf, Ihnen bei Ihrem Eintritt in das dreißigste Lebensjahr meine allerherzlichsten Glückwünsche auszusprechen . . .“

Er reichte ihr die Hand. Sie war ganz verblüfft. Auf Reisen kümmerte sie sich wenig um Zeit und Datum; sie hatte gar nicht daran gedacht, daß man heute den achten Juni schrieb; sie hatte den eigenen Geburtstag vergessen.

„Tausend Dank, lieber Freund,“ rief sie. „Und entschuldigen Sie sich nicht weiter ob Ihrer Gedächtnisschwäche. Die meine ist ärger. Wahrhaftig, heute ist Geburtstag! Den vorjährigen verlebte ich in Kiew. Bester Rittmeister, es schadet nichts, wenn man allmählich anfängt, seine Geburtstage zu vergessen. Die Jahre naßen, da man ganz gern die Erinnerung an das steigende Alter auslöschen möchte.“

„Was soll ich denn sagen!? Ich bin rund ein Duzend Jahre älter als Sie, und wenn Sie recht genau hinschauen, werden Sie an meiner Schläfe schon einen verdächtigen Silberglanz entdecken.“

„Männer werden nur ‚reifer‘, nicht älter. Wenn wir die letzte unserer Hoffnungen mit den liebsten Erinnerungen sacht empacken können, beginnt für Sie die zweite Jugend. Übrigens — ich werde nicht drei-, sondern vierundzwanzig. Warten Sie mal — wann bin ich geboren? — In bezug auf die eigene Person lebe ich gern im Dunkeln. Aber wir wollen das sofort feststellen. Meinen Geburtstag habe ich im Geldtäschchen . . .“ Sie sprang davon.

Graetz steckte sich eine Zigarette an und schaute ihr sinnend nach. Sie war ein seltsames Mädchen. Sie vergaß ihren Geburtstag und wußte kaum, wie alt sie war. Es war ihm schon öfters aufgefallen, daß sie dem Biographischen in ihrem Leben eine voll-

kommene Nichtachtung entgegenbrachte. Sie hielt das für Überflüssigkeiten im Schultus.

Ihre zierliche Gestalt tauchte soeben wieder auf dem Promenadendeck auf. Sie schwenkte ein Stück Papier in der Hand. „O, lieber Freund,“ rief sie, „ich bin wahrhaftig jünger als ich dachte! Ich bin wahrhaftig erst dreiundzwanzig! Ich darf noch ein Jahr länger leben. Da!“

Sie gab ihm ihren Geburtschein. Das war ein Dokument, gewissermaßen ein Ausweis für ihre Person, und Graetz überflog das Papier mit Interesse. Die Aufnahme war durch den Pfarrer der protestantischen Christuskirche an Dominion Square in Mont-real erfolgt und vom Ruster der Gemeinde gegengezeichnet und lautete auf Anna Josefine Marie-Angélique Savin de la Rocque, eheliche Tochter des Herrn Antonin Savin de la Rocque de Bauffet-Castay Marquis de St-Gosselin und dessen Gemahlin Wera, geborenen Ischertkow.

Nun waren beide wieder heiter. Beim Frühstück begoß man den Geburtstag mit Schaumperlen aus der Champagne. Am Nachmittag wurde Chios sichtbar, und dann blieb man bei herrlichem Wetter bis tief in die Nacht hinein auf dem Deck, um die Einfahrt in den Golf von Smyrna beobachten zu können, wo der Dampfer bis zum nächsten Abend liegen bleiben sollte. In der hellen Frühlingsnacht, unter dem sternklaren und vom Mondlicht gesättigten Himmel, war der Eindruck dieser Golfahrt unbeschreiblich schön. Ein fast ununterbrochener Kranz von Lichtern umrahmte unterhalb der finster dräuenden Bergänge die Küsten mit ihren Oliventwäldern und Zypressenhainen. Der ‚Bourrasque‘ legte im Binnenhafen an und zwar dicht am Kai, so daß die Passagiere am nächsten Morgen direkt an das Land steigen konnten.

Hier fand Graetz die erste Nachricht vom Kapitän Dietrichsen vor, die ihm durch einen Angestellten des deutschen Konsulats überbracht wurde. Die Therapie war ein paar Tage vorher in Smyrna gewesen, und Dietrichsen hatte einen Brief hinterlassen, in dem er die Bitte aussprach, Graetz möge ihm nach Odessa telegraphieren, ob seine Weiterreise glücklich vonstatten gegangen sei. Der brave Kapitän befand sich sichtlich in Ängsten um seine beiden wider Willen in Tunis zurückgelassenen Passagiere. Ein beruhigendes und sehr vergnügt abgefaßtes Telegramm sollte ihn trösten; eine zweite Depesche ging an den Grafen Wilhelm Limbach, den Vetter des Rittmeisters nach Konstantinopel ab, meldete den Tag der Ankunft und erbat Reservierung von Zimmern im Pera Palace Hotel.

Im übrigen wurde der Tag mit einem Bummel durch die

Basare und einer Wagenfahrt die Karawanenstraße hinab nach alten Aquädukten ausgefüllt. Natürlich veräumte Graez auch nicht, noch nachträglich für eine kleine Geburtstagsaufmerksamkeit zu sorgen. Er ließ heimlich die ganze Kabine Marie's mit Blumen dekorieren. Das sah wunderhübsch aus, und als Marie am Abend die Kojе aussuchte, freute sie sich ehrlich über dieses blühende Wunder. Aber schlafen konnte sie bei dem starken Duft der Blumen unmöglich. Sie wartete also geduldig, bis auch Graez sein Lager aufgesucht hatte, rief dann die Stewardess und ließ den ganzen Frühlingsflor wieder aus der Kabine räumen. Freilich blieb immer noch Duft genug zurück, den sie am nächsten Morgen mit einer argen Migräne bezahlen mußte. Aber sie sprach nicht davon. Die unpraktische Liebenswürdigkeit hatte sie dennoch sehr erfreut.

Nun währte es nicht mehr lange, bis man das vorläufige Ziel der Reise erreicht hatte. Als Graez und Marie in aller Frühe das Deck betraten, strich der 'Bourrasque' gerade an den grünen Prinzeninseln vorüber. Die Sonne war aufgegangen, ein Funkenstaube lag über der See; um den weißen Leanderturm inmitten der Propontis flatterten die Mäwen. Aus den Tälern Misiens dampfte bläulicher Nebel zur Höhe des Burgurluberge's, an dessen Fuße, von schwarzen Hyppessengirlanden umrahmt, sich Skutari's düstere Häusermasse erstreckte. Aus feinen Wolkenschleiern ragte in weiter Ferne ein noch schneebedecktes Felsenhaupt empor: der thrakische Olymp. Im Vorblick, am Eingang zum Bosporus, wurde auf europäischer Seite Stambul sichtbar mit den byzantinischen Umfassungsmauern und dem grauen Mauerwerk des Schlosses der sieben Türme — und drüben, über den runden Bleidächern, Kiosken und Kuppeln, den Platanen und Hyppontis des Alten Serail, glänzte in der Frühsonne der riesige Halbmond auf der Spitze der Aga Sophia. Nun öffnete sich auch das Goldene Horn mit der wie eine Ameisenstraße belebten langen Brücke — und die Siebenhügelmetropole des Ostens lag weit gebreitet vor dem schwelgenden Auge. Gegenüber Stambul stieg Pera, die Frankenstadt, am Berghange auf; unten trat die See bis dicht an die Kais von Galata heran, ein ultramarinblaues durchsichtiges Wasser, durchkreuzt von den Schwalben des Bosporus, den pfeilschnell die Wogen durchschneidenden Kais ...

Hier unten, am Kai von Galata, rasselte auch der Anker der 'Bourrasque' in die Tiefe. Im Augenblick, da das Schiff anlegte, waren Deck und Kabinengänge überschwemmt von dem durcheinander wirbelnden, schreienden und gestikulierenden Heer der Lastträger, Fremdenführer und Kommissionäre. Marie hatte ihre

gesamten Gepäcksstücke auf das Promenadenbrett schaffen lassen, thronte auf dem größten der Koffer, den Sonnenschirm wie einen Zepher in der Hand, und rief Graetz zu: „Ich warte hier und rühre mich nicht, bis Sie den Dragoman von Pera Palace gefunden haben! . . .“ Das war in dem Gewühl aber gar nicht so leicht. Graetz arbeitete sich bis zur Schiffstreppe durch, um zunächst einmal ein paar Gepäcksträger zu ergaschen und die Koffer nach der Douane schaffen zu lassen, als eine Hand seinen Arm berührte und eine lustige Stimme ihm zurief: „Otto — mein alter Junge — na wie geht dir's denn?!“

Graetz sah einen hohen türkischen Offizier in der geschmackvollen Uniform des Regiments Ertogrul vor sich stehen. Alle Wetter, das war ja Bill Limbach, der Blücherhusar — den hätte er weiß Gott kaum wiedererkannt! Sein Schnurrbart war länger geworden und martialisch aufgesträubt wie der eines alten Janitscharen, das Gesicht braun gebrannt, fest saß der Kalpat auf dem dunkeln Haar, und an der Schulter baumelten die silbernen Fangschnüre eines Flügeladjutanten Seiner kaiserlichen Majestät des Sultans. Das war Graf Limbach-Pascha, Brigadier und General der Kavallerie mit dem Titel Erzellenz — nur die lustigen Augen erinnerten noch an den preussischen Husarenrittmeister.

„Oho — Bill-Pascha, Effendi, alter lieber Mameluke! . . .“ Sie umarmten sich und schüttelten sich die Hände.

„Wie geht's zu Hause?“ fragte Bill. „Was machen die Alten? Was macht die Jagd? Was machen die Gäule?“

„Alles in Kondition, Bill — danke für gütige Nachfrage. Nun hilf uns mal durch die Douane. Ich denke mir, deine Uniform wird uns den Schmerzensweg erleichtern helfen.“

„Ein Badschisch ist zweckmäßiger. Nimm ein Goldstück in die Hand. Wo sind deine Sachen?“

„Ich möchte dir erst einmal eine liebenswürdige Reisebegleiterin vorstellen, die mir den unfreiwilligen Aufenthalt in Tunis mit Würde ertragen half.“

„Toller Kerl,“ sagte Limbach. „Bleibt unterwegs kleben. Bleibt sitzen wie ein Quartaner, der zum ersten Male Eisenbahn fährt. Mit Kapitän Dietrichsen habe ich mich bei Janni festgetneipt. Famoser alte Haut. Er hat mir da allerlei von einer bildhübschen kleinen Kanadierin erzählt, die Europas überflinchte Höflichkeit nach jeder Richtung hin kennt —“

„Liebe Marie, darf ich Sie mit meinem Wetter Grafen Limbach bekannt machen, Pascha und Erzellenz, noch ohne Rosschweife, aber sonst sehr bedeutend. Fräulein de la Rocque . . .“

Bill verneigte sich. Ganz scharmant! Waren das ein paar Augen! — Er sagte sofort einige liebenswürdige Worte, schrie

dann nach seinem Dragoman, winkte einige Hammals, kurzhofige Gepäcsträger, heran und blinzelte heimlich Graez zu, indem er ihm freundschaftlich in die Seite pufste. „Du infamigster Schwerenöter!“ flüsterte er mit pfißigem Lächeln.

Graez tat bestreundet. Was dachte sich denn der Bill?! Dachte der vielleicht . . . ah, da hörte doch alles auf! — Aber es war jetzt keine Zeit zur Aufklärung. Während die Hammals die Koffer auf ihre riesigen Schultern luden, als sei es eine Spielerei, erzählte Limbach, daß Dietrichsen ihm den Paß des gnädigen Fräuleins übergeben habe, daß er amtlich visiert worden und nun alles in Ordnung sei. „Aber es hat Mühe gemacht, gnädiges Fräulein. Ich bin von Pontius zu Pilatus gelaufen, auf die englische Botschaft und das englische Konsulat, zum Rasir der Polizei und zum Stadtpräsidenten, bis endlich mein Freund, der Großwesir das entscheidende Wort gesprochen hat. Sonst hätte man Sie überhaupt nicht in dieses Paradies Mohammeds hineingelassen . . .“

Die Zollschereien waren bald erledigt; dann fuhr man zwischen Lastwagen, Equipagen und Pferdebahnen und Rudeln kläffender Hunde auf entsetzlichem Pflaster die Große Perastraße bergan bis zu dem Pera Palace Hotel der Internationalen Schlafwagengesellschaft, wo Limbach bereits Quartier gemacht hatte. Die Zimmer waren leidlich; Marie erfreute sich an der wunderbaren Aussicht aus ihren Fenstern über Stambul und die Sommerfrischen am Goldenen Horn, bat dann, ein wenig Toilette machen zu dürfen, und versprach, zum Frühstück im Speisesaal zu sein. Graez verschob das Auspacken seiner Koffer auf eine spätere Stunde; ihm lag daran, sich zunächst einmal mit dem Wetter aussprechen zu können.

Graf Limbach erwartete ihn in der großen maurischen Halle des Hotels, in dem es um diese Zeit ziemlich einsam war.

„Na, mein Alterchen,“ sagte er heiter, „nun laß dich doch einmal anschauen! Siehst prächtig aus — keine Spur mehr von überstandener Krankheit . . . und höre, du, deine kleine Reisegenossin — allen Respekt! . . . Glück muß der junge Mensch haben. Aber Vorsicht ist die Mutter der Weisheit — Vorsicht, Otto! Ich kenne den Rummel. Der Flirt wird Liebe, die Liebe Leidenschaft — und dann hardaus, dann sitzt man fest, möchte wieder los und kann nicht mehr. Ich kenne den Rummel.“

„Zunächst mißverstehest du die Hauptsache, mein lieber Bill,“ entgegnete Otto. „Von einem amüsanten Flirt ist keine Rede mehr. Ich würde mich mit Marie schon in Tunis verlobt haben, wenn ich nicht dem Klatsch unsrer Reisegesellschaft hätte aus dem Wege gehen wollen. Nun wollte ich nur noch mit dir Rück-

sprache nehmen, als Verwandtem, weißt du, und gutem Freunde — und mich dann Marie erklären. Ich will auch keine lange Verlobungszeit — ich will sie als meine Frau mit nach Hause nehmen . . .“

Bill Limbach machte ein höchst erstauntes Gesicht. Er schnippste mit den Fingern und sagte ein paarmal: „Du Donnerwetter!“ — Dann schwieg er, sagte nur noch „hm“, senkte den Kopf und wiegte ihn auf den Schultern hin und her. Graez nahm den Vetter unter den Arm und führte ihn zu einem Polsteretablissement am Fenster, wo man ganz ungestört war. Im Saal befand sich im Augenblick nur noch ein alter Engländer, der hinter dem Riesensformat der „Daily News“ ein kleines Schläschen hielt.

„Seh dich, Bill,“ sagte Graez; „du siehst, daß es mir Ernst ist — bitte fasse die Angelegenheit ebenso auf. Sieh mal . . .“ Er stochte, nahm ein paar Schwefelhölzer aus dem Feuerzeug und zerbrach sie . . . „ja du lieber Gott, was soll ich dir das noch lang und breit erklären — ich liebe das Mädchen — nicht so en passant, nicht bloß, weil sie niedlich ist — ich liebe sie von ganzem Herzen . . .“ er atmete stark auf — „und will sie heiraten. Das steht fest . . .“

Graf Limbach nickte. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen und zog den Rauch seiner Zigarette durch die Nase. Er wartete noch einen Augenblick, ehe er antwortete; er glaubte wohl, Graez sei noch nicht zu Ende mit seinen Ausführungen. Dann nickte er nochmals und entgegnete: „Also das steht fest. Schön. Das ist eine bestimmte Mitteilung, die keinerlei weitere Deutung zuläßt. Ist klipp und klar. Und was wünschst du denn da eigentlich noch mit mir zu beplaudern?“

„Bill, ich bin alt genug, um mich in einer so wichtigen Lebensfrage mit mir selbst auseinanderzusetzen. Trotzdem — man spricht sich doch gerne aus. Du wirst Fräulein von la Rocque ja näher kennen lernen — und ich bin der Überzeugung, du wirst meine Wahl nur billigen. Ich bin freilich an zwölf Jahre älter als sie, aber schließlich — was macht das!? Sie ist kolossal verständig, keine von unsern Landputen, ist innerlich viel reifer als sie scheint — kurzum, ich glaube, der Altersunterschied spricht gar nicht mit.“

„Keine Spur. Darauf kommt es nicht an. Aber . . . lieber Otto, ich habe wirklich zuerst an nichts andres als so ein Reisetechtelmechtel gedacht. Daß die Sache ernster liegen könne, ahnte ich nicht. Aber es ist gut. Du hast ganz recht, wenn du sagst, daß du das mit dir selber abzumachen hast. Als Vetter und Freund kann ich höchstens fragen: paßt sie in unsre Familie?“

„Ich habe ihren Geburtschein gesehen. Die Familie ist alt-französischer Adel, in Kanada naturalisiert. Der Vater war

Kaufmann. Sie selbst ist Waise und hat keinerlei Anhang. Es liegt kein Anlaß zu irgendwelchem Mißtrauen vor — verlaß dich darauf."

"Ich bin auch nicht mißtrauisch. Nichtsdestoweniger wirst du meine Fragen verzeihen. Fräulein von la Rocque ist uns doch absolut fremd. Und wir sind nicht einmal in der Lage, Erkundigungen über sie einzuziehen. Um Gottes willen, verstehe mich recht! Ich zweifle keinen Augenblick an der Wahrheit alles dessen, was sie dir erzählt hat — aber . . . aber bei der Heirat bindet man sich schließlich für das ganze Leben, und ich meine, da ist das erste Erfordernis, daß man sich auch über die gegenseitigen äußeren Verhältnisse vollkommen im klaren ist."

"Richtig, Will. Ich bin unbedingt für Klarheit. Ich will nichts Vollkiges. Das entspricht auch durchaus meiner Natur. Nur vergiß nicht, wie in diesem Falle die Sache liegt. Marie steht ganz allein. Aber es liegt ja gar kein Grund vor, an ihr zu zweifeln — gar keiner. Sie ist so bescheiden. Sie lebt von den Zinsen eines kleinen Kapitals, das bei Ritchie in London verwaltet wird — sie nannte mir auch die Summe — ich glaube, es sind gegen —"

"Halt mal," fiel Limbach ein; "Ritchie, sagst du? Ritchie and Son in London, Radcliffe Road?"

"Ja. Sie hat mir neulich einmal eine Abrechnung gezeigt, weil sie aus dem Staffeltarif nicht klug werden konnte."

"Hm . . ." Will stäubte gedankenvoll die Asche seiner Paphros ab . . . "Das ließe sich machen," fuhr er fort. "Ich habe hier einen guten Freund, einen englischen Offizier, Instruktor wie ich, den Oberst Putnam. Das ist ein Schwiegersohn des Bankiers Ritchie — nebenbei bemerkt ein unheimlich reicher Kerl. Vielleicht läßt sich da auf Umwegen eine Erkundigung über Fräulein de la Rocque einziehen —"

Graetz schüttelte den Kopf. "Das ist ja alles Unsinn, Will. Ritchie wird seinem Schwiegersohn vielleicht mitteilen, wie hoch sich das Konto Maries bei ihm beläuft — aber nicht mehr."

"Das ist jedenfalls etwas. Mein guter Junge, es würde immerhin eine Probe auf das Exempel sein — sagen wir besser: eine Stichprobe. Der schnöde Mammon spielt nun einmal eine gewichtige Rolle in der Welt. Hat dir deine Marie in diesem Punkte die Wahrheit berichtet, so ist hundert gegen zwanzig zu wetten, daß auch ihre sonstigen Angaben stimmen."

"Was gehen mich denn im Grunde genommen ihre Geldverhältnisse an! Ich bin reich genug, sie zu meiner Frau zu machen, auch wenn sie keinen Centime besäße."

"Darum handelt es sich nicht. Ich wiederhole: diese Erkundigung soll nur eine Stichprobe sein. Vielleicht weiß Ritchie auch

mehr — vielleicht gibt er uns auch Einzelheiten über ihre Familie . . .“

Graetz war aufgesprungen. Er warf einen raschen Blick auf den schlafenden Engländer, dessen ganzer Oberkörper hinter dem Zeitungsblatte verschwunden war, und ging ein paarmal unruhig auf und ab. Er sah ernst und verärgert aus. Natürlich — auch er war für klare Verhältnisse — selbstverständlich — aber der Vorschlag Limbachs paßte ihm trotzdem nicht. Der hatte so etwas Brutales; im letzten Grunde schien da immer die gleichgültige Geldfrage mitzusprechen. Ekelhaft! — War eine solche Erkundigung überhaupt nötig? Glich sie nicht schon einem Mißtrauensvotum? —

Auch Limbach hatte sich erhoben. Er merkte die Verstimmung Ottos. „Hör' zu,“ sagte er. „Ich verstehe, daß dir das alles sehr peinlich ist. Bestimme dich nicht weiter darum; laß mich für dich handeln. Ich tu es auf eigene Verantwortung — ich würde es schließlich auch gegen deinen Willen tun. Du hast nichts weiter nötig als noch zwei Tage zu warten. Ob du dann der Verlobung kurzerhand auch gleich die Heirat folgen läßt oder ob du deine Braut zunächst den alten Herrschaften in Stockhausen gebührend vorstellst — das wollen wir später besprechen.“

Graetz nickte. „Gut. Es ist zwar auch nicht . . . aber gut. Ich will kein Dickkopf sein. Frühstückst du mit uns? Du bist feierlich geladen. Ich möchte, daß du Marie ein wenig näher kennen lernst.“

„Einverstanden. Um vier muß ich zum Kriegsminister — da hab' ich noch hinlänglich Zeit. Nun Schluß. Ich sehe, der Saal belebt sich . . .“

Die Fahrenden traten in die Halle. Sie hatten bereits an dem Zimmertableau beim Portier gelesen, daß Graetz eingetroffen war und suchten ihn. Nun schossen sie ihm entgegen — Frau Fahrenheit wie eine große federngeplusterte Henne, der Apotheker wie ein Habicht, der sich auf Raub stürzt.

„Rittmeister, mein lieber Rittmeister,“ rief Frau Fahrenheit, „na Gott sei Dank, daß wir Sie wieder haben! Ich habe dem Kapitän eine entsetzliche Szene gemacht, als er ohne Sie weiterfahren wollte, aber mit dem Menschen war ja nichts anzufangen! Es paßte uns zuletzt überhaupt nicht mehr auf dem Schiff, es war kaum noch auszuhalten — in allen Winkeln saßen die Liebespärchen, bei hoher See hielten sie sich gegenseitig den Kopf und bei schönem Wetter flüsterten sie sich ihre Dummheiten in die Ohren. Als wir im Piräus anlegten, wurden zwei Verlobungen verkündet —“

„Fräulein Gumpert mit Herrn Riesencamp und Herr v. Struensee mit Fräulein v. Weder,“ ergänzte der Apotheker.

„Na was will man denn mehr,“ sagte Graez, um überhaupt etwas zu sagen.

„Ein Vergnügungsdampfer ist am Ende kein Heiratsbureau,“ fuhr Frau Fahrenheit fort. „Herr Rittmeister, es war meine erste und letzte Seereise. Athen — Gott im Himmel! Was machen sie da ein Wesen von! Staub und Stiefelpußer, das ist Athen. Die sogenannte Akropolis — da liegt alles ’rum, keine Bildsäule hat ihren Kopf, den Göttinnen haben sie die Nasen abgeschlagen, es ist wie bei einem in Konkurs geratenen Steinmeß. Das nennt man klassisch, ich weiß schon. Es ist eine Lodderei, ob klassisch oder nicht. Von Konstantinopel will ich gar nicht sprechen.“

„Aber ich!“ fuhr der Apotheker auf. „Morgen geht’s mit dem Orientexpress direkt nach Hause. Herr Rittmeister, ich habe ganz gewiß Schönheitssinn. Aber die Reinlichkeit ist doch auch nicht zu verachten. Hier wadet man, ich sage waten, man wadet im Jug. Ist es nicht unerhört mit diesen Rudeln von Hunden in allen Straßen!? Gibt’s denn hier keine Hundesteuer? Wir waren bei Derwischen; uns wurde übel. Wir waren in den Basaren; auf den heulenden dem alten Berliner Mühlendamm kann es nicht toller gewesen sein. Wir sind drüben in Skutari spazieren gefahren — das Pflaster! Und die Preise hier im Hotel — und das miserable Essen — und die ganze türkische Sipperschaft... nee, Herr Rittmeister, wir haben übergenug! Morgen geht’s wieder nach Hause...“

Endlich kam Graez auch zu Worte. Er erwiderte gar nichts auf die empörten Anklagen des Ehepaars, er belächelte sie nicht einmal. Er suchte nach einer Ablenkung, winkte Bill heran und stellte ihn vor: „Seine Erzellenz General Graf Limbach-Pascha, mein Vetter...“ Frau Fahrenheit komplimentierte tief, der Apotheker machte ein süßes Gesicht. „Erzellenz leben schon lange in Konstantinopel?“ fragte Frau Fahrenheit.

„Eine schöne Stadt,“ sagte ihr Gatte.

„Die lieben Hündchen überall,“ fuhr seine Frau fort, in dem Bestreben, sich angenehm zu machen, „und dieß Leben in den Basaren —“

„Eine schöne Stadt,“ wiederholte der Apotheker.

Graez ließ die Gruppe stehen und eilte Marie entgegen, die er soeben eintreten sah. Sie hatte ihre Koffer vorgefunden, die Dietrichsen von der Therapie aus hatte in das Hotel schaffen lassen, und Toilette gemacht. In ihrem Kostüm aus weißem Flanell mit dem breiten oderfarbenen Glacéledergürtel, dem Hütchen mit weißen Rosen und dem weißen Sonnenschirm in der Hand schien sie in dem hochgewölbten düsteren Raum plötzlich Licht zu verbreiten.

Ein Viertelstündchen später saßen die drei hinter einer spanischen Wand am gedeckten Tisch und ließen sich Stombrì servieren, die Makrelen des Bosporus, während der Oberkellner eifrig bemüht war, den Wein im Eisbehälter zu kühlen. Es saß sich sehr behaglich in dieser geschützten Ecke, die von dem großen Speisesaal gewissermaßen abgezweigt war; man sah hier nichts von der übrigen Gesellschaft, und wenn der Blick aus dem Fenster schweifte, traf er auf die blauen Wasser des Goldenen Horns, auf Myrtengebüsch und Zitronenhaine und die in der Sonne flammenden Kuppeln Stambuls.

Obwohl Limbach in der Hauptsache die Kosten der Unterhaltung bestritt, verabsäumte er doch nicht, sich interessiert mit Marie zu beschäftigen und sie heimlich, aber mit scharfem Auge in ihrem Sichgeben zu beobachten. Es war zweifellos, daß sie ihm außerordentlich gefiel. Bei aller frischen und natürlichen Redlichkeit ihres ganzen Gehabens verleugnete sie doch keinen Augenblick die Dame aus gutem Hause. Ganz nebenbei wußte Limbach gelegentlich das Gespräch auf seinen Kameraden, den Obersten Putnam zu bringen, den Schwiegersohn des Bankiers Ritchie — und nun erzählte Marie ohne weiteres, daß Ritchie auch ihr Bankier und mit ihrem verstorbenen Vater persönlich befreundet gewesen sei. Limbach merkte sich das — das Londoner Bankhaus war also doch der geeignete Platz, die gewünschte Erkundigung einzuziehen. Und zwar sollte sie noch heute eingeleitet werden; Limbach ließ sich nicht beirren. Die flüchtige Bekanntschaft mit Marie genügte zwar, sein anfängliches Mißtrauen zu verschleuchen, aber sie genügte ihm nicht, um der Hochzeit seines Vetter's als Zeuge beizuwohnen. Er war weniger korrekt als Graetz, doch war er die praktischere Natur und vor allem der Weltklügere.

Während der Tafel erschien eine Ordonnanz, um die angeforderte Audienz bei Risa-Pascha, dem Kriegsminister, abzusagen. Nunmehr schlug Limbach für den Nachmittag einen gemeinsamen Spazierritt nach dem Dorfe Feriköi vor. Er hatte drei Pferde im Stall, von denen das eine, die Schimmelstute Nikaa, schon des öfteren von Damen geritten worden war. Marie war mit Begeisterung bei der Sache; sie hatte seit vierzehn Tagen nicht zu Pferde gesessen und sehnte sich wieder nach den geliebten Bierbeinern.

Der Pascha wohnte in der Nähe der deutschen Schule, in einem modernen, sehr geräumigen Han, das auch große und lustige Pferdeställe besaß. Marie hatte sich gleich nach beendetem Frühstück in Dref geworfen, während die Sporttoilette Ottos einfach in lebernen Gamaschen und einer Reitpeitsche Bills bestand. Während Bursche und Reitknecht die Gänle zäumten und sattelten,

betrachtete Marie mit kundigem Blick die ihr zuge dachte Mitäa. Daß sie etwas von Pferden verstand, merkte Limbach ohne weiteres — merkte er an der ganzen Art, wie Marie den Schimmel betastete, vorsichtig prüfend mit der Hand über Sehnen und Fesseln glitt, sein glänzendes Fell klopfte und mit den Fingern über den Kupferfleck an den geblähten Hüften strich. Und wie schwang sie sich auf den Gaul, und wie saß sie! — „Schwerenot,“ sagte sich Limbach, „das ist ein forsches Frauenzimmer. Das ist reine Rasse, das ist Amazonenblut, das ist ein ganz ausnehmend famoscs Mädel . . .“

Die kleine Kavalkade ritt durch die Grande Rue über den Taksimplatz und die hochgelegene Vorstadt Pantaldi und bog dann linkswärts, an den christlichen Friedhöfen vorüber, in eine eingeschnittene Bergstraße ein. Trotz des mäßigen Weges ging es in flottem Trabe vorwärts. Beide Herren ergänzten sich in ihrer heimlichen Kritik Mariens. Guter Sitz, dachte der eine, sie hält sich gerade, sie federt, sie hat keine Unarten, sie läßt die Zügel locker. Du, meine geliebte Zentaurin, dachte der andre, so wollt' ich dich längst einmal sehen, dicht an meiner Seite, wie verwachsen mit dem Gaulc, ein Wunder an Anmut und schöner Kraft, an Geschmeidigkeit und Grazie — ganz das Weib meiner Träume! . .

Hinter der Bierbrauerei Bomonti suchten die Reiter das Plateau auf. Hier blies der Wind stärker; der Hufschlag dröhnte auf hartem Gestein; es war eine öde Gegend. Aber den Pferden gefiel die blanke Bahn, da konnten sie sich austummeln. Keiner gab ein Kommando; zu gleicher Zeit setzten die drei zu schlankem Galopp an. Die Eisen unter den Hufen waren geschärft; Limbach hatte seine Erfahrungen gemacht. Da klang der Galopp in metallische Rhythmen aus; da stoben zuweilen die hellen Funken. Es war kein allzu bequemer Ritt, mit verhängten Leinen und in lässiger Haltung. Man mußte die Zügel straffen und Obdach geben; Geröll bedeckte den Boden, Tamarisken und Wacholder verwickelten sich mit Dornengebüsch, das über die felsige Erde kroch, und mit tatarischem Seegras. Aber es war doch eine Lust. Es war eine Lust, mit dem Wind um die Wette zu fliegen, der hier oben rein und köstlich wehte und von den Hängen des Bosporus und aus dem Tale der süßen Wasser die Düfte blumiger Matten mit sich zu führen schien. Es wurde kein Wort gewechselt. Nebeneinander galoppierten die drei, in der Mitte Marie; ihr Schleier flog, und die braunen Lödchen tanzten um ihre Stirn. Ihr Antlitz glänzte, und das helle Auge gab den Sonnenschein wieder, der über den Himmel lachte.

Ein Erdriß tat sich auf; die pralle Glut oder ein vulkanisches Erdbeben mochte vor Zeiten das Gestein geteilt haben. Nun

füllte ein fattes Grün die Spalte, und Mispelgebüsch, Haselnußsträucher und niedrige Feigen umwucherten die Böschungen. „Vorſicht!“ ſchrie Graez. Er fürchtete für Marie. Der Erdbriß war nicht ſo breit, daß man den Sprung nicht hätte wagen können; aber leicht konnten ſich die Gäule mit den Hufen im Geſtrüpp verwickeln, und gerade hier war ein Sturz gefährlich. „Vorſicht!“ ſchrie Graez noch einmal. Er ſtoppte, legte ſich feſt zurück in Sattel und Bügel und ließ ſeinen Gaul in Schritt fallen. Es war eine Kleinigkeit, die Erdbpalte zu umreiten. Aber daran dachte Marie nicht. „Go on!“ rief ſie. Sie ſah nicht nach rechts, nicht nach links, ob einer ihr folgte. Der kleine Silberſporn an ihrem linken Stiefel rißte die Flanke des Schimmels, feſter ſuchte der Schenkel Schluß, die Hand gab dem Bügel nach ... „he hopp!“ — und langgeſtreckt, in wundervollem Saß, flog die Nitaa über den Spalt. Limbach folgte mit ſeinem Braunen. „Himmelſdonnerwetter!“ ſchrie Graez. Jetzt ſchämte er ſich. Unruhig tänzelte der Fuchs unter ihm. Graez riß ihn auf der Hinterhand herum und trabte ein Stück zurück, um Anlauf zu gewinnen. Dem Fuchs ahnte Unheil. Er warf den Kopf, die Mandare klirrte in ſeinem Gebiß, Schaumſtößen flogen, er arbeitete mit den Vorderhufen durch die Luſt. Aber Graez ließ ihn ſein Gewicht fühlen. Er trug keine Sporen, nur ſein Schenkeldruck wurde energiſcher, und die Handgelenke arbeiteten. Der verhaltene Anfangsgalopp wurde ſtürmiſcher — hoi, auch der Fuchs nahm in kühnem Sprunge die Schlucht ...

Drüben warteten die beiden andern. „Bravo!“ rief Limbach. Marie nickte nur. Graez lachte. Aber er war doch ein wenig verſtimmt; er wußte nicht warum. Marie ſah erſtarrt aus, ein Haarzopf hatte ſich gelöst, ſie atmete raſch und ſchwer. Das geſiel ihm nicht. Es war lächerlich, aber er hatte nun einmal ſeine Stimmungen.

Langſamer ging es weiter, jezt tiefer hinab, durch einen Platanenwald dem Ufer des Boſporus zu. Auf die Silberſäulen der Baumſtämme tuſchte die durch das breitſchattende Laubdach hindurchſtrahlende Sonne lichte Gebilde: Flecken, Kreiſe und Ringe. Es war kühl und friſch hier im Walde.

Beforgt ſchaute Graez ſich um. „Wir hätten eine Jade mitnehmen ſollen,“ ſagte er; „ich fürchte, Sie werden ſich erkälten, Marie.“

„Aber nein,“ entgegnete ſie kopfſchüttelnd, „das bin ich gewöhnt. Ich bin abgehärtet. In Buargla, einer Daſe unten in Algerien, war ich mit noch zwei Amerikanerinnen zuſammen. Wir ritten in aller Frühe zur Quelle — ah, da gibt es eine köſtliche Quelle, mit eiſkalttem Waſſer, ſie iſt irgend einem Marabut ge-

weist — da badeten wir und galoppierten dann en costume d'Eve umher, bis uns die Sonne getrocknet hatte. Das konnte man furchtlos, denn nie war ein Mensch in der Nähe . . ."

Das war durchaus harmlos erzählt und konnte nur alberne Prüderie verletzen. Trotzdem ärgerte sich Graez abermals. Er fand, er hatte heute seinen schlechten Tag.

Nun tat der Wald sich auf. Die Ode lag rückwärts und vor dem entzückten Auge ein großer Zauber: im sanften Abfall nach Norden zu ein Tal voll blühender Rosenheiden, durch das Quellergeriesel lichte mäandrische Bänder schlang, geradeaus eine blumige Wiese mit einer Gruppe uralter Platanen, und weiter unten ein grünes Laubmeer in den verschiedensten Schattierungen, ein Wald aus Edelkastanien, Buchen, Eichen, Pappeln und Ulmen, von dem ein Rauschen ausging, das klang wie ein Hochgesang. Und noch tiefer unten die blaue Linie des Bosporus mit seinen Vorgebirgen und Buchten, Flügeln und Tälern, seinen schwarzen Zypressenhainen und leuchtenden Rosenfeldern, dem blitzenden Marmor seiner Pioske und Minarets, dem düsteren Grau seiner alten Felsenburgen, mit seinen Schiffen und Rachen — dies anmutvolle Wunderwasser zwischen dem dunkeln Pontus und der sonnigen, die Ufer umschmeichelnden Meerflut der Propontis.

Eine Viertelstunde hielten die Reiter auf der Höhe der europäischen Seite, ritten hin und her, immer wieder einen neuen Ausblick gewinnend, ein Wechselspiel von Land und See, gleißenden Sonnenflecken und durchschatteten Taleinschnitten. Dann wurde zum Heimweg gerüstet.

Noch an demselben Nachmittag suchte Graf Limbach seinen Freund Putnam auf, um in dessen Namen das folgende Telegramm an Robinson Ritchie, London S.W., Radcliffe Road, aufzugeben: „Erbitte Auskunft über eure Kundin Marie-Angélique de la Rocque aus Montreal, jetzt auf Reisen, ihr Konto, ihre Familie, Persönlichkeit, Lebenslauf, alles was ihr wißt. Privat und diskret.“

7

Graez schlief schlecht. Nach unruhigem Schlummer fuhr er gegen drei Uhr früh jach in seinem Bette empor. Er war nicht mehr müde, aber er fühlte sich zerschlagen und matt. Er stand auf, wickelte sich in seinen Schlafrock und öffnete das Fenster. Über Stambul und das Goldene Horn wehten noch die Nebelschwaden des beginnenden Morgens. Ein silbriger Dunst stieg aus der Tiefe, die Bythinischen Berge lagen hinter einem grauen Vorhang. Aber im Frührot leuchtete schon hie und da die Spitze

einer Ruppel auf. Der Nebel hielt nicht lange mehr stand. Goldstrahlen durchirrten ihn, seine zerrissenen Säume kleideten sich in Purpur und Violett, und dann glitten züngelnde Flammen durch den Morgendunst — die Sonne ging auf.

Unter den Hotelfenstern heulten die wilden Hunde. Auch die gewaltige Stadt begann ihre Sprache; langsam erwachte der Straßenlärm.

Graez wusch sich und bereitete sich auf seiner Reisemaschine eine Tasse Tee. Auf und ab gehend aß er dazu ein paar Cafés und zündete sich dann eine Zigarre an.

Er kannte den Grund seiner Unruhe: Limbach trug die Schuld. Fast bereute Otto, den Better in sein Vertrauen gezogen zu haben. Er war sich mit sich selber im klaren — das hätte ihm genügen sollen. Nun kam Bill mit seinem Wenn und Aber, seinem mißtrauischen Kopfschütteln, seinen Erkundigungsvorschlägen. Zum Teufel, war das alles denn nötig! — Unter andern Verhältnissen würde Graez sicher mit Ja geantwortet haben. Ja, das war nötig, das war nur verständig und richtig. Man heiratet nicht in das Blaue hinein, man denkt an seinen Namen und seine Familie, man stammt aus gutem Hause und ist ein Ehrenmann, kein Bohémien. . . . Aber die große Korrektheit, auf die Graez so stolz war und die ihn zuweilen zu kleinlicher Bedanterie verleiten konnte, war allgemach in die Brüche gegangen. Die wachsende Leidenschaft hatte sie verdrängt. Und zu dieser Stunde stieg sogar der Gedanke in ihm auf: wenn das leise, leise Mißtrauen Bills nun berechtigt ist? Wenn ein Schatten das Bild der Geliebten trübt?

Ein Schatten . . . Graez fühlte, wie bei diesem Gedanken ein Zittern durch seine Nerven ging. Der Schatten konnte wachsen und riesengroß werden . . . „Nein,“ — das schrie er laut. Nein, das war nicht möglich. Sein Herz pochte mächtig. Eine Verworfene war sie nicht — nimmermehr. Auch keine Abenteuererin, die durch die Lande zieht, ihre Netze und Fallstricke auszuwerfen. Das war ausgeschlossen.

Trotzdem — ein Schatten konnte da sein. Graez stand auf und reckte seine große Gestalt, daß die starke Brust sich rundete. In dem Gefühl seiner Liebe wußte er, daß er auch diesen Schatten bannen würde. Woher der kommen konnte, aus welchem Dunkel, aus welcher Nacht — darüber grübelte er nicht. Nur eins sagte er sich, halblaut, zu sich selber sprechend: „Wenn . . . ich zöge sie zu mir herauf — ich liebe sie allzu sehr . . .“

Er hatte seine Zigarre zu Ende geraucht. Er schleuderte den Rest aus dem Fenster und sah zu, wie aus dem Schwarm der Hunde ein struppiger Spitz, einen Lederbissen vermutend, eil-

fertig auf den glühenden Stummel zuschoß, um sich dann angeekelt und niesend wieder abzuwenden. Er sah zu, wie auf dem Balkon nebenan eine Spazengesellschaft unter heftigem Zwitschern sich um eine Brottrume stritt, und wie ein Bauer eine Schar Angoraziegen vorübertrieb. Er blieb am Fenster stehen und dachte an gar nichts. Auch auf der kahlen Esplanade unten begann es lebhaft zu werden. Die Bettler suchten ihre alten Plätze auf; unter einem halbverdorrten Feigenbaum kauerten sich ein paar zerlumppte Dervische nieder, ein griechischer Drehorgelspieler begann seine ohrenzerreißende Musik, ein Albanese kam mit einem gezähmten Bären, den die Hunde wie rasend umkläfften. Graetz sah das alles, aber er sah es gedankenlos. Er zwinkerte mit den Augen, er war auf einmal müde geworden. Doch das Träumen tat ihm wohl; es war kein Schlaf, aber ein Ausruhen.

Unter dem tausendfältigen Wirrwarr der Geräusche vernahm er plötzlich ein leises Klingeln. Da wurde er wieder wach, da wurde er aufmerksam. Nebenan wurde die Balkontür geöffnet. Noch hielt Graetz sich zurück. Er wußte: das Zimmer Mariens lag mit dem seinen in gleicher Flucht, aber er wußte nicht genau, war es dem seinen benachbart oder lagen noch andre dazwischen. Er hielt fast den Atem an — dann beugte er sich ein wenig aus dem Fenster.

Auf dem Balkon nebenan sah er Marie stehen und die Spazierhunde füttern. Sie trug einen Schlafrock aus Rohseide mit weiten Ärmeln, die ihren Unterarm frei ließen, und lockte die Spazierhunde mit zertrümeltem Zwieback. Das gefiederte Volk war zutraulich und frech. Die Spazierhunde umflatterten Marie wie zahme Tauben, wagten sich dicht heran und randalierten laut.

Im Ausblicken sah sie Graetz. Sie zuckte unmerklich zusammen und dabei glitt ihre Hand rasch über ihr Gewand, prüfend, ob auch die Toilette in Ordnung sei. Dann nickte sie freundlich hinüber. „Bon jour, cher voisin,“ rief sie heiter, „hat Sie die Sonne ebenso früh wie mich aus den Federn getrieben?“

„Die Sonne und der Mangel an Schlaf und ein böser Traum und noch manches andre,“ versetzte Graetz. „Jetzt würde ich mich gern ein Viertelstündchen mit Ihnen unterhalten, aber der Leiterfröhe unten hat uns entdeckt, und ich wette, er wird uns sofort seine schönste Arie vordubeln...“

Es war nicht nötig zu wetten: der Orgelmann hatte bereits wieder sein Instrument vom Rücken gerissen und begann zu drehen. Graetz gedachte ihn zu beschwichtigen, wickelte einen Pfaster in Zeitungspapier und warf ihn aus dem Fenster. Aber das Geldstück schien den Musikanten nur noch mehr zu begeistern;

er dankte unter lebhafter Mimik und Gestikulation und legte sodann von neuem los.

Marie zuckte lachend mit den Schultern, formte die Hände wie einen Schalltrichter vor den Mund und rief zu Graetz hinüber: „Was machen wir heute?!“

„Was Sie befehlen,“ schrie der Rittmeister zurück.

In diesem Augenblick wurde unten eine Hammelherde vorübergetrieben, und die Hunde erhoben ein entsetzliches Geheul. „Wasserfahren!“ rief Marie.

„Wohin?“ schrie Graetz und beugte sich weiter aus dem Fenster.

Marie zeigte stumm auf das Goldene Horn und machte die Bewegung des Ruderns. „Schwimmen?“ rief Graetz erstaunt. Marie lachte abermals fröhlich auf und schüttelte den Kopf. Sie wollte eine weitere Erklärung geben, aber der Spektakel war allzu groß; so begnügte sie sich denn mit den Worten: „Näheres beim Frühstück!“ — Das verstand Graetz. Aber das Verstehen war ihm im Augenblick Nebensache. Er sah ihr liches und sonniges Antlitz, das war ihm mehr.

Er pfiff ein Liedchen vor sich hin und setzte sich hierauf auf den Tisch, den Meyerschen Reiseführer durch die Türkei in der Hand, um das Programm für die Sehenswürdigkeiten des Tages auszuarbeiten, ein ganz ausführliches Programm, das späterhin gar nicht eingehalten wurde. Denn als sich Graetz mit Marie im Frühstückssaale traf und ihr die Notizen vorlas: „Janitscharenmuseum — Grabmal Mahmuds — Hippodrom — Sophienkirche — tanzende Dervische . . .“ unterbrach sie ihn: „Nein, lieber Freund, ich erkläre mich gegen all das, gegen jedes Museum und jede Moschee. Ich rief Ihnen schon vom Balkon aus einen besseren Vorschlag zu, aber der entsetzliche Orgeldreher übertönte ihn. Wollen wir uns nicht einen Raif nehmen und uns ein paar Stunden umherrudern lassen? Ohne Wahl, ganz gleich wohin — nach den Prinzeninseln hinüber oder den Bosporus hinab oder kreuz und quer durch das Marmarameer — die Hauptsache ist, daß wir auf dem kühlen Wasser sind, träumen und plaudern können und uns um keinerlei touristische Verpflichtungen zu kümmern brauchen . . .“

Wenn Marie vorgeschlagen hätte, einen Extrazug nach Bagdad zu nehmen, so würde sich Graetz auch damit einverstanden erklärt haben. Zunächst war man froh, dem Hotel zu entkommen. Sie stiegen hinab in das tosende Leben von Galata und mieteten sich an der Brücke einen zweirudrigen Raif. Mit praktischem Blick hatte Graetz sich eine der besseren Wasserdröschken ausgesucht, in der man leidlich bequem sitzen konnte und die auch mit einem

Sonnendach versehen war. Die Ruderer erhielten Anweisung, eine Stunde beliebig umherzufahren und dann bei Skutari zu landen, wo man den berühmten Friedhöfen einen Besuch abstatten wollte.

Das war eine köstliche Fahrt. An der Serai Landspitze vorüber strich das Boot hinein in das Marmarameer, durch das große Dampfer kreuzten und dessen Schwarm von Fischerbooten aus der Ferne kaum von den unermüdlich hüpfenden Delfhinen zu unterscheiden war. In feinen Umrissen tauchten die Prinzeninseln auf, einst die seeumspülten Gefängnisse der Propontis, wo der Fürstenpurpur zum klösterlichen Schleier sich wandelte, heute das Lenzparadies für die Bewohner Konstantinopels. Die Barke wendete sich zurück und mehr dem asiatischen Ufer zu. Das leuchtende Haupt des mythischen Olympos verschwand; dicht am Meeresgestade glitt ein Zug der anatolischen Bahnlinie in das flassende Schwarz eines mächtigen Tunnels. Aus dem satten Grün des Raps von Fener Bagtische schoß der weiße Schafst des Pharos mit seiner flimmernden Laterne hoch empor, und nun verengerte sich das Meer zur böosphorischen Durchfahrt und da, wo sich einst der Apollotempel von Chalkedon erhob, lustwandelte heute die Bevölkerung von Kadiköi unter den Platanen der Esplanade von Kap Moda. Hart hielt sich die Barke an der bythinischen Küste, wo auf hohen Holzgestellen im Wasser die Fischer den Zug der Schwertfische erwarteten, bereit, das ausgespannte Netz im günstigen Augenblick mit gewaltigem Ruck zusammenzuziehen.

Während die Ruderer mit ihrem Raß an der Landungsstelle warteten, stiegen Graetz und Marie durch die engen und winkligen, von den Gerüchen der Garföche erfüllten Gassen hinauf nach den Friedhöfen — über fürchterliches Pflaster, an hohen Klostermauern und den Umzäunungen ausgedehnter Karawansereien, an Moscheen und der zertrümmerten Pracht eines alten kaiserlichen Harems vorüber in eine wilde, einsam schweigende Natur. Sie gingen ohne zu sprechen und ohne dem Weg zu folgen, quer hinein in den Friedhofswald. Es war, als verjage ihnen in den Schauern dieser großen Todesstätte die Sprache; aber wie unbewußt reichten sie sich die Hände und so schritten sie weiter. Kein Mensch begegnete ihnen. Sie befanden sich in einem Teil des Friedhofs, der seit langem nicht berührt wurde. Hier lagen die Grabsteine fast alle in Trümmern. Unter Vorbeergebüsch glänzte das Weiß eines Säulentknaufs, über einen marmornen Turban kroch die Hedenrose. Ein grünes Polster überzog den Boden: dickschichtiges Moos und darüber hundertfältiges Schlingwerk, das sich um die geborstenen Grabsteine rankte, um die Baum-

stämme und auch in die himmeln strebenden Nadelzweige. Blumen pflegt der Türke nicht; in dieser Einsamkeit aber blühten die Blumen, Euphorbien und Lychnis, Moschushazinthen und Winden; brennend rote Dolden nickten über verblaßtem Grün, um den schreitenden Fuß wehten Büschel von weißgrauen Staubfäden.

Man spürte die Sonne kaum. Sie fand überall Zutritt durch die Wipfel, aber sie war sanft und ihr Gold trug einen Patina-schimmer. Als Graez und Marie sich anschauten, sahen sie zu ihrem Erstaunen, daß ihre Gesichter grünbleich waren. „Wie seltsam,“ sagte Marie, „ist das die Beleuchtung oder fühlen Sie sich nicht wohl, Otto?“

„Es ist das Licht,“ antwortete Graez, „auch auf Ihren Wangen liegt Todesfarbe, und die Augen sind Grün umschattet. Ich fühle mich sehr wohl und bin glücklich. Ich bin am liebsten mit Ihnen allein. Daß das zwischen Gräbern ist, was tut es? Hier stört uns wenigstens kein neugieriger Blick und keine alberne Frage. Ich habe die Einsamkeit doppelt gern, wenn ich weiß, daß ein Mitempfindender sie teilt.“

„O, lieber Graez, das klingt hübsch, und es sagt mir auch zu. Ich mache merkwürdige Beobachtungen bei Ihnen. Sie gebärden sich zuweilen, als seien Sie eine äußerst wohltemperierte Natur, die selbst die kühle Mäßigkeit streifen kann. Aber von Zeit zu Zeit wacht etwas in Ihnen auf, das zu andern Schlüssen berechtigt. Ich will Ihnen sagen, was —“

„Das Herz,“ warf Graez ein, „— ja, das Herz?“ fügte er fragend hinzu.

„Nein — ich denke, das schläft nicht, aber die Seele, die bedarf dann und wann eines zündenden Funken.“

„Das heißt,“ sagte er, „diese sogenannte Seele ist wenig wert; sie ist eine Schlafmütze oder eine Schlummerrolle; könnte man sie verkörpern, so würde sie weich sein und sehr bequem und angenehm warm halten.“

„Könnte man sie verkörpern,“ entgegnete Marie und lächelte, „so würde sie eine Stufe Goldes sein, die noch Besseres und Kostlicheres umschließt.“

„Liebe Marie, was habe ich Ihnen getan, daß Sie mir eine so unerhörte Schmeichelei versetzen?“

„Lieber Otto, ich schmeichle gar nicht, ich versuche Sie ganz ehrlich zu charakterisieren. Es gibt viele Leute unter meinen Bekannten, die ich nicht der Mühe für wert halte, unter die Lupe zu nehmen. Bei guten Freunden tue ich das bisweilen und versuche damit meine Menschenkenntnis zu bereichern. Ob mein Urteil immer das Richtige trifft, ist freilich zweifelhaft...“

Die beiden waren stehen geblieben. Der Marsch über das sich schlingende Gestrüpp des Bodens hatte Marie ein wenig ermüdet. Sie setzte sich auf eine zusammengebrochene Grabstele unter einen uralten Ahornbaum, der sich vielleicht einmal vor dreihundert Jahren wild angesamt hatte und nun wie ein fremder Gast zwischen den Zypressen stand, mit seiner großen Laubkrone sich in die Nadelbuckets seiner Umgebung drängend. Marie stützte Hände und Kinn auf den Knauf ihres langgestielten Sonnenschirms, den sie zugleich als Stod zu benutzen pflegte, und schaute mit sinnendem Auge zu Graez auf, indes eine nachdenkliche Heiterkeit um ihre Lippen spielte. . . „Ich glaube,“ sagte sie, „daß es nicht allzu schwierig ist, Sie — gerade Sie recht zu beurteilen.“

„Bitte,“ entgegnete er, „legen Sie los, malen Sie mich einmal, wie ich bin — dann werde ich Ihnen sagen, wie ich sein möchte.“

„Sie sind,“ begann Marie von neuem, „im allgemeinen sehr glücklich veranlagt. Sie sind eine ziemlich einfache Natur: genügsam, zufrieden, bescheiden.“

„Es kommt darauf an,“ meinte Graez.

„Natürlich. Zu viel Regen oder zu viel Sonnenschein ärgert auch Sie — da ärgern Sie sich aber nur für Ihre Felder. Es geht nicht tiefer. Trotzdem möchte ich behaupten, daß Sie sehr lebhaft im Affekt sein können. Es ist die alte Geschichte von den stillen Wassern. Ich glaube sogar, daß es Ihnen bei Stürmen Ihres Gefühlslebens nicht immer leicht wird, das nötige geistige Bromkali zur Beruhigung zu finden.“

„Bitte weiter,“ drängte Graez. „Sie sind noch nicht zu Ende. Ich möchte durchaus wissen, was ich für ein Mensch bin.“

„Ein guter,“ erwiderte Marie und erhob sich wieder. Sie trat heran an ihn, der noch immer am Stamm des Ahorns lehnte, und legte ihre Hände auf seine Schultern. „Das weiß ich bestimmt. Aber mir ist es nicht genug. Nun ich doch einmal Ihre Freundin geworden bin, möchte ich Sie in noch besserem Lichte sehen. Gut sein, ist kein Verdienst. Jeder Schafskopf kann es sein und jeder Schwächling. Ich möchte gern, daß Sie auch ein wenig ehrgeizig würden. Wahrhaftig! Das klingt sehr närrisch, aber es schadet nichts. Ein noch größerer Narr, wer mit seinem Pfunde nicht zu wuchern weiß! 'They are but beggars that can count their worth' sagt Julia — und Sie, lieber Freund, sind reicher als Sie ahnen.“

„Ach, Marie,“ rief Graez und nahm ihre Hände in die seinen und küßte ihre Fingerspitzen, „ich fürchte, Sie täuschen sich! Sie suchen mehr in mir als ich geben kann.“

„Dann hätt ich keine Augen, kein Ohr und kein Empfinden. Vielleicht haben äußere Verhältnisse Sie ein wenig glüdeshart gemacht, vielleicht sind Sie auch zu bequem geworden, sich einmal gründlicher mit sich selbst zu beschäftigen. Es ist schade, daß Sie keinen Freund haben, der Sie aus Ihrer Behaglichkeit aufzurütteln versteht — es ist auch schade, daß Sie keine Frau fanden, die Ihr Wesen ergänzen helfen — nein, ausgestalten konnte. Soll ich für Sie suchen? Ich weiß jetzt, wer für Sie paßt. . . .“

Sie sagte das mit lachendem Blick und wollte ihm ihre Hände entziehen — aber er hielt sie fest. Diesen Augenblick wollte er nicht wieder veräumen. Amor blieb der Triumphierende. Die Liebe brannte alle seine schönen Grundsätze nieder, kein korrekter Gedanke wollte mehr haften, es siegte die holdbeste Torheit. Er hielt sie fest, wie damals in den Ruinen der alten Basilika zu Karthago, aber er ließ sie auch nicht mehr los, sondern zog sie dicht an sein Herz und sagte mit erregter Stimme, indes sein Atem flog: „Marie, suche für mich — es sei. Aber geh nicht zu weit — nicht zu weit. Die du suchst, ist nahe. Du kennst sie ja auch. Du weißt ja auch, daß sie die Rechte ist . . . Bleib' hier — nicht — nicht wehren! . . . Ich will deine Lippen küssen — ich habe dich so lieb . . .“

Da erschrak er fast. Das war nicht mehr die Beleuchtung, das faßle Grün, das der durch das Wipfelbach zitternde Sonnenreflex hervorrief — Marie erbleichte in der Tat. Sie wurde so blaß, daß ihr Gesicht einer Maske glich — und dann schwankte sie und wäre in die Knie gestürzt, hätten die Arme Ottos sie nicht gehalten.

Er war fassungslos. Mein Gott, was war denn geschehen! Konnte sein Geständnis der Grund ihrer Ohnmacht sein? — Das war doch unmöglich . . . Ein fröstelndes Zittern überschlich ihn. Er hatte an einen Ausruf der Glückseligkeit gedacht, an ein süßes verhaltenes Stammeln — nun hielt er an seinem Herzen ein blaßes Weib, dessen Auge geschlossen und dessen Lippe stumm war.

„Marie — was ist dir — was ist?“ raunte er. Ihr Körper war schwer geworden, ihr Kopf schlug über seinen Arm nach rückwärts. Er lehnte sich fester gegen den Baumstamm, um nicht den Halt zu verlieren, bettete ihren Kopf wieder vorsichtig an seine Brust und küßte sie auf den Mund, rief sie beim Namen und küßte sie immer wieder. Gaben seine Küsse ihr Heilung? — Eine zarte Röte kehrte in ihre Wangen zurück; dann schlug sie die Augen auf, und nun wurde die Röte zu tiefem Purpur. Sie ließ sich küssen, und, während sie ihre Arme um seinen Hals schlang, küßte sie ihn wieder. —

Die beiden Ruderer saßen am Landungsplatz im Schatten eines Schuppens auf blanker Erde. Sie hatten sich von einem der hausierenden Garköche eine mit Reis gefüllte Gurke geben lassen und sie aus der Hand verzehrt; nun rauchten sie ihre Zigarette und würfelten mit zwei Lastträgern um Fünfsparastücke — schweigend, ohne ein Wort zu verlieren.

Da stieß einer den andern an, und alle sprangen auf. Die Fremden kamen. Graetz führte Marie am Arm; beide scherzten und lachten.

„Kannst du pfeifen, so wie die Nachtigall schlägt?“ fragte Graetz.

„Nein, das kann ich nicht,“ antwortete Marie; „aber kannst du wie eine Henne gackern, wenn sie ein Ei gelegt hat? Das kann ich nun wieder.“

Da lachte er von neuem und lachte fröhlich und wohlgemut und rief: „Gott sei Dank, du gehst auch auf eine übermütige Albernheit ein — Du bist also wieder wohl auf!“

„Ja,“ sagte sie und schlang ihre kühlen Finger zwischen die seinen und drückte seine Hand, „das bin ich, bin wieder wohl auf. War es eigentlich auch vorhin, war wie beseligt in meiner halben Sinnlosigkeit. Das verstehst du nicht, oder vielleicht verstehst du es doch. Man sagt, die Freude könne töten. Mich hat sie nur umgeworfen. Nun steige ein: wir wollen gen Morgen fahren . . .“

Sie kauerten beide im Raif nieder, dicht bei einander wie vorhin; aber obwohl nur ihre Arme sich berührten und ihre Hände sich fanden, war es ihnen doch, als seien sie unendlich enger verschmolzen. Das Gefühl beseligender Nähe ließ sie abermals stumm werden und verträumt. Während der Raif sacht durch das große Goldbecken strich, überkam Graetz das Empfinden, noch nie so glücklich gewesen zu sein. —

Im Pera Palace erwartete ihn Graf Limbach. Aber der Pascha wollte ihn allein sprechen und hatte sich deshalb auf das Zimmer Ottos führen lassen. Es hieß, die Herrschaften hätten gesagt, daß sie zum Frühstück zurück sein wollten. Limbach legte sich auf das Sofa und las den „Moniteur Oriental“, den er sich auf der Straße gekauft hatte und der den Vorzug besaß, den Geist in keiner Weise anzustrengen. Dagegen wirkte er beruhigend: Graf Limbach schlief ein.

Er erwachte infolge eines befremdlichen Mangels an Luft. Graetz stand vor ihm und hielt ihm die Nase zu. „Du entschuldigst,“ sagte er; „ich freue mich, wenn du mein Zimmer als Schlafasyl benütze, aber ich möchte dir das Schnarchen abgewöhnen. Du schnarchst wahnsinnig. Ich finde das nicht ästhetisch.“

Limbach richtete sich auf, rieb sich die Augen und klagte über tiefe Abspannung: der Dienst reibe ihn auf.

„Aha,“ meinte Graetz, „du hast wieder Audienz beim Großwesir gehabt oder beim Czaren von Bulgarien oder in der Hohen Pforte. Du renommierst, Bill. Du verschleierst die dir angeborene Faulheit durch unerhörte Münchhausen.“

Jetzt stand Limbach auf und zog ein Papier aus der Brusttasche.

„Wenn du deine Beleidigungen fortsetzest,“ sagte er, „geh' ich wieder schweigend von dannen und nehme das Telegramm mit, um dessen willen ich dich aufgesucht habe — ein Telegramm, das viel Geld kostet. Es ist an Oberst Putnam adressiert, aber dich geht es an.“

Da wurde Graetz hellhörig. Es flatterte rot über seine Stirn. Er griff nach dem Papier und las mit verschwimmenden Augen: Englische Botschaft Konstantinopel. Privat für Oberst Putnam. Marie de la Rocque aus erster Familie Montreals. Eltern verstorben. Vater war angesehener Kaufmann, mir persönlich bekannt. Geschäft große Weinfirma, jetzt in andern Händen. Konto der Tochter bei mir an sechzigtausend Pfund in sicherer Anlage. Verbrauch zuweilen über die Zinsen hinaus, aber Verluste durch glückliche Transaktionen stets wieder eingebracht. Reist viel, dem Anschein nach ein wenig exzentrisch, doch tadelloser Ruf. Weiß jedenfalls nur Günstiges. Ritchie.“

Graetz setzte sich. Seine Hand strich langsam über Stirn und Augen. Er war nicht erregt, aber es kam doch ein Gefühl der Befreiung über ihn. Es gab keinen Schatten — nur helle Sonne!

Limbach streckte ihm die Rechte entgegen.

„Also nun meine Gratulation,“ sagte er, „nun kann ich dir ehrlich Glück wünschen, nun ist alles in Ordnung. Das Telegramm ist geschäftsmäßig gehalten, aber es sagt doch nur Gutes. Schon die Tatsache, daß deine Braut nicht ohne Vermögen ist . . . bitte, laß mich aussprechen — ich weiß, du hast nicht nötig, auf Mammon zu sehen — aber schon die Tatsache klärt mancherlei. Ein gesichertes Einkommen ist auch ein Schutz. Und dann: gute Familie und tadelloser Ruf. ‚Ein wenig exzentrisch‘ — ja, ist sie das denn? Möglich — das sind viele dieser jungen Amerikanerinnen, die mutterseelenallein auf den Montblanc tragen und durch die Wüste quirlen. Das wird sich legen au sein de la famille. Also, mein Junge, ich drücke dir nochmals die Hand und erlaube dir hiermit namens unserer Gesamtfamilie, um Fräulein Marie-Angélique Savin de la Rocque de la tel et tel Marquise von soundso — an den ganzen Namen werde ich mich niemals gewöhnen . . . erlaube dir feierlichst, um sie anzuhalten. Meinen Segen hast du.“

„Ich danke dir,“ entgegnete Graetz. „Dein Segen ist mir

außergewöhnlich viel wert, auch dein Konsens zu meiner Heirat . . . nur muß ich dir geziemend mitteilen, daß ich bereits vorgegriffen habe und mich schon heute vormittag um elf Uhr drei Minuten auf dem Friedhofe von Skutari mit Marie ausgesprochen und in der Folge auch schleunigst verlobt habe."

Limbach war sehr verblüfft. „Es ist die Möglichkeit!" rief er. „Hast du denn nicht warten können?! Mein Gott, dieses brausende Jugendfeuer bei verdächtig schimmernden Haarspitzen und beginnender Tonsur! Na — da nimm meinen Segen postnumerando."

„Dankend quittiert, lieber Bill. Nun sei so gut und setze dich einmal mir gegenüber. Heute schreiben wir Dienstag. Meiner Auffassung nach genügen acht Tage Verlobungszeit. Ich möchte also am nächsten Dienstag Hochzeit feiern. Geht das nach hiesigen Gebräuchen? Ich denke ja. Dann wollte ich dich bitten, mir die Formalitäten erleichtern zu helfen und am Ende aller guten Dinge mein Trauzeuge zu sein . . ."

Bill hatte sich nicht gesetzt, sondern hob die Hände gen Himmel, beschwor alle Götter und rief Allah und den Propheten an. Es sei verrückt, diese Überstürzung, es sei noch schlimmer: es sei grotesk und werde neue Klatschereien hervorrufen. Warum denn, du lieber Gott, diese Eilzugsheirat!? —

Graek erklärte, er habe seine guten Gründe. „Bill," sagte er, „du kennst die Alten. Ich bin ausgewachsen und schon mehr bei Jahren, als mir selber lieb ist. Aber in Stockhausen gelte ich noch für ein Baby, das mit Sorgfalt gehütet werden muß. Ich will vorbeugen, verstehst du. Gegen das fait accompli sind die Alten machtlos; die Nachbarschaft wird zwar verwundert den Mund aufreißen, aber ich werde dafür sorgen, daß sie ihn auch rechtzeitig zuklappt. Dies fait accompli ist mir tausendmal das Angenehmere. Sieh mal — äh — sonst ist notgedrungen allerlei Unangenehmes zu überwinden. Ich müßte doch dann meine Braut nach Hause geleiten. Das würde man schon für shocking halten. Und müßte sie in Stockhausen unterbringen. Das möchte ich nicht. So eine Brautschau muß qualvoll für das Opferlamm sein. Ich hasse diese Beschnopperung. Also ich will nicht — ich will nicht, Bill! . . ."

Dies sehr energische „Ich will nicht" war entscheidend für Limbach. Das fand er hübsch. Seit Eintreffen des Telegramms stand er ganz auf seiten der neuen Cousine. Die Hochzeit hier unten war auch eine nette Abwechslung. Er überlegte: Mehmed-Pascha, der Generalgouverneur von Tripolis, hatte ihm einmal einen kostbaren Gebetteppich verehrt; den wollte er Graek schenken. Das war generös und kostete nichts.

„Hör mal,“ sagte er, „das eine bitte ich mir aus: das Arrangement des Hochzeitsdiners überläßt du mir. Das machen wir im Hotel Londres. Da ist man am besten, und der Wirt zittert vor mir. Er hat auch gute Weine, aber man muß sich dahinter setzen. Mit dem Konsul spreche ich wegen der Ziviltrauung; das beste ist, wir gehen zusammen zu ihm. Es wird alles gemacht. Die kirchliche Feier vollzieht unser lieber alter Botschaftsprediger. Wir brauchen übrigens noch ein paar Zeugen; da trommle ich die Kameraden zusammen, lauter Paschas deutscher Abstammung. Du mußt beim Botschafter Besuch machen, bei den verheirateten Attachés, auf dem Konsulat und beim Generaldirektor der Anatolischen Bahn. Die laden wir allesamt ein. Dann haben wir auch einen entsprechenden Damenflor. Zuletzt tanzen wir . . .“

Graez war glücklich über den plötzlichen Eifer des Freundes und erklärte sich mit allem einverstanden, versprach auch ein glänzendes Hochzeitsdiner und sagte, daß es ihm bei dieser Gelegenheit auf acht gute Groschen durchaus nicht ankäme. Schließlich zog Limbach sein Notizbuch hervor, um eine Liste der notwendigsten Vorbereitungen aufzustellen. —

Währenddessen stand Marie im Zimmer nebenan am Fenster. Aber sie sah nicht auf das entzückende Rundbild, das sich in der Tiefe aufbaute und im Glimmern der Mittagsglut mit Perlentaub überrieselt schien — sie sah weiter, viel weiter. Ihre Hände verschlungen sich über ihrem Herzen; das Herz klopfte laut wie eine Stimme der Anklage. Sie war wieder blaß wie vorhin unter den Zypressen des Friedhofs; doch sie lächelte dabei. Nur war dies Lächeln kein frohes; es lag ein tiefer Schmerz in dem krampfhaften Bücken der Lippen.

Sie hatte erreicht, was sie wollte. Sie hatte den Mann gewonnen, den sie sich wünschte. Sie hatte um ihn geworben, nicht er um sie. Sie hätte sich ihres Sieges freuen können, und sie war auch glücklich, denn sie hatte nun eine Zukunft vor sich, die das Leben wert war. Aber es war kein ganzes Glück, es floß ein bitterer, bitterer Tropfen hinein . . .

Im Zimmer stand der große Koffer geöffnet. Zufällig fiel der Blick Mariens auf den mit rascher Hand wirr herausgetramten Inhalt. Unter Spitzen, Bändern, Rüschen, Wäschebüden markierte sich der Absatz eines Pantöffelchens. Daneben glitzerte ein unbestimmtes Etwas. Was war das? . . . Marie wurde aufmerksam und trat näher. Ihre Wangen wurden noch um einen Ton blasser. Was da so glänzte, als sei es ein köstlicher Edelstein, war ein kleiner Bergkristall, ein Quarzstückchen, das die Wellen irgend eines Flusses in Innerafrika kugelförmig gespült hatten. Der Kristall war durchlöchert und zwar unendlich fein; man sah

kaum die Öffnung. Er war ein Amulett. Ein kluger Mediziner hatte ihn einstmalz gefunden, vor hundert Jahren, vielleicht war es auch länger her. Und in der Häuptlingschaft jenes Sudan-
stammes vererbte sich der Kristall, der so wundertätig war und vor vielen Gebrechen schützte, auch vor der Macht der bösen Geister. Da kam der Weiße erobernd in das Land, und der Stamm zerstreute sich. Die große Flucht begann. Was dem Weißen entging, fiel dem Braunen zu. Die Araber machten den Häuptling zum Sklaven. Sein Geschlecht starb aus, da wiederum andre Zeiten kamen, der Halbmond fiel und die Tricolore über der Algérie zu wehen begann. Hanifa war die letzte des alten Stammes, ein häßliches Weib, das für den Koch des russischen Generalkonsuls in Algier die Einkäufe auf dem Fruchtmarkt besorgte. Hanifa war keine Heidin mehr, aber an ihren Talisman glaubte sie doch noch. In einer leichtsinnigen Stunde, da sie Gutes mit Gutem vergelten wollte, schenkte sie den Riesel Marie, deren Dienerin sie geworden war. Aber sie bereute es, und an dem Abend, da ihre Herrin von Algier abfuhr, lauerte sie ihr am Kai auf und bat um Rückgabe des Amuletts. Das ging nicht, denn das Quarzstückchen lag irgendwo verkrant in den Koffern, und die Zeit der Abfahrt drängte. Ein Tausendfrankschein sollte die Alte trösten. War es ein Trost? — Marie entsann sich: in jener Mondnacht hatte sie die Silhouette der Kegerin auf der Raimauer von Algier gesehen, ein drohendes Gespenst, — hatte auch krächzende Laute vernommen: Schimpfworte vielleicht oder ein heiserer Fluch. Das war es nicht, was in der Erinnerung die Wangen Mariens fahler färbte. Was galt ihr ein Schimpf dieses Weibes! Aber die Erinnerung griff tiefer und weckte auf, was schlafen sollte. Der blanke Kristall war wie ein drohendes Auge.

Sie nahm ihn zwischen die Finger und betrachtete ihn. Langsam kehrte das Blut in ihre Wangen zurück. Es stieg bis zur Stirn und verdunkelte ihr Gesicht. Ihre Augen schlossen sich ein wenig; die Lider senkten sich, im scheuen Blick lag etwas wie Furcht, auch wie Verachtung. Ein leises Stöhnen kam über ihre Lippen. Dann schnellte sie empor, ein Aufzucken raschen Grimmes — und schleuderte das Amulett Hanifas aus dem Fenster.

Es beschrieb einen glitzernden Bogen durch die Luft und fiel unten in einen Rehrichthausen. Ein zerlumpter Mann stand davor und harkte mit einer langen Rinde die Abfälle auseinander, und was ihm noch begehrenswert erschien, warf er in seinen Strohlorb. Rings um ihn saßen in weitem Kreise etwa zehn Hunde, saßen ganz ruhig, aber mit blitzenden Augen und heulten ihn an. Der Rehrichthausen war ihr erbittertster Feind; er stahl

ihnen den Rückenabfall, von dem sie leben mußten. Doch die Hunde heulten nur — keiner wagte einen Angriff. Der Mann kümmerte sich gar nicht um das entrüstete Getier; er kramte weiter in dem Unrat, mit orientalischer Ruhe und Gleichmütigkeit — und nur, als er das blühende Ding fallen sah, stuzte er. Er erhob seine Krücke und warf sie dann nach kurzem Überlegen neben sich. Er wollte das blühende Etwas, das aus der Luft geflogen kam, mit den Fingern fassen und bückte sich. Aber er kam zu spät. Auf dem verdorrten Feigenbaum saßen drei Vögel mit keilförmigen Schwänzen, das Gefieder schwarz, violett, stahlblau und weiß gefleckt: drei maurische Elstern. Die eine von ihnen schoß mit scharfem ‚schad‘ ‚schad‘ auf das glühende Ding, pickte es auf und schwang sich rasch in die Lüfte. Mit gellem Geschrei folgten ihr die beiden Genossen. Der Rehrichträger fuhr auf, hob die Arme und begann zu schimpfen; die Hunde sprangen empor und kläfften wütend. Die Elstern waren schon weit fort; sie flogen über den verfallenen Türkenfriedhof nach dem Goldenen Horn und bildeten drei schwarze Punkte im Blau der Luft.

Marie hatte vom Fenster aus den Raub gesehen. Ihr Blick war starr, und es stieg ein verhaltener Schluchzlaut in ihr auf. Ach, flöge doch da mit dem blanken Riesel und den drei Raben auch ein Stück Leben auf ewig davon! — Sie blieb noch einige Minuten unbeweglich stehen. Allmählich gewann ihr Antlitz einen ruhigeren Ausdruck, der Pulsschlag wurde harmonischer, es glitt gleichsam eine kühlende Hand über ihr heißes Herz. ‚Sei keine Törrin,‘ sagte sie sich, ‚und vergiß. Was war, das war. Es war eine Dummheit oder ein Leichtsinns oder war beides oder war mehr. Es ist vorübergegangen, wie ein Sturm verweht; es blieb nichts, o Gott sei Dank nichts als die Erinnerung. Sei klug, Marie, und kämpfe sie nieder. Das Blut stürmt nicht mehr, die Lust an tollen Abenteuern ist verraucht, nun spricht die Vernunft lauter als das Temperament. Was noch verblieben ist die Jugend. Die gewann dir den Mann, und du wirst ihn lieben lernen, denn du willst es. Die gewinnt dir die Zukunft, die äußere Behaglichkeit und den inneren Frieden — ein Leben in engem Kreise, vielleicht auch voll Segen und Ehren...‘

So sprach sie zu sich. Sie war vom Fenster zurückgetreten und vor einem Sessel in die Knie gesunken, als sehne sie sich nach einem Gebet. Aber sie betete nicht. Die Gedanken züngelten hin und her in ihrer wunden Seele; sie fand keine Ruhe und wollte sie doch finden. Sie hatte das Gefühl bittersten Unrechts und verlachte sich höhnisch. Dann kamen lindernde Tränen.

Sie wusch sich das Gesicht und es wurde wieder ganz klar. Sie lächelte sich im Spiegel an und nickte sich zu. Welche Selig-

keit, daß sie noch jung war! Es kam ihr vor, als sei diese herrliche blühende Jugend ihre Rettung und schlage eine Brücke über Abgründe, in denen wilde Wasser rauschten. Eine ruhige Heiterkeit ging über ihr Antlitz. Sie begann sich mit Sorgfalt umzu-
kleiden. —

8

Drei Tage später legte die Therapie auf ihrer Heimkehr von Odessa im Hafen von Konstantinopel an. Kapitän Dietrichsen hatte nichts Eiligeres zu tun als sofort nach dem Pera Palace-Hotel zu stürzen und nach Graez und Fräulein de la Rocque zu fragen. Beide waren zufällig anwesend, und in der Freude des Wiedersehens wäre der brave Kapitän ihnen am liebsten um den Hals gefallen. Als aber Graez erzählte, daß der unfreiwillige Aufenthalt in Tunis die erste Etappe zu seiner nunmehr glücklich vollzogenen Verlobung gewesen sei, da nahm Dietrichsen seine weiße Mütze, warf sie an die Zimmerbede und brach in ein förmliches Indianergeheul aus. So etwas war noch gar nicht dagewesen! Vier Verlobungen auf einer Therapiefahrt! Die Therapie war kein Dampfer mehr, sie war ein Heiratsbureau. Hurra! Die Therapie war das empfehlenswerteste Mariageschiff von allen Linien des Mittelmeers. Der Kapitän redete sich. Er war sehr stolz. Er fühlte sich durchaus als Brautvater und bat das neuverlobte Paar um die Ehre, am Abend an Bord mit ihm soupierten zu wollen; Graf Limbach sei auch geladen.

Graez wollte die Einladung nicht ausschlagen. Tagsüber war jede Stunde besetzt. Die Vorbereitungen für die Hochzeit, die Besuche auf der Botschaft, dem Konsulat, bei Pastor Sohr, bei den Spitzen, der deutschen Kolonie nahmen viel Zeit in Anspruch. Er war froh, für den Abend eine Erholung erübrigen zu können.

Dietrichsen empfing seine Gäste mit großem Pomp. Passagiere hatten sich noch nicht eingefunden; die Therapie stand den Verlobten also gewissermaßen allein zur Verfügung. Alle Räume waren festlich erleuchtet. Der Dampfer lag dicht an der Reede von Tophane, und der elektrische Glanz flutete aus allen Fenstern über den Kai, auf dem sich die Bettler und Hunde sammelten, hoffend, daß von dem Fest auf dem Schiffe auch für sie etwas abfallen würde.

Der Speisesaal prangte im Blumenschmuck, die Stewards bildeten beim Eintritt der Gäste Spalier, Dietrichsen selbst erschien mit einem ungeheuren Butett und sagte eine Strophe auf, die er um die Mittagszeit unter heftiger Transpiration gedichtet hatte und die ein sehr interessantes metrisches Kuriosum war. Dann setzte man sich zu Tisch. Der Koch hatte sein Bestes getan,

der Kapitän hatte die Weine ausgesucht: Rhein und Mosel brachten Grüße von deutschen Strömen, die Wittve Clicquot war anregend wie immer, und den Abschluß machte ein Haut Brion, den Limbach sacht und eindrucksvoll über die Zunge rollen ließ, um dann in Begeisterung zu geraten. Zu allen Genüssen spielte die Bordkapelle fröhliche Weisen, aber sie war im oberen Salon postiert worden, so daß die Musik aus angenehmer Entfernung erklang.

Den Kaffee nahm man auf dem Promenadendeck. Da hatte man die in tausend Lichtern schimmernde Stadt vor sich, über der sich ein sternklareres, dunkelblauer, leicht ins Rötliche spielender Nachthimmel wölbte, sah die neue Brücke mit ihrem schwarzen Gewimmel und ringsum auf dem Meere das Hin und Her der Dampfboote und Raiks, die mit roten Augen über das Wasser schossen.

Einer der Stewards beugte sich zu Graetz hinab.

„Verzeihung, Herr Rittmeister,“ sagte er, „wir haben da einen Zwischendeckpassagier, einen gewissen Brettschneider, der den Herrn Rittmeister gern einmal sprechen möchte! . . .“

An den hatte Graetz überhaupt nicht mehr gedacht. „Mein Freund Brettschneider,“ erwiderte er gut gelaunt; „wo steckt er denn? Immer heran mit ihm! . . .“

Er war schon da. Er trat aus dem Dunkel irgendeiner Wand in das helle Licht der auf dem Tische brennenden elektrischen Lampe. Der Deserteur mußte Gelegenheit gefunden haben, sich unterwegs neu auszustatten. Er sah schmucl und anständig aus; er war ein hübscher Mensch — das sah man jetzt erst so recht, nun nicht mehr die Spuren leidenschaftlicher Fron sich auf seinen Flügen markierten. Auch er trug einen Blumenstrauß in der Hand, den ihm ein Matrose oder ein Kommissionär besorgt haben mochte, einen ganz konstantinopolitanischen Blumenstrauß: von Rosen, deren Blütenblätter mit der Schere gestutzt waren, feilförmig gebunden wie ein Zuckerhut.

Brettschneider verbeugte sich höflich. „Herr Rittmeister entschuldigen untertänigst,“ sagte er, „ich hörte zu meiner Freude, daß Herr Rittmeister sich verlobt haben, und da wollte ich der erste aus Rüttersdorf sein, der herzlichst gratuliert.“

Graetz freute sich aufrichtig. „Schau her, Marie,“ rief er, „der erste Glückwunsch aus der Heimat! Erzählte ich dir nicht —? Brettschneider, ich danke schön — geben Sie mir die Hand, mein Junge! Und nun präsentieren Sie sich einmal meiner Braut — da sitzt sie . . .“

Brettschneider machte ein erneutes Kompliment und reichte Marie den konisch geformten Blumenstrauß. Auch Marie gab ihm die Hand und bedankte sich mit freundlichem Lächeln.

„Sind Sie auf der Rückreise?“ fragte sie.

„Zu befehlen, gnädiges Fräulein,“ erwiderte Brettschneider und schlug militärisch die Haden zusammen.

„Da kommen Sie jedenfalls eher nach Rüttersdorf als wir selbst und werden von mir erzählen können. Machen Sie mich nicht allzu schlecht, damit ich mit freundlichen Gesichtern empfangen werde.“

„Ach, gnädiges Fräulein,“ sagte der Bursche. Er stieß dies eigentlich mehr hervor als er es sprach und legte dabei die Hand auf die Brust. Es war nur ein Ausruf, aber er klang herzlich und aufrichtig, und die Augen sprachen dabei mit.

„Famoser Bengel,“ murmelte Graf Limbach und rief laut: „Kommen Sie her, Brettschneider! Weil Sie ein Rüttersdorfer sind — und ein alter Soldat. Von einem Vorgesetzten darf man alles annehmen. Da haben Sie einen Zuschuß für die Rückreise!“

Er ließ ein Goldstück in die Hand Brettschneiders gleiten. Der errötete, schlug aber wiederum die Absätze aneinander und sagte: „Danke untertänigst, Herr General!“ Dann blieb er stramm stehen und beantwortete die Fragen Limbachs kurz militärisch.

Graetz hatte inzwischen mit dem Kapitän Rücksprache genommen. Die Schiffsbediensteten sollten mitfeiern. Er rief den Obersteward herbei und gab ihm eine Banknote. Dafür sollte eine riesige Bowle gebraut und ein besonderes Festessen gekocht werden; aber auch der Zwischenbedspassagier sollte daran teilnehmen. Der Obersteward strahlte und versprach pünktlichste Ausführung des gegebenen Befehls.

„Also auf Wiedersehen, Brettschneider,“ sagte Graetz. „Trinken Sie mit den andern auf unser Wohl und lassen Sie sich einmal bei mir sehen, wenn ich erst wieder zu Hause bin . . .“

Der Abend verfloss heiter, wie er begonnen hatte, bis man an das Abschiednehmen denken mußte. Auf diesen Augenblick hatte der Obersteward nur gewartet. Ein Signal versammelte in aller Schnelligkeit die gesamte Schiffsbesatzung, die dem Brautpaar ein donnerndes Hoch ausbrachte. Es wurde Graetz förmlich schwer, von der Therapia zu scheiden; er mußte dem Kapitän auch in die Hand versprechen, binnen Jahr und Tag mit seiner jungen Frau zu einer neuen Mittelmeerfahrt zu rüsten. Graf Limbach hatte sich eine besondere Ehrung für Dietrichsen ausgedacht. Der Kapitän besaß noch keinen Orden; er sollte einen Orden bekommen und zwar einen wunderschönen: groß, bunt und blank. Das ließ sich leicht machen. Limbach wollte seinem „Freunde, dem Großwesir“ einen Wink geben — und dann flog der Medjidje vierter Klasse in das Knopfloch des Kapitäns. „Soll ich ihm das Ding schaffen?“ fragte der Pascha den

Better. „Gewiß, Bill,“ antwortete Graetz, „verschaffe ihm nur das Ding. Es sieht ja so hübsch aus . . .“

Trotz der späten Stunde hatte sich um das Schiff noch ein Haufen Neugieriger gesammelt: Strolche und Bettler, Besucher der Kaffeehäuser am Kai, Matrosen andrer Dampfer, Soldaten mit ihren Liebchen — eine durcheinander wimmelnde dunkle Masse, aus der sich hie und da ein grellroter Fes oder das Weiß eines Kopftuchs hervorhob. Als Marie die Schiffstreppe hinabstieg, schien ihr Fuß ganz plötzlich stocken zu wollen. Gerade vor sich sah sie unter einer Gaslaterne am Kai zwei Männer in eifrigem Gespräch: einer in sogenannter türkischer Reformtracht, in langem einreihigem Schoßrock und mit einem Fes, der andre ein großer sehniger Europäer mit pechschwarzem, spitz aufgedrehtem Schnurrbart in dem braun gebrannten Gesicht.

Es gibt Physiognomien, die in uns bei flüchtigem Begegnen eine rasche, ausgesprochen fatale Erinnerung auslösen können, ohne daß wir im Augenblick dieser Erinnerung auf den Grund zu gehen vermögen. So erging es Marie. Das braune Gesicht mit dem schwarzen Schnurrbart erschreckte sie förmlich. Sie sah es nur einen flüchtigen Moment, denn der Mann wandte sich wieder ab und schritt mit seinem Begleiter in das gegenüberliegende Café Grec. Aber der Moment genügte, in ihr eine eigentümlich widrige Stimmung hervorzurufen, zugleich ein Gefühl des Erschreckens, so stark, daß sie sich fester an dem Geländer der Schiffstreppe halten mußte und daß ihr Fuß zögerte, weiter zu schreiten.

„Holla, Marie, was ist?!“ rief Graetz, der ihr folgte.

Sie antwortete nicht und ging weiter. Sie war blaß geworden und suchte in ihrem Gedächtnis. —

Kapitän Dietrichsen hatte inzwischen das Kommando des Schiffes dem ersten Offizier übergeben und sich in seine Kabine zurückgezogen. Der erste Offizier hatte auch nicht viel zu tun. Er schlenderte in der schönen mondhellen Nacht auf der Kommandobrücke hin und her, rauchte in einem dunkeln Winkel ein paar Züge verbotener Zigarette, schaute über die erleuchtete Stadt und den Hafen und horchte dann lächelnd auf den fröhlichen Gesang, der vom Hinterdeck aus zu ihm empor scholl.

Da saß die Schiffsmannschaft nämlich noch bei der gespendeten Bowle und war allgemein in das Stadium eigentümlicher Fröhlichkeit eingetreten, bei dem die Sehnsucht nach melancholischen Liedern wach wird. Mit der ‚Loreley‘ hatte man angefangen, dann folgten die ‚Drei Rosse vor dem Wagen‘ sowie ‚Gute Nacht, du mein herziges Kind‘, und augenblicklich sang der dicke Oberkoch ein schönes Lied mit dem Schlußreim ‚Daß ich dich ewig liebe, Margarete‘. Er hatte dabei für seine gewichtige Außerlichkeit

einen dreifachen Stützpunkt gesucht, saß auf einer leeren Tonne, mit dem rechten Arm den jüngsten Steward, „Proppen“ genannt, umschlungen, und umklammerte mit dem linken Arm die Schultern Brettschneiders. So sang er sein schönes Lied mit mächtigem Bass und nervenerschütterndem Tremolo und sang sich so sehr in eine edle Stimmung hinein, daß bei dem letzten langgezogenen „Margarete“ ihm Tränen der Rührung über die immer heißen und wie geölt glänzenden Wangen liefen.

Ein schallendes Bravo lohnte ihn. Er wischte mit der Hand die Tränen ab und sagte: „Dat geiht michümmer entsamigt tau Harten, as wenn id diesem Lied anstimmen tu. Id wüll nich rohren, aewer wat helpt dat: id wüll nich? An die eine Stelle vun dat Sültverlicht des Mon's, dat läht en bleiken Schämer up bei verharnten Baden Margaretens, un ihre Tranen blüzern as wie Tauparken in der Morrensunne — da dreiht sid min Hartüm undüm, un da muß id rohren. Proppen, nu gütt mi mal wedder minen Pott vull! . . .“

Es stellte sich leider heraus, daß das Niveau der Bowle bereits stark gesunken war; der elegische Oberloch mußte mit einem sehr schäßigen Rest fürlieb nehmen. Da gab Brettschneider noch eine Lage Bier zum besten, ein ganz besonderer Genuß hier unten im Orient, und zog sich dafür allseitig hohes Lob zu, zumal seine Großmut Racheiferung fand. Der Schiffsbarbier, ein fixes kleines Kerlchen, der Schillers „Taucher“ in jüdischem Jargon deklamieren konnte und sich auch sonst auf allerhand Schnurren verstand, gab die zweite Lage. Wahrscheinlich wäre die Ausgelassenheit noch mehr gestiegen, wenn nicht der erste Offizier erschienen wäre und lächelnd gesagt hätte: „Kinder, nun macht, daß ihr in die Klappe kommt, sonst habt ihr allesamt morgen früh einen dicken Kopp!“ —

Proppen und der Obersteward mußten den schwankenden Koch, der plötzlich das heulende Glend bekam und von seiner alten verlassenen Mutter zu phantasieren begann, in seine Koje bringen. Auch die übrigen suchten ihr Lager auf, nur Brettschneider und der Barbier blieben noch an Deck; sie hatten mäßig getrunken und waren ganz nüchtern. Der Barbier schlug noch einen Bummel durch die Cafés am Kai vor, aber Brettschneider fürchtete die Polizei, da er keinen Bass besaß. Nun lachte der Barbier ihn aus. Er kannte Konstantinopel. Polizei! Hier gab es keine Polizei. Ja — wenn ein Dampfer ankam und die Passagiere mit ihrem Gepäc durch die Douane mußten, da wurden die Pässe revidiert, das war schon richtig. Aber jetzt in der Nacht konnte man ganz gemächlich das Schiff verlassen und bummeln, wohin man wollte, und kein Mensch fragte nach einem . . .

Brettschneider drehte seinen Bart. Tagein tagaus auf dem Schiffe war schließlich eine langweilige Sache. Er hatte sich zwar Arbeit auf der Therapia zu verschaffen gewußt, aber das Land sah er doch immer nur aus der Entfernung. Und die glänzend erleuchteten Kaffeehäuser drüben lockten wirklich. Man sah hinter den hellen Fenster Scheiben das Auf und Ab der Menschheit, und öffnete sich einmal die Tür, so hörte man Musik und den Gesang der Chansonetten. Es war da ein lustiges Leben — und Brettschneider hatte trübe Jahre hinter sich . . . „Meinen Sie?“ fragte er zögernd; „meinen Sie, man kann ruhig auf ein Stündchen da hinüber?“

„Ich versteht sich,“ erwiderte der Barbier. Er faßte Brettschneider unter den Arm und zog ihn mit. An der Schiffstreppe stand der wachthabende Matrose und laute Tabak. „Wo wüßtest du denn hin?“ fragte er. „Noch ein bißchen 'rüber ins Café,“ entgegnete der Barbier. Der Matrose spuckte den Priem in das Wasser und meinte: „Söpt man nich tau velle, des olle konstantinopolsche Bier macht sackermentische Kopfsweih. Dat is Spucke mit Zipollen und Harung un is gor keen orn'lich Bier nich . . .“

Die beiden waren schon, die Hüte im Nacken, behend wie die Katzen, die Schiffstreppe hinabgehuscht und standen nun auf dem Kai. In der Tat: kein Mensch kümmerte sich um sie. Ein paar Köter, die der Küchengeruch angelockt hatte und die sich in der Nähe des Schiffsrumpfs niedergelegt hatten, fuhren mit kurzem Aufjaulen in die Höhe. Weder ein Polizist noch ein Douanier war zu sehen; auch das Straßenleben hatte sich allgemach verlaufen. Eine Reihe Fiaker hielt bei den Magazinen; sämtliche Kutscher schliefen.

Brettschneider und sein Begleiter traten in das Café Grec, das mit Menschen überfüllt war. Doch man sah auf den ersten Blick, daß die Gesellschaft, die hier verkehrte, eine mehr als gemischte war. Türken schienen nur sehr wenige anwesend zu sein; die griechische Sprache herrschte vor, aber neben Männern in europäischen Tracht, zum Teil mit schäbiger Gedenhaftigkeit gekleidet, bemerkte man auch Anrunder und Fischeressen in ihrem male-riischen Nationalkostüm. Hausierer streiften umher, Zeitungs-jungen und Stiefelpußer. Auf der Estrade im Hintergrund des Saals spielten böhmische Musikanten und vier bunt gekleidete Frauenzimmer sangen Lieder in allen Sprachen mit freischender Stimme und frechen Gebärden. Man trank meist türkisches Bier aus der Birmontibrauerei, Mastigschnaps und Wermut mit Soda, auch griechischen Wein; in der Nähe einer Tür, die zu den Hinterzimmern führte, in denen hasardierte wurde, zechten

zwei elegant gekleidete Herren mit einem Botchaftskatawaffen in Arnautentracht Champagner.

Brettschneider und der Schiffsbarbier fanden noch einen Platz dicht vor der Estrade, auf der die Musikanten spielten. Sie bestellten sich Bier, steckten sich Zigarren an und lehnten sich gemütlich auf das verschossene rote Wandssofa zurück. Während der Barbier mit sichtlichem Wohlgefallen den Chansons der Sängerrinnen lauschte, beschränkte sich Brettschneider darauf, das Publikum zu beobachten. Das machte ihm Spaß; die Sängerrinnen mit ihren bemalten Gesichtern und in ihren schmutzigen kurzen Röcken gefielen ihm nicht. Aber diese vielköpfige, zusammengewürfelte Menschenmenge war wirklich interessant und bot ein ungemein abwechslungsreiches Bild. Der Bauernjunge aus Rüttersdorf war ein heller und anschlägiger Kopf, hatte auch, da er drei Jahre hindurch eine städtische Schule besucht, mehr gelernt als seinesgleichen. Er merkte wohl, daß selbst die eleganteren der hier verkehrenden Gäste dem internationalen Gefindel angehörten, dem großen Stromertum, das sich über die Levante ausbreitet. Es gab da abscheuliche Gesichter voll Laster und Verworfenheit, mit verschmizten Gaunerzügen und tief gegrabenen Linien brutaler Instinkte. Der streifig durch die Luft ziehende Tabakrauch verzerrte hie und da die Menschengüge zu grotesker Karikatur. Die Stimmen schwirrten durcheinander, gellende Ausrufe, seltsame Kehllaute, Räseln und Füsteln — und wenn die Thür zu den Hinterzimmern einmal geöffnet wurde, schwoll der Lärm an: dann vernahm man auch von nebenan Schreien und Toben, Gläserklirren und das Rollen der Roulettekugel . . .

Blöblich reckte Brettschneider den Hals . . . War das denn möglich?! War das denn kein Irrtum?! — Saß da nicht Tittmann — Herrgott ja — Peter Tittmann aus Langenpfehl, der ehemalige Tramsergeant, mit dem zusammen er sich in Toulon hatte bei der Legion anwerben lassen!? Tittmann, der es unten in Algerien noch nicht einmal so lange wie er ausgehalten hatte — der noch vor ihm desertiert war und den er für tot oder verschollen hielt!? — Brettschneider erhob sich ein wenig von seinem Sitz. Donnerwetter, das war wahr- und wahrhaftig der Tittmann; er trug freilich nicht mehr die wehenden Badenzobel, sondern einen pechschwarzen, spitz aufgedrehten Schnurrbart im braun gebrannten Gesicht und war auch fein gekleidet, mit weißen Gamaschen um die lackierten Stiefel, einem Brillanten im Schlips und Ringen an den Fingern. Aber der Tittmann war es: wenn er sprach, sah man zwischen seinen weißen Wolfszähnen in der oberen Reihe einen einzigen Zahn, der blauschwarz

war; das war wie ein „besonderes Kennzeichen“ im Signalement. Und er sprach eifrig mit seinem Begleiter, einem Herrn in dunklem Schoßrock mit einem Fes auf dem Kopf und auffällig langen und spizen, gelb gefärbten Nägeln an den die Zigarette haltenden Fingern.

Brettschneider überlegte einen Augenblick: sollte er hinübergehen? — Der Tittmann war ihm eigentlich auch immer gut Freund gewesen. Er hatte ihn freilich auch zu mancher Dummheit verleitet, auch zu der größten: zu dem Kontrakt mit der Fremdenlegion. Aber das war vorbei, und wer sich verleiten läßt, ist immer der Dümme. Trotzdem schwankte Brettschneider. Tittmann taugte mordswenig, das wußte er. Er hatte schlechte Geschichten beim Train gemacht und hatte ein weites Gewissen. Immerhin, man hatte Freud und Leid miteinander geteilt, hatte sich jahrelang aus den Augen verloren und saß sich nun unvermutet gegenüber; da konnte man sich schon die Hand reichen und guten Tag sagen.

Er entschuldigte sich bei seinem Nachbar; er sehe drüben einen alten Bekannten, den er kurz begrüßen wolle. Dann stand er auf und drängte sich zwischen den kleinen Tischen mit ihren flebrigen Marmorplatten hindurch. Nun sah ihn auch Tittmann. Er riß die Augen auf, Erstaunen malte sich in seinem Gesicht — er fuhr vom Stuhle empor. „*O der Teibel — mort de ma vie* — Brettschneider, Friße, Kleiner — ja, bist du es denn wirklich?“ rief er.

Man reichte sich die Hände. Tittmann zwirbelte seinen Schnurrbart und musterte ein wenig spöttisch den vor ihm Stehenden. Der trug zwar anständige Kleidung, gewiß — aber, *parbleu*, er sah so kleinbürgerlich aus, dieser Brettschneider, so dorfmäßig, so ohne Weltchliff. Tittmann kräuselte die Lippen und legte die rechte Hand mit den drei falschen Brillanten in den Ausschnitt der buntgesprenkelten Weste. Er schaute den kleineren Brettschneider von oben herab an und sagte lässig: „Na, das ist aber hübsch, daß man sich mal wiederseht. Nimm 'n Moment Platz, Friß — der nebenan stört uns nicht, er versteht kein Wort Deutsch.“ Er sagte dem Herrn im Fes einiges in französischer Sprache und rückte dann einen Stuhl herbei. Brettschneider grüßte, ehe er sich setzte, den Fremden höflich, der den Gruß auf türkische Art, durch Berührung von Brust und Stirn mit den Fingerspitzen, erwiderte. Nun waren die beiden Freunde von ehemals bald in regster Unterhaltung; es gab ja so viel zu erzählen.

Ja, so viel. Auch Tittmann hatte bunte Schicksale erlebt, das ganze Abenteurerdasein eines flüchtigen Fremdenlegionärs. Aber mit diesem gewandten Spitzbuben hatte das Glück es gut gemeint.

Er hatte dem Geschick getrogt und die Algérie nicht verlassen, und war dennoch nicht gefangen worden. Was war er alles gewesen! Kellner in Philippeville, Chef eines verrufenen Hauses in Constantine, Jahrmarttsauzrufer in Bougie, heute Hausknecht, morgen Ablader auf einem Kohlenschiff, übermorgen Friseurgehilfe. Dann hatte er wieder auf der Landstraße gelegen, war lange Monate mit einem Zirkus kreuz und quer durch verschiedene Reiche gezogen, hatte sich für die jüdischen Kolonisten in Kleinasien interessiert, mit einer Eschertessenbande Pferdebeschacher getrieben und in Smyrna Geschäfte angeknüpft mit einem heimlichen Sklavenhändler, der für den Haremlik eines schwerreichen türkischen Generals große Aufträge hatte. Er erzählte seine Abenteuer in dem sichtslichen Bestreben, Brettschneider zu imponieren, mit einer gewissen Großmannsucht, prahlerisch und mit mannigfachen französischen und italienischen Floskeln und Ausrufen untermischt.

„Ich würde dich bitten, mit mir eine Flasche Champus zu trinken,“ sagte er, „da hinten, da spielt man auch — aber ich habe mit meinem Begleiter noch geschäftlich zu verhandeln. Junge, Junge, wenn alles gut geht, bin ich in Jahresfrist ein gemachter Mann! Unter uns, der Türke neben mir ist ein geriebener Gauner, dem muß man auf die Finger passen. Stallmeister beim Prinzen Muhamed Selim, der ein großes Gestüt anlegen will. Da soll ich ein paar Lieferungen besorgen — auf Gäule verfleh' ich mich ja, und es wäre auch höllisch dabei zu verdienen, wenn die insamen Kerle nicht einen unverschämten Backschisch verlangten. Ohne den ist nichts zu machen. Schwefelbande, niederträchtige! . . Nun sag mal — also du willst wieder nach Hause, auf die Bauernklitsche und zu Onkel Piepmaul?“

Brettschneider nickte. „Ich habe Heimweh, Tittmann — weiß der Teufel, mir ist mal so!“

Tittmann lachte. „Na ja — du warst immer so'n alter Dorshammel! Brettschneider, mir könnte jemand tausend Taler blank auf den Tisch legen, ich ginge nicht zurück. Erst will ich mal Geld verdienen, 'nen ordentlichen Spappen. Bei uns ist das nicht möglich. Aber hier, Brettschneider, aber hier! Hier liegt das Gold auf der Straße. Heiliges Donnerwetter, hier braucht man bloß zuzugreifen. Wollen wir mal wetten: heute über zwei Jahre habe ich meine runde Million! Eine Viertelmillion muß das Pferdegeschäft mit dem Türkenprinzen allein abwerfen . . .“

Brettschneider wußte: der Tittmann war ein Prahlhans und Aufschneider. Das war schon richtig; aber der Tittmann war auch ein verteufelter Kerl, sozusagen mit allen Hunden geheßt, gewandt, aalglatt, einer, der die Leute zu nehmen verstand. Daß

ein Mensch wie er in diesem Lande zu Vermögen kommen konnte, das war gar nicht so unmöglich.

Der Türke, der mit am Tische saß, hatte kaum einen Blick für die beiden. Er rauchte eine Zigarette nach der andern und nippte dabei von Zeit zu Zeit an seinem Mastix. Tittmann verlor sich in Erinnerungen. Er sprach von dem Leben in der Fremdenlegion, von diesem Hundedasein, in dem einem der letzte Rest von Menschenvürde aus dem Leibe geprügelt wurde. „Du,“ sagte er, „wer hat dich aufgelesen? Der Rüttersdorfer? Ist das der frühere Kurfürstendragonier?“

„Rittmeister Graetz,“ antwortete Brettschneider, „ein sehr anständiger Herr.“

„Da hast du noch Dusek genug gehabt,“ meinte Tittmann. „Aber du bist ein zu großer Angstmeier. Dir fehlt die nötige Unverschämtheit. Das ist dein ganzes Unglück. Ich würde dir raten: bleib' hier, ich will dich an meinen Geschäften beteiligen — ich glaube aber, du wirst dich nicht so recht hineinfinden. Meinst du nicht selbst?“

„Ganz gewiß,“ entgegnete Brettschneider. Nein, hier paßte er nicht her, das war nichts für ihn. Er sprach wieder von seinem Heimweh; es war eigentlich mehr die Sehnsucht nach der Scholle, nach dem Duft der Äckertume, nach Pflug und Sense. Das schien Tittmann sehr verächtlich. Er ließ seinen Schnurrbart durch die Finger laufen, und seine Ringe blitzen. Er hatte einen Augenblick daran gedacht, den persönlichen Einfluß, den er früher auf den harmlosen Freund ausgeübt hatte, von neuem auszunützen; aber er gab den Gedanken auf. Brettschneider war für ihn nicht mehr zu brauchen.

Nun wurde Tittmann einsilbiger und erklärte schließlich, er müsse sich wieder seinem Geschäftsfreunde widmen. Das war Brettschneider ganz recht; von der andern Seite des Lokals hatte ihm der Schiffsbarbier bereits mehrfach gewinkt. Er reichte dem ehemaligen Freunde die Hand.

„Soll ich zu Hause grüßen?“ fragte er.

„Versteht sich,“ entgegnete Tittmann, „allesamt — wen du willst. Besonders die schwarze Räte. Sag ihr man: daß sie mir mal einen Korb gegeben hat, das hätte ich längst vergessen. Ich hätte Ersatz gefunden. Na adio, Brettschneider. Vielleicht besuch' ich dich morgen nochmal auf deiner Therapie, vielleicht schreibe ich auch bei Gelegenheit...“

Brettschneider ging. In dieser Nacht träumte er von der Heimat. Der Traum war so: Piepmal war tot und er sein Erbe. Er ging mit Tittmann über die Äcker, die nun sein waren, und zeigte sie ihm. Da grinst Tittmann. Tittmann verwandelte

sich; sein Gesicht wurde teuflisch, der Mund breit, die Augen sprühten. Es war ein schwerer Alpdruck. Brettschneider stöhnte unter seiner leichten Decke, als ruhe eine ungeheure Last auf ihm. —

Zur selben Zeit sah auch Marie im Traume das braune Spitzbubengesicht mit dem spizaufgedrehten pechschwarzen Schnurrbart. Es hatte sie in den Schlaf geleitet. Aber es war schlimmer als ein Alpdruck. Es war wie ein böses Gewissen und wie eine Maske Satans.

Der Traum verslog gleich einem Spudgebild. Marie schlieft fest und ruhig weiter, und als der Morgen kam und der neue Tag in das Zimmer lugte, fand er ein glückliches Lächeln auf den Zügen der Schlummernden. —

Dank der unermüdblichen Gefälligkeit Limbachs und seiner persönlichen Verbindung brauchte die Hochzeit nicht aufgeschoben werden. Nach der standesamtlichen Kopulation auf dem Konsulat fand die Trauung in der Bottschaftskapelle statt. Auch für den Glanz dieses Bildes hatte der liebenswürdige Bill gesorgt. Die Kapelle war in einen Frühlingsgarten verwandelt worden, und sämtliche Bekannte Limbachs, die er Graeg in aller Eile hatte vorstellen können, wohnten der feierlichen Handlung bei. Es gab lichte Damentoiletten in Fülle und vielen glänzenden Ordensschmuck. Es fehlte auch nicht an Uniformen. Die nach der Türkei kommandierten deutschen Kameraden Bills waren sämtlich zur Stelle, dazu noch ein paar Militärrattachés und als Vertreter der Heimat der Braut Oberst Putnam.

Das junge Paar wollte den Luxuszug nach Paris benützen. Man ließ die letzten Gänge des Diners im Stich; die von Bill bestellten Wagen warteten bereits; Bill selbst geleitete das Paar auf den Bahnhof. Nach Erledigung der Passherereien und der Gepäckerpedition stiegen Graeg und Marie in das reservierte Coupé. Bill blieb draußen am Fenster stehen, um noch ein paar Worte mit den Scheidenden zu plaudern. Auf dem Perron gab es das übliche Hin und Her. Der Strom der Reisenden flutete auf und ab, die Hammals schrien, ein Dragoman zankte sich mit dem Schlafwagentondukteur, die großen Gepädwagen freischten.

„Nervenbetäubend,“ sagte Marie und legte sich tiefer in die Polster zurück. Sie war blaß geworden, und es zuckte nervös um ihren Mund.

In diesem Augenblick grüßte Limbach sehr verbindlich einen türkischen Offizier, der in eifrigem Gespräch mit einem zweiten Herrn an ihm vorüberschritt.

Wer war das, Bill?“ fragte Graeg; „ein Gesicht wie ein Räuberhauptmann — so denke ich mir weiland Rinaldo Rinaldini.“

„Bitte sehr,“ entgegnete Limbach lachend, „das ist ein hochstehender Gentleman, einer meiner vielen türkischen ‚Freunde‘: Seine Excellenz Kasim-Pascha, Chef der geheimen Spionage des Padiſchahs.“

Nun beugte sich auch Marie ein wenig weiter vor, fast vorsichtig, die Gardine des Coupéfensters in der Hand. „Und wer ist der andre Herr,“ fragte sie, „der in europäischer Kleidung?“

„Der mit dem braunen Gesicht und dem schwarzen Schnurrbart?“ — Bill zog die Schultern hoch, während er den beiden noch nachschaute. „Ich weiß es nicht, Cousine — aber ganz sicher auch ein Gauner wie Seine Excellenz . . .“

Die Schaffner schlossen die Türen. Man reichte sich nochmals die Hände. „Also, Otto,“ sagte Limbach, indes die Lokomotive einen grellen Pfiff ertönen ließ, „das Telegramm nach Stockhausen gebe ich gleich auf — und damit die Alten wissen, was für ein reizendes Schwiegertöchterchen sie zu erwarten haben, werde ich selbst noch eine Informationsdepesche hinzufügen.“

„Ich schreibe von Paris aus ausführlich,“ rief Graeg. Der Zug war schon in Bewegung. Graf Limbach winkte noch einmal mit dem abgezogenen Handschuh. „Alles Gute!“ —

„Alles Gute,“ wiederholte Marie leise, „lieber, lieber Gott — alles Gute . . .“

Sie waren allein im Coupé. Marie fiel ihrem Mann um den Hals und schmiegte sich dicht an ihn und küßte ihn mit Inbrunst. Er war so glücklich.

9

Da, wo sich nach Westen zu die Grenzen der beiden Güter Stockhausen und Rüttersdorf berührten, lag mitten im Wiesengrün ein mächtiger erratischer Block, den der Volksmund die Teufelskanzel getauft hatte. Die weit ausgedehnte Wieseniederung, die jetzt im beginnenden Frühling ein bunt gesprenkeltes Kleid angelegt hatte, wurde durch einen munter plätschern- den kleinen Nebenfluß der Oder, die Pleiße belebt, die ihr blankes Band in tiefen Windungen über das Grün legte. Die Landschaft besaß hier durchaus einen parkähnlichen Charakter. Der Besitzer von Stockhausen, Ökonomierat Graeg, hatte wohl zuweilen daran gedacht, durch eine rationelle Entwässerung und die Ausrodung der Erlengruppen die Kultur der Wiesen zu erhöhen, aber sein Sohn und Nachbar, der Rüttersdorfer, sträubte sich dagegen. Seine junge Frau liebte die Niederung um die Teufelskanzel besonders, und das war für ihn Grund genug, auf einen erhöhten Ertrag zu verzichten. Der Eindruck eines englischen Parks war ein ganz ausgesprochener, wenn man von der Höhe des Fuchsberges

aus die Landschaft überschaute. Der Fuchsberg lag schon auf Stockhausener Grund. Hier grub weder Fuchs noch Dachs, und vielleicht schrieb sich der Name des Berges, der wohl der letzte Rest einer Glazialmoräne war, nur von seiner, einem Fuchskopf ähnelnden äußeren Form her.

Oben auf dem Fuchsberg lagen die Trümmer eines alten Haus. Es war nicht mehr viel: Mauerwerk, ganz mit Geißblatt umspinnen, und ein vielfach renovierter kühner Bogen, den eiserne Klammern vor dem Zusammenstürzen schützten. Gelehrte Leute hatten sich vielfach gestritten: waren diese kärglichen Überbleibsel die Reste einer alten Burg oder eines Tempels? Wieder hatte der Volksmund sich längst entschieden, er sprach von der 'Fuchsburg'. Aber die Gelehrsamkeit empörte sich dawider. Das war niemals eine Burg gewesen, man sah es an den Grundrissen; wo sollte der Burgfried gestanden haben, wo hätten Ringel, Palas und Kemenate gelegen? Nein, riefen die Klugen, das war ein Tempel der Wendin und wahrscheinlich dem Jutrobog geweiht, dem Gotte der Morgenröte, denn die Hauptfront richtete sich gen Osten. Der Allerklügste wollte es noch besser wissen und schrieb eine heftige Broschüre, in der er nachwies, an einen Wendentempel sei gar nicht zu denken: hier habe einmal eine christliche Kapelle gestanden, und zwar sei es eine Doppelpapelle gewesen, mit zwei Stöckwerken und einer Brüstungsmauer.

Dem Manne, der augenblicklich auf einem vierschrötigen Gaul unter den Trümmern des Fuchsberges hielt, war all dies ausnehmend gleichgültig: die Archäologie hatte ihm noch nie Kopfschmerzen gemacht. Der Reiter war der Stockhausener Herr, Ökonomierat Graek, ein Mann von starkem Körperumfang, mit einem Falstaffbauch und riesigen Schultern, auf denen ein verhältnismäßig kleiner, fein geschnittener Kopf saß. Das kurz gehaltene weiße Haar bedeckte eine Mütze mit sehr breitem Schirm, unter dem helle Augen hervorblickten. Diese hellen, wassergrünen Augen waren sozusagen die einzigen Lichtpunkte des Gesicht, das tiefbraun war, wie altes Leder oder verdunkeltes Eichenholz. Unter der Nase sträubte sich ein höchst merkwürdiges Härchen. Es war nicht weiß wie das Kopfhaar, sondern grünlich und ganz kurz geschnitten, wie es zur Schwedenzeit unter den vornehmen Leuten einmal Sitte gewesen war. Jedes Härchen schien seinen eigenen Willen zu besitzen, denn die kleinen närrischen Borsten strebten wild durcheinander und bildeten eine Art stacheligen Wall, der Mund und Nase trennte. Das Gesicht war durchfurcht und durchkerbt, aber es mußte einstmals, in jüngeren Jahren, recht hübsch gewesen sein: das sah man noch an der Zeichnung von Stirn, Nase und Kinn.

Nun gab der fast Siebzigjährige nichts mehr auf äußere Schönheit. Er trug eine schilfgrüne Zoppe, die das Entsetzen der Frau Oekonomierat war, und ungeheure Bluderhosen; da hätte man in jedes Hosenbein ganz gut einen kräftigen Jüngling stecken können. Dazu Kniestiefel, die nie gepuht, nur geölt wurden, und Vorschallsporen mit breitem Spannleder. Unten herum sah Graetz wie ein Landsknecht aus, der eben aus der Schlacht kommt, oben herum wie ein alter Krautjunker, dem der Salon nichts mehr zu sagen hat. Zu Pferde saß der Siebzigjährige übrigens wie ein Junger. Was war das aber auch für ein Gaul! Ein massiver Holsteiner, der es mit jedem Percheron aufnehmen konnte, ein Koloss mit mächtiger Brust und Kruppe, fleischigem Vorarm und riesigen Schenkeln, aber alles gut ausgeglichen, straff, fest und drahtig.

Der Stodhausener hatte um sein rechtes Handgelenk den Riemen eines Reitstocks geknüpft; zwischen den Lippen hielt er eine kurze Weichselholzspeer, in der eine qualmende Zigarre steckte.

Er schaute mit frischem Auge um sich. Nach rechts und links umfaßte der Blick einen guten Teil der beiden, hier zusammenstoßenden Herrschaften. Rechts in der Ferne lag das Dorf Stodhausen; von dem viereckigen Kasten des Herrenhauses war ein Ausschnitt der spitzen Mansarde zu sehen. Freundlicher zeigte sich linksseitig Rüttersdorf, das von Obstgärten umgeben war und dessen hübsches Rotfischschloß sich auf einer kleinen Anhöhe erhob, die der Park wie eine Girlande umschlang. Es gab von hier oben noch eine weitere Aussicht. Hinter dem Kiefernwalde schaute der Kirchturm der Kreisstadt Rodnow hervor und noch ein zweiter Kirchturm mit einem Johanniterkreuz auf der Spitze: der von Hohen-Elz, wo Graf Barby hauste. Die rauchenden Kohlenmeiler hinter der Eisenbahn, die den Plenterwald von Ablich-Wartlau durchschnitt, gehörten Herrn v. Gerlach, dessen Sandflitsche an Groß-Scharlibbe grenzte, wo der Freiherr v. Feldern ein angstvolles Dasein zwischen Gerichtsvollziehern und den Rodnower Juden verlebte.

Aber immer wieder blieb der Blick des alten Graetz auf Rüttersdorf haften. Da schien sich noch ein zweites Dorf entwickeln zu wollen; es sah fast wie der Beginn einer ganzen Stadt aus. Es waren neue Häuser mit blanken Dächern, größere und kleinere; sie rückten bis an die Parklisiere und lagen hier wie eine eben geschaffene Kolonie. Der Stodhausener kräufelte jedesmal die grünlich umbuschte Lippe, wenn sein Auge auf diese neue Schöpfung traf. Schließlich schob er die Zigarre von dem rechten in den linken Mundwinkel und murmelte: „Erbrecht zum Himmel — aber verrückt ist es doch! . . .“ Dann gab er seinem dicken Braunen

einen gemüthlichen Klaps auf den Speckhals und sagte laut: „Nu woll'n wir mal 'n Endeken weiter, Karline . . .“

Das verstand der Braune. Er trottete gemächlich los, nachdem er rasch noch ein paar grüne Grashalme aus der Erde gerissen hatte, die er behaglich zermalmt. Aber er mußte vorsichtig ausschreiten. Der Weg ging bergab und war mit Lannennadeln überfät; da rutschte der Huf leicht einmal aus. Graez blieb in Gedanken und qualmte dabei stark. Die Sehnsucht zog ihn nach Rüttersdorf: heut sollte er Großvater werden. Aber Annafreda, die geliebte Gattin, die in aller Frühe hinübergefahren war, hatte ihm gesagt: „Du bleibst mir ruhig zu Hause, Karl. Du kommst einem da bloß in die Quere. Du bist auch zu laut; wenn du flüsterst, hört sich's an, als schrie jemand um Hilfe. Wir können dich jetzt nicht brauchen. Wenn 's so weit ist, telefoniere ich dir, dann kannst du kommen . . .“

Die Sehnsucht zog, aber die Angst vor dem Pantoffel der lieben Hausfrau bremste. Nur daheim hielt es den Alten nicht. Er hatte gefrühstückt und sich dann die Karline satteln lassen. Nun ritt er die Felder ab. Die Bestellung ließ sich gut an. Trotzdem schimpfte der Alte hie und da — nur zur Anfeuerung. Fast unbewußt kam er der Grenze von Rüttersdorf näher und näher. Er ritt auf den Fuchsberg. Da ärgerte ihn die Leutefolonie, die Otto angelegt hatte und die man von hier aus sehen konnte. Alle Welt spöttelte darüber. Es war auch eine Übertriebenheit; es war eine lächerliche Verwöhnung. Wo sollte das hinführen! Man hatte sowieso seine liebe Not mit der wachsenden Unzufriedenheit der Leute.

Der Ökonomierat (man nannte ihn nie anders als mit dem Spitznamen ‚der Fesdrat‘) ritt nach den Karpfenteichen. Auf dem festgeschütteten Kiesdamm, der durch das Bruch führte, versuchte er es mit einem linden kleinen Trab. Die Karline trabte wie ein Wiegenpferd, aber der dicke Fesdrat liebte die bequeme Bewegung. Er umritt die eingedämmten Teiche und hielt vor dem Fapfenhause, wo er den Fischmeister arbeiten sah, mit dem er in ewigem Hader lag, weil der Alte von den Errungenschaften der Neuzeit durchaus nichts wissen wollte. Auch heute ging gleich wieder das Krakeel los, diesmal wegen der Alzucht, gegen die der Fischmeister allerhand Einwendungen erhob, weil das glibbrige Zeug sich doch nie an die Stred- und Abwächsteiche gewöhnen müßte. Graez fluchte und wollte heftig werden, als eine Staubwolke auf der Straße seine Aufmerksamkeit erregte. Dahinter sah man ein offenes Wägelchen, in dem der Landrat saß, ein dünner Herr mit immer aufgeregter Miene und erstaunlicher Lebhaftigkeit in den Bewegungen.

„Hö!“ schrie Graek. „Uhlenhausen! Landrat! Wohin denn so eilig?“

„Halt! Johann, halt!“ brüllte Herr v. Uhlenhausen, erhob sich ein wenig von seinem Sitze, fiel wieder hintenüber und packte endlich den Kutscher an den Rockschöß. „Halt, Johann! Hörst du nicht!? Halten sollst du — Himmelbimmelement! . . .“

Uhlenhausen hatte einen tauben Kutscher, aber er wollte ihn nicht gern entlassen; Johann war ein braver alter Kerl und zugleich ein ausgezeichnete Blizableiter für die zapplige Nervosität seines Herrn. Der Landrat richtete sich am Rockschöße des Kutschers in die Höhe und schrie ihm nunmehr ins Ohr: „Anhalten! Mensch, Dämloch — du hörst wohl überhaupt nicht mehr?! Haaalt!“

Johann nickte und lächelte. Natürlich verstand er. Er machte ein freundliches Gesicht und zog die Zügel straff. Der Wagen hielt.

Uhlenhausen reichte Graek die Hand. „Tag, Graek.“

„Tag, Uhleden. Wie geht's?“

„Niederziehend. Ich habe einen tauben Kutscher.“

„Ich habe einen verrückten Fischmeister.“

„Aber wo soll man denn mit seinen alten Leuten hin?!“

„Natürlich, sie bleiben uns auf dem Halse. Die moderne Gesetzgebung. Man müßte den Minister mal nach Rüttersdorf führen. Da hätte er seine Freude. Nächstens wird der Otto noch für seine Gehingeweiber Villen bauen . . .“

Die Karline scheute. Der Landrat hatte plötzlich beide Beine in die Luft geworfen und sich auf der federnden Sitzbank einen Abschwing gegeben. Er turnte förmlich vom Wagen; die langen Glieder waren gewandt wie die eines Rautschutmanns. Dann trat er dicht an die Karline heran und verschränkte seine Arme über dem gewichtigen Schenkel des Reiters.

„Graek,“ sagte er, „ich wollte schon längst mal zu Ihnen, wollte mal mit Ihnen über Ihren Otto reden. Ist der denn rein des Teibels?! Die neuen Leutehäuser — gut, er hat das Geld dazu —“

„Seine Frau!“ schrie Graek.

„Was? — seine Frau?“

„Seine Frau, jawohl — seine Frau hat den Kummel gebaut, die Leutehäuser, das Speisehaus, das Warmwasserbad, den Lesesaal — alles. Von einer russischen Erbschaft — die sollte für Wohlfahrtszwecke draufgehn. Ich bin auch für Wohlfahrt, aber ich bin nicht übergeschnappt.“

„Richtig!“ rief Uhlenhausen und gab der Karline mit der flachen Hand einen schallenden Klaps auf die Flanke, „— übergeschnappt!“

ich wollt's nicht sagen, aber es stimmt! Diese neue Kolonie macht uns die Leute rebellisch."

"Das ist es ja, Graez. Auf dem Freistag wachsen die Klagen. Wir kommen den Leuten doch wahrhaftig entgegen; wir sind froh, wenn wir sie bei der allgemeinen Landflucht überhaupt noch behalten können. Aber wo sollen wir denn die Moneten hernehmen, um ihnen auf einmal Paläste zu bauen!? Es hat doch nicht jeder 'ne russische Erbschaft hinter sich! Nu' weiter; das ist mir nicht die Hauptsache. Der Otto hat da einen Kerl im Dorfe, einen gewissen Brettschneider —"

"Piepmaul?"

"Ne — das ist der alte Kaffer: seinen Neffen — er war mal ausgekniffen und bei der Fremdenlegion —"

"Ah ja, ich weiß schon, Uhlen." —

"Den beehrt der Otto mit seinem ganz besonderen Vertrauen, und dieser Mensch ist ein notorischer Sozialdemokrat! Ein notorischer, ich hab' es aus bester Quelle. Aber es kommt noch besser. Wissen Sie, daß Ihr Sohn seinen Austritt aus der wirtschaftlichen Vereinigung angemeldet hat?"

"Was?!" rief der Feldrat und fuhr aus seinem Sattel empor. "Das ist mir neu. Und warum? Hat er Gründe angegeben?"

"Gar keine. Ausgetreten — schlankeweg. Und wollen Sie noch mehr wissen? — Gestern treff' ich im 'Markgraf Johann' den Stiebede, den Postmeister von Rodnow. 'Sagen Sie mal,' sagt der zu mir, 'was korrespondiert denn der Rüttersdorfer so eifrig mit dem Herrn Doktor Gössel in Berlin?'"

"Schwerebrett," schrie der alte Graez und schlug sich auf den Schenkel.

"So ist es, Graez. Gössel ist kreiseingefessen, er hat sich schon mal zur Wahl stellen lassen, er hat auch Erfolge gehabt. Alter Feldrat, ich sage Ihnen, Ihr Otto hält's mit den Deutschsozialen — nehmen Sie ihn an die Ohren, eh es zu spät wird, reden Sie in ihn hinein, bis er blau wird, legen Sie seinem Ehrgeiz einen Martingal an, aber einen festen! Sonst steh ich für nichts — für nichts — für gar nichts!"

Dies letzte, für gar nichts' brüllte Uhlenhausen förmlich, so daß sich sein tauber Johann fragend umschaute. Der Landrat riß dabei die Brauen empor und ließ seine gutmütigen Augen aufflammen und nicht leidenschaftlich mit dem Kopfe. Er tat keinem Menschen etwas zuleide, aber wenn er in politische Rage geriet, wurde er fürchterlich. Das war Sitte im Kreise. Es lebten hier fast nur äußerst friedfertige Menschen mit gedämpften Neigungen und Empfindungen; sobald man sich jedoch auf das politische

Gebiet begab, schrie man gewaltig, und die Arme fuhren in die Luft und lodernde Blide flogen.

Graez hatte das Wort ‚Ehrgeiz‘ aufgefassen. „Hören Sie mal, Uhleden,“ sagte er kopfschüttelnd, „was Sie mir da erzählen, das klingt mehr possierlich als wahr. Ehrgeizig ist der Otto sein Lebenstag nicht gewesen. Gössel kennt er persönlich, das weiß ich. Die Korrespondenz mit ihm wird gar nichts Politisches betreffen. Warten wir’s ab. Jedenfalls tun Sie mir den Gefallen und hängen Sie Ihre Geschichte nicht eher an die große Glocke, bis ich Gewißheit habe.“

„Festbrat, ich rede überhaupt nichts. Ich höre nur. Und ich höre genug. Überall wird geizhelt. Die Sozialdemokraten haben uns schon einmal ein Mandat abgejagt. Nun stehen wir wieder vor der Entscheidung. Es heißt allgemein, die Deutschsozialisten wollten eine eigene Kandidatur aufstellen. Das gäbe eine unerhörte Stimmenzersplitterung. Wenn wir Barby diesmal nicht durchbringen, ist uns der Kreis für alle Zeiten verloren.“

Graez schlug mit seinem Reitstock nach einer Bremse, die den Kopf der Karline umsummte. „Uhleden, das ist ja alles richtig. Das ist ja alles richtig, ich bestreite bloß, daß uns der Otto einen Knüttel zwischen die Beine werfen wird. Er denkt gar nicht dran. Er ist ein so guter Konservativer wie Sie und ich...“ Der Sprechende legte die Hand über die Augen. „Was rattert denn da heran, Uhleden? Ist das nicht der Doktor? Kommt der schon von Rüttersdorf?“

Uhlenhausen nickte. „Ja, das ist Harbs. Ist jemand krank in Rüttersdorf?“

„Ne, der Storch klappert man bloß,“ erwiderte Graez lachend.

Nun scheute die dicke Karline, und auch die beiden Füchse des Landrats versuchten in die Höhe zu steigen. Von einer Staubwolke umgeben, klapperte der Dokortwagen heran; ihn zog ein hochbeiniger Schimmel, vor dem ein edleres Getier alle Berechtigung hatte, scheu zu werden. Es war ein wahrhaft gespenstischer Schimmel, ein Ausbund an Häßlichkeit, in allen Knochen hängend, mit unwahrscheinlich mageren Beinen, gleichsam vermotteter Mähne und abgeknappertem Schweif. Dem Schimmel entsprach der Wagen: ein sogenannter Selbstfahrer, der beständig in allen Federn kreischte und in allen Fugen krachte. Der Doktor lenkte, ein langer schwipper Mann, der immer die Stirne furchte und die Augenbrauen zusammenzog, um sich ein gelehrfames Ansehen zu geben; man sagte, er forsche nach einem neuen Heilserum gegen verschiedene Krankheiten; aber er fand keins. Jetzt grüßte er durch Senkung der Peitsche und straffte

die Bügel, um anzuhalten. Der gespenstische Schimmel kniete zuerst mit den Hinterbeinen und dann mit den Vorderbeinen ein und blieb stehen, indem er den Kopf mit der Ramsnase melancholisch senkte, als schäme er sich vor der dicken Karline und den stattlichen Füchsen.

„Morgen, meine verehrten Herren“ rief der Doktor. „Herr Ökonomierat, auf der Landstraße?! Und Ihre gnädigste Gattin telephoniert wie wahnsinnig nach Stockhausen hinüber!“

Der Feldrat bekam einen gewaltigen Schreck. „Ist denn alles vorbei?“ stieß er hervor; „ist alles gut abgelaufen?“

„Glänzend,“ sagte Harbs, indem er schon wieder die Peitsche hob; „meine beste Gratulation, Großväterchen! Ich will bloß rasch nach der Apotheke — denken Sie mal an, es ist nicht ein Tropfen Fencheltee im Hause! Die Zeisigen kann sich begraben lassen . . . Adio, meine Herren — ich habe rasende Eile . . .“

Er knipste mit der Peitsche. Karline und die Füchse scheuten wieder; der gespenstische Schimmel gab sich einen Ruck, statierte erst ein paar Schritt mühselig weiter und warf dann die gallenkranken Beine zu einem grotesken Trab empor.

„Doktor!“ schrie Graetz, „hö — Sie!“

„Ja?!“ schrie Harbs zurück, sich im Weiterfahren umwendend.

„Junge oder Mädel? — Mensch, reden Sie doch!“

„Zwillinge!“ rief der Doktor aus einer Staubwolke hervor.

„Was hat er gesagt?“ fragte Graetz den Landrat. „Zwillinge? Der Kerl ist wohl verrückt! Was fällt ihm denn ein, mich zum besten zu haben!“

„Herr Ökonomierat!“ schrie in diesem Augenblick der Doktor abermals. Er hielt, hatte sich umgewandt und im Wagen halb aufgerichtet. „Herr Ökonomierat!“

„Ja —?!“

„Zwei gesunde Bengels! . . .“ Dann verdichtete sich wieder die Staubwolke, und der Doktor fuhr weiter.

Graetz war völlig perplex. War das ein Ulk oder war es Ernst? — „Landrat,“ sagte er, „ich mache, daß ich nach Rüttersdorf komme. Zwillinge! Doppelter Großvater. Und noch dazu zwei Bengels! — Wenn der Doktor sich eine Uzerei erlaubt hat, kürz’ ich ihm seine Neujahrsrechnung.“

„Waren nicht schon im vorigen Jahre frohe Ausichten da?“ fragte Uhlenhausen.

„Ja wohl; ein Mädelchen, aber es kam tot zur Welt. Nun holen wir’s nach. Zwillinge — Donnerwetter! Ich mach’, daß ich fortkomm. Adje, Uhlen!“

Graetz gab der Karline einen Jagdhieb auf die dicken Flanken; nun hatte er es wirklich eilig. Die Karline quiekte auf und

galoppierte davon. Das junge Grün der Kirschbäume schlug Graez um die Ohren. Es war ihm gleichgültig. Der Staub wirbelte auf. Karline wußte nicht, wie ihr geschah. Ein so wilder Ritt war noch nicht dagewesen. Sie stöhnte und prustete. Weißer Schweiß überrieselte ihr blankes Fell; die Schaumfloden flogen; um die Randare sammelte sich der Gisch.

Graez hielt nicht einmal die Wege ein. Die Karline mußte durch ein Kartoffelfeld stampfen. Die Karline mußte einen Graben nehmen. Bald ging es über eine elastisch schwankende Wiesenbede, bald quer über eine Brache. Karline wurde mißmutig; sie machte einen schüchternen Versuch, in Schritt zu fallen; schwapp, hatte sie einen Jagdhieb über die Klanten. Nun legte sie aus.

Da lag schon Rüttersdorf. Der Feldrat ritt um die Kirche und den Friedhof, auf dem die großen Maulbeerbäume in Blüte standen. Im Pfarrgarten schnipselte Pastor Freyhold an seinen Rosenstöcken. Er schaute auf, nickte und rief: „Gratuliere, Herr Oekonomierat!“ — Neben der Pfarrei lag die Schule. Kantor Mesemann ging eben zum Mittagsläuten. Er zog grüßend seinen Strohhut und sagte freundlich: „Gratuliere, Herr Oekonomierat!“ — Zwischen dem Herrschaftspart und dem stattlichen Kruggebäude lag ein Bauerngehöft. Das Häuschen stand dicht am Ager, davor eine Bank, und auf ihr saß ein alter Mann, eine Pfeife im Munde, und sonnte sich. Das war Piepmaul. Als er Graez vorübertraben sah, blieb er ruhig sitzen, grinste aber mit breitem Munde wie höhnisch und rief, die Pfeife zwischen den Zahnstummeln behaltend: „Gratulier oof, Herr Ekunnemierat!“ —

„Das ist der Dritte,“ sagte sich der Feldrat, „das ganze Dorf weiß es schon — aha, da seh’ ich auch die Fahne auf dem Schloßthurm, es muß also alles gut stehn . . .“ Er ritt die Rußbaumallee hinab. Auf der Pflasterung der Rampe dröhnte der Hufschlag, man hörte ihn wohl in der Dienerstube. Die Glastür öffnete sich, und Franz erschien; er hatte schon in Stockhausen gedient und war von Otto übernommen worden. Auch Franz grinste, aber ungleich freundlicher als Piepmaul; wenn Franz lächelte, glich sein rundes Gesicht mit der kugligen Nase einem Scheibenbilde. Er hielt dem alten Herrn den Bügel und sagte: „Guten Tag, Herr Oekonomierat; ich gratuliere gehorsamst . . .“ Er gratulierte nicht allein. Der Reitknecht sprang herbei, ein hurtiger Bengel, der die Stunden seines Daseins nach den Raketenköpfen berechnen konnte, die er von allen Seiten empfing. Er stürmte im Lauffschritt auf die Rampe und rief schon von weitem: „Guten Morgen, gnädiger Herr Oekonomierat. Ich gratuliere . . .“

„Danke schön,“ brummte Graez, sich vom Pferde wuchtend, „aber wenn du noch mal so brüllst, kriegst du eine runter. Oben

liegt eine kranke Frau ... Na, Guste?!“ — Die wohlwollend fragende Anrede galt der Ramsell, die im Gartenzimmer auftauchte. Hinter ihr erschien eines der Stubenmädchen, hinter diesem Use, der zweite Diener. Die Ramsell knickte tief und sagte verlegen: „Grädiger Herr Oekonomierat entschuldigen, ich wollte mit die Verehrung geben, zu dem fröhlichen Ereignisse bestens zu gratulieren ...“ Damit hielt sie die Hand hin. Das Stubenmädchen schien die Sache schämig zu finden; sie errötete, während sie stammelte: „Ich gratuliere auch, Herr Oekonomierat.“ Use, der zweite Diener, trat dagegen militärisch bei: „Untertänigste Gratulation, Herr Oekonomierat“ — und er klappte mit seinen Absätzen.

† „Danke,“ rief Graez, „danke allerseits. Kinder, hört auf! Schickt mir nicht das ganze Schloß zur Gratulation. Ich transpiere schon. Wo ist der Herr Rittmeister? Kann man denn nach oben? Wo ist meine Frau? Wo sind meine Enkel ...“

Es war ein merkwürdiges Bild. Der Gartensalon füllte sich. Das Souterrain schickte seine Bewohner: es kamen die Köchin und ein paar Küchenmädels, eine Jose und die Plätterin; der Gärtner kam, der Oberkutscher, die alte Putenfrau und der Brauer. Das Gerücht, der Oekonomierat sei eingetroffen, verbreitete sich schnell über das ganze Gehöft. Alles wollte gratulieren. Auch auf der Rampe sammelte man sich. Da standen der Bogt, der Brenner und der Schweinemäster mit abgezogenen Mützen. Mit dem Inspektor kamen zwei Volontäre; in der Durchfahrt zwischen Park und Wirtschaftshof drängten sich Tagelöhner und Knechte und sickernde Mägde. Es war, als sei eine Volksversammlung einberufen worden.

† Graez schaute höchlichst erstaunt um sich. Eine so stürmische Anhänglichkeit der Leute war ihm neu. „Kinder,“ sagte er, „hertje ... das ist ja grade ...“

† Aber er kam nicht zu Ende. Auf der Dieleentreppe wurde ein rascher Schritt vernehmbar. Dann stürzte Otto mit strahlendem Gesicht in den Gartensaal und umarmte den Alten. „Gratuliere, Großväterchen!“ schrie auch er. „Ein Bielliebchen — zwei Stück — zwei Jungen, und was für Jungen! ...“

† Der Feldrat hielt seinen Sohn fest an der Brust. Aus seinen Augen kullerten die Tränen. Das erweckte allerseits eine erhöhte Teilnahme. Ringsum gluckste und schluchzte es; die Schürzen hoben sich und die Hände; man wischte Augen und Nasen.

„Und Marie?“ fragte der Feldrat mit gepreßter Stimme; „geht's ihr so so lala?“

„Gott sei Dank ausgezeichnet,“ entgegnete Otto. „Was sagst du bloß, Großväterchen! Eine Dublette!“

„Ich sage gar nichts. Aber es ist immerhin aller Ehren wert. Es ist eine Tat . . .“ Er strich mit der Hand über die Augen. „Kinder, nu' gröhlt nicht mehr,“ fuhr er fort, zu den Domestiken gewandt; „nu' stopp. Ich danke nochmals, und bei der Taufe — na, da werd' ich meinem Dank noch besondern Ausdruck geben. Jetzt aber pascholl allesamt — wieder an die Ramme!“

Die Leute gingen. Es trappste über Dielen und Rampe, und die Räder raschelten. „Brave Gesellschaft,“ sagte der Felbrat.

„Erst geworden, Vater. Seit ich die Kolonie angelegt habe, sind die Widerstrebendsten weich wie Wachs.“

Der Alte brummte etwas. „Abwarten,“ meinte er. „Ist die Mama noch oben?“

„Versteht sich. Die geht den Bengels nicht von der Seite. Sie hat sie waschen helfen, einbalsamieren, wickeln und füttern. Die Fütterung bestand aus Zuckerwasser und Kamillenaufguß.“

Jetzt schimpfte der Felbrat los. „Warum nicht Fencheltee? Weil keiner da war. Es ist ein Skandal. Nicht mal Fencheltee im Hause. Kann ich nu' mal in die Wochenstube?“

„Aber gewiß. Bloß bitte ich dich: möglichst leise. Und nur auf fünf Minuten . . .“

Der Wöchnerin war ein besonders lustiges Zimmer eingeräumt worden. Im Zimmer vorher legte die Zeisig, die kluge Frau des Kreises, Kinderwäsche in einen Schrank. Sie hatte eine schiefe Schulter, und wenn sie ein Kompliment machte, knickte sie so tief, daß sie ganz klein wurde. Sie knickte auch jetzt wieder und sagte: „Guten Tag, Herr Ökonomierat. Ich gratuliere herzlich . . .“

Der alte Graek nickte, holte ein Goldstück hervor, gab es ihr und erwiderte flüsternd: „Danke, Zeisigen. Da habt Ihr was für das erste Bab. Aber wie kann man den Fencheltee vergessen! . . .“

Die Zeisig wollte etwas erwidern, doch der Felbrat machte eifrig „Psch!“; deutete nebenan und lauschte. Ein krähender Schrei wurde hörbar, dann noch einer; es war ein Doppellkonzert, dem der Alte mit Entzücken lauschte. „Ein Lobgesang,“ wisperte er, — „so was hab' ich mir längst gewünscht. Kräftige Stimmen, gutes Organ — durchaus Graekisch . . .“

Nun traten Vater und Sohn vorsichtig in die Wochenstube, in der die Fenster verhängt waren. Frau Annafreda saß am Bett ihrer Schwiegertochter, erhob sich aber beim Eintritt der beiden und fiel ihrem Mann stumm um den Hals. An Größe und Körperrumfang gaben die Stockhausener sich wenig nach. Annafreda war schon, als sie noch Komteß Limbach war, die „Riesenjungfrau“ genannt worden; mit der Weisheit des Alters hatte sie auch an körperlicher Fülle zugenommen. Aber sie war eine prächtige Frau. Auf dem starken Leibe saß ein kluger Kopf, der auch einen starken

Sinn bewahrte. Sie blinkerte mit den Augen und wies schweigend auf das große Himmelbett, das mitten im Zimmer stand.

Da lag Marie, auf dem blassen Gesicht ein süßes Lächeln des Glücks, und neben ihr das Zwillingspärchen. Sie nickte nur; zu sprechen vermochte sie kaum. Der Feldrat wurde wieder weich. Er ärgerte sich über die kollernden Tränen, als er Marie die Hand küßte. Es war fast feierlich still in dem von sanftem Dämmer durchfluteten Gemache; es war einen Augenblick, als ständen alle unter dem Zauber des großen, holden und heiligen Mysteriums der Natur.

Frau Annafreda winkte, und der Feldrat verstand. Er wollte sich wieder aus dem Zimmer schleichen. Da rief Marie mit leiser Stimme nach Otto. Der wandte sich um und ließ sich an ihrem Bette nieder. Sie reichte ihm ihre Hand und flüsterte: „Ich habe dich lieb. Ich bin glücklich . . .“

Die Rätin begleitete ihren Mann aus dem Zimmer.

„Na, Alter, was sagst du?“ fragte sie draußen.

Der Feldrat warf sich in die Brust. „Daß hier eine loddrige Wirtschaft herrscht. Wie kann man denn den Fencheltee vergessen! Mir würde das nicht passieren.“

Annafreda war sehr verwundert. „Du traust dir mal wieder sehr viel, Dickerchen,“ meinte sie. „Wer hat dir denn den Floß von dem Fencheltee ins Ohr gesetzt? Mein Himmel, in einer halben Stunde ist er hier; Harbs schickt ihn mit dem Postboten. Oder hauschst du die kleine Vergeßlichkeit bloß auf, um dich einmal als Herr aufzuspielen, dicker Gemahl?“

Sie faßte ihn mit jeder Hand an einem Ohrläppchen und gab ihm einen Kuß. Dann zog sie die Nase kraus. „Du hast dir wieder deinen Schnurrbart abgeschnitten,“ sagte sie. „Wenn man dich küßt, ist's gerade, als ob man ein Stachelschweinchen liebkost.“

„Annefre,“ entgegnete er, „laß jetzt die Despektierlichkeiten. Wir haben Enkel. Was soll aus ihnen werden?“

„Da sie erst ein paar Stunden alt sind, brauchen wir uns darüber noch nicht den Kopf zu zerbrechen . . .“ Sie überlegte einen Augenblick . . . „Bloß eins,“ meinte sie, „sieh mal, nun steht das Geschlecht doch wieder auf zwei Köpfen mehr — wollen wir nicht beantragen, daß wir unsern Adel von neuem aufnehmen können?“

Der Feldrat machte große Augen. „Annafre, wie kommst du darauf? Es ist mir schon vor dreißig Jahren angeboten worden, und da warst du diejenige —“

„Vor dreißig Jahren ist nicht heute. Man muß an die Zukunft denken. Gädert hat sich auch adeln lassen.“

„Was geht mich der Hader an! — Aber ich will's überlegen, Annafre. Ich tu's nicht gern, obschon . . . Na — wollen sehn! — Wo steckt denn der Otto? Daß er die Frau nur nicht unnötig aufregt!“

Otto trat soeben ein und hörte die letzten Worte. „Beruhige dich, Papa,“ sagte er lächelnd; „Marie's Puls geht gleichmäßig wie eine gut abgezogene Uhr. Sie ist weder aufgeregter noch hinfällig; sie ist glücklich. Das sind wir alle. Aber der Mensch muß leben. Hast du schon gefrühstückt, Vater?“

„Nein; immerhin der Gedanke ist gut.“

„So gehen wir frühstücken, indes die Mama unsre Madonna mit den Kindern betulicht . . .“

Annafreda sagte, sie sei froh, wenn sie die Männer fern von der Wochenstube wisse. Die Männer gingen denn auch. Sie fanden in der Frühstückstube den Tisch schon gedeckt. Otto klingelte und ließ servieren. Der Fehdrat machte es sich gemütlich, stopfte den Serviettenzipfel in den Kragenauschnitt und trank zunächst ein Glas Sherry.

„Wie denkst du über den Adel, Junge?“ fragte er.

Otto lachte. „Da haben wir's! Seit die Mama Großmutter geworden, ist sie wieder in die Masse zurückgefallen. Ich denke wie du, Papa.“

„Und deine Frau?“

„Wird einverstanden sein. Es handelt sich ja nicht um einen funkelnagelneuen Adel. Er ist gut verdient worden.“

„Aber der Sohn Bernhards v. Graef legte das ‚von‘ wieder in den Tischkasten, weil es sich nicht mit seinen Grundsätzen vertrug.“

„Seinen politischen —“

„Ganz recht. Verträgt sich's mit deinen?“

Otto schaute auf. Einen Augenblick blieb sein Gesicht ernst, dann nahm es wieder einen heiteren Ausdruck an. „Ich meine doch,“ entgegnete er. „Es läßt sich hunderterlei für und gegen den Erbadel sagen — natürlich. Aber wie die Verhältnisse einmal liegen, sehe ich nicht recht ein, warum ich für meine Jungen auf gewisse Vorteile verzichten soll.“

„Ist auch meine Ansicht. Ich glaubte nur —“ der Alte häufte einen Löffel Bratkartoffeln auf seinen Teller und legte ein Sebei darüber — „glaubte — also ich glaubte, du hättest dich politisch ein wenig gewendet.“

„Warum?“

„Weil du aus der wirtschaftlichen Vereinigung ausgetreten bist.“

Nun legte Otto Messer und Gabel zur Seite. Es wurde geklatscht; der Klatsch war bis Stockhausen gedrungen; der Alte

hatte sich geärgert. Hier konnte nur die Wahrheit helfen. Er nickte. „Das hab' ich getan. Aus Überzeugung. Die wirtschaftliche Vereinigung ist politisch geworden, und ihre Politik paßt mir nicht mehr.“

„Erlaube → sie geht Hand in Hand mit den Konservativen.“

„Nein, sie ruiniert die Konservativen. Sie trägt einen demokratischen Zug in den Konservatismus, genau so wie das Antisemitentum. Sie ist auch demagogisch und revolutionär wie die Sozialdemokratie.“

Der Feldrat ließ den Bratkartoffeln einen Becher Porter folgen. „I sieh mal an,“ sagte er, — und deine Deutschsozialen? Dein Herr Doktor Gössel? Dein Herr v. Hader? Sind die nicht revolutionär? Stehen die den Sozialdemokraten nicht tausendmal näher?“

Otto zuckte mit den Schultern. „Um die soziale Reform dreht sich seit Jahrzehnten die ganze innere Politik,“ fuhr er fort. Die Zukunft Deutschlands hat mit ihr zu rechnen. Ich bin nicht der einzige, dem die alten Parteischablonen nicht mehr zusagen. Es geht vielen Tausenden ebenso, und wenn nicht die Macht der Gewohnheit wäre und der bequeme Schlenbrian, dann würde es im lieben Vaterlande wahrscheinlich anders aussehen.“

„Ob besser —?“

„Das weiß ich nicht. Jedenfalls würde ein frischerer Zug in das ganze politische Leben kommen.“

„Gib mir noch einen Schluck Porter, lieber Junge. Ich stehe ein bißchen länger in der Welt als du. Ich habe neue Parteien sich bilden und wieder verschwinden sehen. Jede Sezession wurde als reformatorische Tat von ihren Anhängern begrüßt. Aber niemals währte der Jubel lange. Es kam immer wieder der Tag, da die alten Parteien mit ihrer Schablone die Fraktionchen auffraßen. Das wird auch deinen Deutschsozialen passieren.“

„Wollen 's abwarten, Papa. Vorläufig gedenken wir mit Energie den politischen Kampf im Kreise aufzunehmen.“

Der Alte fuhr mit der Serviette über seinen Schnurrbart. „Was heißt das?“ fragte er. „Will sich Doktor Gössel vielleicht wieder aufstellen lassen?“

„Ja, Papa.“

Nun nahm der Feldrat seine Serviette und warf sie wütend neben sich. „Das ist unerhört!“ schrie er, aber er dämpfte sofort seine Stimme. „Das ist unglaublich, Otto. Das führt zu einer neuen Zersplitterung, und die müßte gerade jetzt doppelt vermieden werden.“

„Im Gegenteil, Vater, es könnte zu einer Einigung führen. Unser Kreis wird im Reichstage durch einen Antisemiten ver-

treten, der den bisherigen konservativen Abgeordneten aus dem Sattel gehoben hat. Was war denn der Grund dieses antisemitischen Sieges? Nicht die Judenfrage, denn die spielt bei uns keine Rolle. Bernstein und Goldstein sind die einzigen ragenden Säulen Israels im Kreise. Der Grund liegt in dem immer größer gewordenen Mißtrauen gegen den agrarischen Konservatismus."

"Der Grund," rief der Alte erbozt, "liegt in der verstärkten demokratischen Strömung, der auch die antisemitische Gesellschaft huldigt! Ihre Flugblätter unterschieden sich in nichts von den sozialdemokratischen. Tatsächlich sind bei der Stichwahl die Sozialdemokraten auch rudelweise für den Antisemiten eingetreten."

"Allerdings, das ist Tatsache. Und nicht nur die Sozialdemokraten, auch vielfach das liberale Bürgertum. Die Frage des kleineren Übels kam wieder zur Sprache. Das Resultat war jedenfalls, daß wir unsre alte Vertretung verloren haben. Aber ein Antisemit wird nicht ein zweites Mal unser Abgeordneter. Wir fallen ganz zweifellos der Sozialdemokratie anheim, wenn wir an Stelle Barbys nicht einen Kandidaten aufstellen, der gewissermaßen in der Mitte der Parteien steht."

"Und dieser Milieufritze soll Göffel sein?"

"Ja. Und ich meine, daß unter den obwaltenden Verhältnissen ihm auch jeder Konservative seine Stimme geben kann."

"Na," sagte der Feldrat, "meine kriegt er nicht... Das kann ja hübsch werden. Donnerwetter, das kann nett werden!... Er stand auf, zog sein großes Sacktuch aus der Tasche und schnäuzte sich heftig... "Otto, du bist alt genug, du mußt wissen, was du tust. Aber du wirst mir erlauben, dich zur Vorsicht zu mahnen. Du warst früher einmal eine ganz praktische Natur, ein klar und nüchtern denkender Kopf; wenigstens schien mir's so. Aber jetzt marschierst du gradeswegs in so 'ne — so 'ne gewisse idealistische Wirnis hinein, aus der ein Wiederherauskommen nicht leicht ist. Daß die Marie ihr Teil dran hat, ist mir zweifellos. Ich bin ihr deshalb auch wahrhaftig nicht böse; aber was einem Weibe gut ansteht, paßt noch lange nicht für den Mann. Sei vorsichtig, mein Junge, und überlege deine Schritte..." Er schnäuzte sich nochmals... "Ich will mich nicht weiter auslassen. Verstehen wirst du mich ja. Nu' lassen wir das Thema — — zeig mir mal deine neuen Rosensteiner! Ich höre, du willst auch einen neuen Stall bauen. Du hast mit der Kinderzucht mehr Glück als ich — weiß der Teibel..."

Otto war zufrieden, daß der Alte die politische Unterhaltung abbrach. "Ja, ich habe leidliches Glück," antwortete er; "aber

ich meine, es kommt bloß daher, daß ich keine Kunststückchen mache. Bei unsern Weideverhältnissen darf man sich auf gewagte Kreuzungsversuche nicht einlassen und ebensowenig auf die Einführung ausländischer Schläge. Der Feldern hat sich damit ruiniert . . ." Er nahm im Gartenzimmer eine Mütze von einem Gehörn an der Wand, das als Garderobehaken diente, und einen Spazierstock und folgte dem alten Herrn, der bereits auf der Rampe stand und seine Taschenuhr mit der Sonnuhr über dem Portale verglich.

10

Ein paar Tage später, um Feierabend, schritt Fritz Brettschneider quer über den Dorfanger dem Schulzenhof zu. Er kam vom Herrenhof, wo er seit kurzem den erkrankten Vogt vertrat, und war noch erhitzt von der Arbeit. Sein Gesicht war finster und drückte einen festen Entschluß aus.

Das kleine Haus des Doppel-Schulze lag ganz versteckt hinter den blühenden Obstbäumen des Gartens. Am Zaun, gleich neben der Eingangstür, erhob sich ein Holzpfehl mit einer Tafel, die die grammatikalisch ansehbare Inschrift trug: „Ortsvorstand über Rüttersdorf“. Der Ortsvorstand der märkischen Dörfer wird ‚Schulze‘ genannt, und da der Bauer Schulze zugleich diesen Namen trug, so hieß man ihn den Doppel-Schulzen. Übrigens lag das Schulzenamt schon seit dreißig Jahren in seinen Händen. Er war sehr pflichtgetreu und hatte eine gute Handschrift; darauf hielt der Landrat.

Brettschneider schritt den eingezäunten Weg längs des Obstgartens hinab. Als er das kleine, aber in gutem Zustande gehaltene Gehöft betrat, hörte er, wie eine Frauenstimme leise seinen Namen rief. Er sah den blonden Kopf Friedas hinter der Tür des Kuhstalls; sie winkte ihm.

Der Doppel-Schulze durfte nicht wissen, daß Brettschneider eine heimliche Aussprache mit seiner Tochter hatte. Aber es war kein Mensch auf dem Gehöft. Auf dem Dughausen krachten die Hühner; der Hund lag schlafend in seiner Hütte. Fritz sprang schnell in den Kuhstall und zog die Tür hinter sich zu.

Zwei weiche Arme legten sich um seinen Hals, und ein frischer warmer Mund küßte den seinen.

„Wo willst du hin, Fritz?“ fragte Frieda.

„Du weißt es ja. Zum Vater.“

„Ach du lieber Gott, Fritz — es nützt ja nichts, es wird ja wieder nichts nützen! . . .“ Frieda begann zu weinen. „Weißt du, wo: eben da war?“ fragte sie schluchzend.

Brettschneider hielt das Mädchen dicht in seinen Armen. „Bloß nicht heulen, Frieda,“ sagte er, „bloß nicht jammern. Sonst leg' ich auch los. Mir ist ganz verflüchtigt zumute. Psui Deubel, ist das ein Leben! —“ Er küßte die Tränen in den Augen seines Liebchens. „Also — wer war da? Der Alte? Der Onkel?“

„Nein — Banowski.“

Brettschneider fluchte. Der tüdische Polacke hatte also an der einen Tracht Prügel noch nicht genug. „Warte man,“ knirschte Brettschneider, „ich brech' ihm die Knochen . . . weh ihm, wenn er mir noch einmal in die Quere kommt! . . .“

Frieda drängte sich ängstlich zitternd an die Brust des jungen Mannes. „Fritze — ist es wahr — hast du ihn wirklich verprügelt? Klein-Gebide hat es im Krüge erzählt.“

Brettschneider lachte bitter auf. „Es war mir eine Lust, kann ich dir man bloß sagen, Frieda! Übrigens hab' ich nicht angefangen. Es war auf dem Schützenfest in Rodnow. Da hatte der Polacke einen zuviel hinter die Binde gegossen. Und da schimpfte er auf unsern Rittmeister und seine Frau und weiß Gott noch auf wen. Das paßte mir nicht, und da sag' ich, er solle das Maul halten. Aber er hielt's nicht, und da hab' ich ihm ein paar feste runtergewischt. Daß es man so knallte, Frieda . . .“

Das Mädchen antwortete nicht gleich. Die Ruh zermalmte ihr Futter; es war ein leises wiegendes Geräusch. Eine Hummel summte am erblindeten Fenster, und oben im Gebälk, wo sich die Vögel anbauen, piepten ein paar junge Schwalben im Nest.

Es war heiß im Stall und dabei ein schwerer kräftiger Dunst, der vom Boden aufstieg. Fritze drängte das Mädchen gegen die Wand und wollte es abermals küssen. Doch Frieda wehrte ihm.

„Daß das,“ sagte sie, „wir wollen mal ernstlich sprechen.“

„Bin ich nicht ernstlich?“ — Er ließ sie los und wurde trotzig. „Ich habe dir vorgeschlagen: wenn Vater dickschälig bleibt, laß uns durchgehn. Ich habe mir draußen schon mal den Wind um die Nase wehen lassen; wir kriegen überall Stellung und Arbeit.“

„Aber ich will's nicht,“ antwortete sie. „Ich bin nicht wie Tasmanns Hanne oder wie die Zule von Richters. Ob sie mich beklatschen, ist mir ganz gleichgültig, ich will mir aber keine Vorwürfe machen brauchen. Es ist auch nicht bloß von wegen mir. Es ist auch von wegen dir. Ewig kann Piepmaul nicht leben, und wenn du noch mal auf und davon gehst, er kriegt's fertig und vermacht seinen Hof und sein Geld irgend jemand anders. Er hat ja noch Verwandte in Adlich-Bartlau; die lauern schon drauf. Nee, Fritze, so denke nicht. Es heißt warten. Aushalten und warten.“

„Das hör' ich nun schon seit zwei Jahren. Ich habe lange genug gewartet und immer im stillen gehofft, du würdest den Vater doch noch rumkriegen. Aber du bist zu kleimlaut, Frieda. Du mußt ihm mal ordentlich die Wahrheit sagen. Du bist doch die einzige Tochter und hast auch die Mutter hinter dir. Mein Gott, was will denn der Vater! Daß ich damals die Dummheit mit der Fremdenlegion gemacht habe — was ist denn da schließlicherweise dabei!“

„Das ist es auch nicht, Fritze,“ entgegnete das Mädchen. „Er spricht wohl mal darüber und schimpft auf die Franzosen und sagt, bei denen diene ein anständiger Preuße nicht — und dann erzählt er vom Kriege und von Gravelotte — aber das ist es doch nicht. Ich will dir sagen, was es ist. Seit er weiß, daß Piepmaul sozialdemokratisch wählt, ist es aus; er haßt ihn; er spricht nicht mehr mit ihm, er will nichts von ihm wissen. Er hat neulich auch gesagt, du wärst gerade so 'n Sozialdemokrat wie dein Onkel.“

Brettschneider lachte kurz auf. Er hatte einen Palm aus einem Bündel Stroh gerissen, hielt ihn im Munde und zerkaut ihn mit knirschenden Zähnen.

„Blödsinn,“ rief er und spie aus. „Frieda, ich kenne die Welt besser als wie du. Wenn mir Piepmaul heute den Hof übergäbe und ein paar tausend Taler zu — ich wette, da würde es deinem Vater ganz gleichgültig sein, ob der Alte Sozialdemokrat ist oder nicht. Er würde auch nicht muchsen, wenn ich selber sozialdemokratisch wählte. Seit er das Ehrenzeichen hat, spielt er sich wunder wie auf den Politikus auf und hat früher nicht mal gewußt: was ist konservativ und was liberal. Da ist er immer nachgetroddelt und hat gewählt wie die andern. Aber das Geld ist doch noch die Hauptsache für ihn. Er hat Angst, Piepmaul wird alles seiner Schwester in Adlich-Bartlau vermachen statt mir — davor hat er Angst . . .“

Es wurde dunkler im Stall. Durch das kleine, in Eisen gefaßte Fenster mit seiner blinden grünen Scheibe fiel noch ein schmaler Streifen blassen Abendrots. Das Fenster war so verquollen und eingetrostet, daß es sich nicht mehr öffnen ließ. Eine dicke Kreuzspinne hatte ein Netz über das Glas gesponnen. Das zarte Gewebe schimmerte rötlich, und die Spinne war wie von einem violetten Schleier umgeben. Ein feiner rosiger Dunst füllte für eine kurze Zeit den Raum. Der Brodem, der aus dem Streulager der Kuh aufstieg, flimmerte in diesem letzten Abendsscheine, der rasch verglomm. Das Fenster färbte sich grau, und das Grau wurde stetig dunkler.

Frieda lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand, der Kuh gegenüber, einer weißgelben, die noch immer mit regelmäßig hin

und her schiebender Bewegung der Kiefern das Geschäft des Wiederkäuens verrichtete, wobei ihre Flanken und die schweren Euter leise zitterten. Frieda starrte in das zunehmende Dunkel, das sich schon in den Winkeln verdichtete und wie schwarze Trauerseken zwischen den vorspringenden Balken der Decke hing. Sie war ein großes und schönes Mädchen mit frischen blutklaren Wangen, hellen blauen Augen und prächtigem flachsfarbenem Haar, starker Büste und wohlgeformten bloßen Armen, die eigentlich nach frischer Milch dufteten.

Ein tiefer Seufzer straffte das Hemd oberhalb ihres Leibchens. „Ach, Fritz,“ sagte sie, „ach, Fritz — wenn das mit dem Geld doch nicht wäre! Wir müssen warten, es geht nicht anders.“

„Bis es zu spät ist,“ entgegnete Fritz finster. „Was dein Vater will, weiß ich schon. Dem Poladen wird er nicht sagen, daß er ein heimlicher Sozialdemokratiker ist. Ich weiß mehr als du. Wanowski kriegt hier im Leben keine Stellung, und wenn sich der Major v. Albinus auch noch so sehr darum bemüht. Man sagt ihm alles mögliche nach. Nun ist das Neueste, der Apotheker Fahrenheit will sein Geschäft verkaufen. Darum bemüht sich der polnische Doktor. Zehntausend Taler will er anzahlen oder bar geben. Er hat Geld. Ich weiß nicht woher, gestohlen vielleicht, aber er hat Geld. Da könnt'st du Frau Apothekern werden und auf den Gütern verkehren.“

Frieda lächelte. „Es ist recht, das wär' was für mich,“ sagte sie. „Fritze, halt mich doch nicht für dumm. Wenn der Wanowski hunderttausend Taler hätte und wenn du auch nicht da wärst: den würde ich doch nicht nehmen! Nun und nimmer. Er hinkt; der Teufel hinkt auch. Und er hat ein Schielauge. Alle Schielaugen sind böse. Mich schüddert, wenn ich ihn bloß sehe.“

Brettschneider nickte. „Es geht mir grade so, Frieda. Sie sagen, er kuriere den Major v. Albinus langsam zu Tode. Er soll auch Geister beschwören, und bei dem Bäcker Nießsche in Rodnow, weißt du, oben auf dem Berge, wo man so lange nach Wasser gegraben hat, da hat er eine Quelle entdeckt, dazu hat er eine Wünschelrute gebraucht. Geister gibt's nicht und auch keine Zauberei, das sind dumme Geschichten — aber daß er nichts taugt, steht fest. Man braucht ihn bloß anzusehn — er kann keinen festen Blick nicht vertragen; seine Augen gehn immer hin und her. Psui, ist das ein Kerl! Ich bin froh, daß du ebenso sagst. Er ist schon ein paarmal bei deinem Vater gewesen, da will er sich ranschmeicheln.“

„Das will er,“ bestätigte Frieda. „Er will ihn auch umsonst behandeln. Vater leidet doch so am Reißen im linken Bein, das hat Doktor Garbs nicht fortbringen können. Nun hat ihm der

kleine Wanowski eine Zitronenkur verschrieben; den Zitronensaft hat er mitgebracht, den gibt er umsonst. Er will auch keine Kuckstosen. Ich weiß warum. Wenn er hier ist, schnüffelt er überall herum, ob er mich nicht findet. Wenn er mit mir spricht, hat er einen ganz heißen Atem, da redet er immer ruckweise, als hätt' er eine schwere Zunge. Er ist ein greulicher Mensch. Er riecht auch so schlecht. Ich weiß nicht, wonach er riecht. Manchmal wie Baldrian und manchmal wieder nach Knoblauch. Ich kann ihn in den Tod nicht leiden. . ."

Ein knisterndes Geräusch erschreckte die Sprechende. Die Kuh hatte sich auf das Stroh gestreckt und stieß ein behagliches Gähnen aus.

"Fritz, ich muß fort," sagte Frieda hastig. "Ich muß zu den Schweinen, ich muß noch die Hühner in den Stall lassen. Ich muß auch zu Muttern; die wird schon in der Küche sein. Was willst du bei Vatern? Bloß wegen meiner?"

"Ich bring's unter der Hand an, Frieda. Der Rittmeister schickt mich. Ich soll wegen der Wahlvorbereitungen mit Vatern reden. Das kommt zuerst, und dann wollt' ich so busemang von unsrer Sache sprechen."

"Aber ruhig, Friße — nicht heftig werden," bat Frieda. "Du geh' voran, ich bleibe noch, daß sie's nicht merken. Ich wutsche gleich 'rüber in die Schweineställe, da sieht niemand, daß wir zusammen gewesen sind. . ." Sie legte noch einmal ihre Arme um den Hals Brettschneiders, küßte ihn herzlich und drängte ihn dann nach der Tür.

Draußen war es Abend geworden, ein recht kühler Venzabend, dem Nachtfrost folgen konnte. Die Fensterläden in der Wohnstube Doppel-Schulzes waren schon geschlossen, und aus den herzförmigen Ausschnitten drang ein gelbes Licht. Brettschneider trat in den Hausflur. Da war links die Küchentür offen; vor dem Herd stand die Schulzen, hatte den Stiel einer Pfanne in der Hand und buk Kartoffelpfinsen. Auf ihrem gutmütigen und freundlichen Gesicht lag der Widerschein des Herdfeuers.

"'n Abend, Schulzemutter," rief Brettschneider in die Küche. "Ist der Vater nicht da? — Wetter, was riecht das gut! Da möchte man gleich dableiben."

Die Schulzen schaute auf. "Ach, du bist's, Friße," sagte sie und dabei schüttelte sie die Pfanne, "willst du mitessen? Warte, ich gebe dir einen Plins."

"Danke schön, Schulzemutter, aber ich habe keine Zeit. Ein andermal. Ist Vater drüben?"

"Ja, er schreibt."

Brettschneider schwankte einen Augenblick. Dann trat er rasch in die Küche. „Hört mal, Schulzemutter,“ sagte er in bittendem Tone, „Ihr könntet doch einmal ein Wort für uns einlegen — für die Frieda und mich. Ihr seid doch die Frau.“

Die Schulzen blieb ruhig bei ihrer Arbeit. Sie schüttelte den Kopf. „Das wär' ganz verkehrt, Friße,“ antwortete sie. „Ich bin sechsundzwanzig Jahre verheiratet. Da hab' ich Batern kennen gelernt. Dem darf man nicht dreinreden. Am allerwenigsten die Frau. Er hält nicht viel von den Weibern. Du weißt's ja alleine.“

Brettschneider nickte ärgerlich. Es war im Dorfe bekannt, daß der Doppel-Schulze sich gern als Frauenfeind aufspielte. Er war ein origineller alter Kerl, in dessen Kopfe zuweilen absonderliche Ideen keimten. Schon als junger Mensch hatte er um jedes Mädel einen weiten Bogen beschrieben. Man erzählte sich, seine jetzige Frau habe ihn mit eigener List und Tücke eingefangen und gewissermaßen überwältigt. Sie mochte es oft genug bereut haben. Der Schulze war nicht schlecht zu ihr; schlecht konnte er überhaupt nicht sein. Aber er beachtete sie wenig und sprach fast gar nicht mit ihr. Er war überhaupt eine verschlossene Natur. Im Schulzenhof fiel selten ein überflüssiges Wort. Hier herrschte immer eine eigentümliche Ruhe, und sie schien auch das Getier anzusteden. Der Hund heulte nicht, der große gelbe Hahn war förmlich melancholisch, und legte eine Henne ein Ei, so gaderte sie nur zart und ohne viel Lärmen; es war ein stilles Gehöft.

Der Weiberhaß des Schulzen sollte von einer ersten unglücklichen Liebe zu einer schönen Jüdin in Rodnow herrühren, einer Schwester des Getreidehändlers Bernstein, die sich in einem Schwermutsanfall ertränkt hatte. Aber das vermutete man nur. Jedenfalls war der Schulze ein verquerrer Kopf. Wenn im Dorfe eine Verlobung war, ging er hin und kondolierte mit trübseliger Miene; bei kirchlichen Hochzeitsfeiern trug er einen Trauerflor. Er besaß ein altes Buch, betitelt: „Beweis, daß alle Sünde in dieser Welt von den Weibern hergeleitet ist“; das kannte er beinahe auswendig. Es gab manche, die meinten, es sei nicht recht richtig mit ihm. Aber sein Schulzengeschäft besorgte er ordnungsgemäß; da hatte man nicht über ihn zu klagen. —

Brettschneider klopfte bei ihm an. „Herein,“ rief Schulze. Er saß an seinem Tisch, auf dem eine Lampe brannte, und schrieb auf einen Foliobogen einen Bericht an das Landratsamt. Er war ein kleiner Mann, hager und ausgetrocknet, mit einem schmalen Gesicht, ganz bartlos, scharfen Lippen, großer Nase und einer Brille, die er aber nur beim Schreiben trug. Er schrieb immer mit Gänsefedern, die er sich selber zuschnitt. Neben ihm lagen

die letzten Nummern des Amtsblatts und der Gesetzsammlung und ein Register der Feuersozietät.

„'n Abend, Schulze,“ sagte Brettschneider, trat näher und reichte ihm die Hand.

Schulze rückte die Brille auf die Stirn, ohne eine Miene zu verziehen, und erwiderte: „'n Abend, Brettschneider. Kommst du zu Besuch oder willst du was? Ich habe zu schreiben.“

„Ich bringe was,“ erwiderte Friß. „Ich komme vom Rittmeister.“

Der Schulze spritzte erst die Feder aus, steckte sie in den Mund, um die Linse abzulecken, trocknete sie hierauf an einem Zipfel seines Rocks und legte sie vorsichtig beiseite. „Dann setz dir,“ sagte er. Er faltete die Hände und sah Brettschneider aufmerksam an.

„Also, Schulze,“ sagte dieser, „es ist von wegen der Wahl. Wir suchen einen sogenannten Vertrauensmann.“

„Wer ist, wir?“

„Also der Rittmeister, wenn Ihr das lieber hört. Ihr wißt ja doch, wie die Sache steht. Es ist gar keine Aussicht vorhanden, daß der Graf Barby den Kandidaten der Sozialdemokraten besiegen wird. Die Strömung hier ist jetzt gegen die Konservativen. Das mag unrecht sein, aber es ist doch mal so, dagegen läßt sich nichts sagen. Nun ist beschlossen worden, einen Kandidaten der Deutschsozialen aufzustellen.“

„Das hört' ich,“ sagte der Schulze. „Als wie wer hat das aber beschlossen?“

„Ein Komitee, dem unser Rittmeister und der Herr v. Sadert auf Wendhusen angehören. Die haben den Doktor Gößel aufgestellt, den Begründer der deutschsozialen Partei, den reichen Fabrikanten, dem auch Langenpfehl gehört. Die Konservativen sind nicht zufrieden damit, das steht fest; aber wenn sie sehen, daß sie nicht durchkommen, werden sie ihre Stimmen wohl auch dem Doktor Gößel geben. Denn von dem trennen sie nur einige wirtschaftliche Fragen und nicht solche politischer Natur, die doch wichtiger sind. Wir möchten nun gern, daß Ihr zur Wahlzeit der Vertrauensmann der Deutschsozialen werdet und Euch ein bißchen für die gute Sache umtut.“

Der Schulze war ganz ruhig, fast bewegungslos, mit seinen gefalteten Händen sitzen geblieben. Er hatte eine etwas monotone Sprache; sie klang merkwürdig knisternd, aber schwoll niemals an; sie war immer auf den gleichen Ton gestimmt wie ein Instrument mit einer einzigen Saite.

So sagte er denn auch ohne Erregung: „Du bist ein Überläufer, Brettschneider. Du warst früher selber Sozialdemokrat. So einem Überläufer traut man nicht. Du bist ein Überläufer.“

Friz wurde purpurrot. Er fuhr heftig auf. „Wenn Ihr's nicht wär't, Schulze,“ rief er zornig; „wahrhaftig, wenn Ihr's nicht wär't, ich würde verfluchtig anders sprechen! — Ein Überläufer! Das klingt wie Verräter. Ich bin kein Verräter. Es ist wahr, ich habe mich mal bereden lassen — von Piepmal und von Littmann, die haben mich 'rumgekrigt, und da habe ich meinen Zettel für den Sozialdemokraten abgegeben. Das ist lange her, ich war damals noch ein dummer Junge. Und das soll mit heute noch anhängen?!“

„Nu nu,“ sagte der Schulze, „du brauchst dich nicht aufzuregen. Aber ich möchte doch fragen: was ist denn eigentlich für ein Unterschied zwischen euern Deutschsozialen und den Sozialdemokraten? Der Herr Landrat sagt, man sähe gar keinen.“

„Ihr tötet schon besser, Schulze, Ihr fragtet den Rittmeister darnach und nicht den Landrat. Die deutschsoziale Partei ist monarchisch und national, Schulze. Freilich, sie tritt auch für die Arbeiter ein, aber anders wie die Sozialdemokraten. Der Rittmeister wird demnächst eine Versammlung einberufen und eine Rede halten und die Ziele der Partei näher erklären. Ihr könnt Euch aber jetzt schon ein ungefähres Bild davon machen, wie sich die Führer der Partei in Zukunft das Arbeiterwohl denken und vorstellen, wenn Ihr Euch die neuen Einrichtungen in Wendhausen und Langenpfehl und in den Fabriken des Doktor Göffel in Berlin anseht. Ihr braucht auch gar nicht so weit zu gehen: unsere Arbeiterkolonie kann Euch schon einen Begriff davon geben.“

Jetzt bligte es in den trüben Augen des Schulzen auf; seine hageren, sonst immer gelblich blassen Wangen röteten sich, und die rostig klingende Sprache wurde lebendiger. Er schlug mit der Hand auf den Tisch und rief: „Quatsch! Jawohl, Quatsch — erzähl es dem Rittmeister wieder, Quatsch hätte der Doppel-Schulze zu allen euern sogenannten Bestrebungen gesagt! Hör mal zu, du Esel, ich will dir's deuten, warum ich behaupte, Ihr arbeitet den Sozialdemokratischen und der öffentlichen Ungehörigkeit und der allgemeinen Zwiespältigkeit bloß in die Hände. Ich hatte einen Knecht, er hieß Anton, du hast ihn gekannt —“

„Gewiß kenne ich ihn,“ fiel Friz ein, „er ist jetzt bei uns.“

„Laß mich ausreden — halt's Maul — er ist jetzt bei euch, haha, das ist es ja grade! . . .“ Der Schulze fuhr mit der rechten Hand an sein Bein; das schmerzte plöblich. Er durfte sich nicht ärgern, da hub das Reißen an. Trotzdem fuhr er grimmig fort: „Er war brauchbar, ich gab ihm achtzig Taler und sein Deputat. Da kam er und sagte: auf dem Dominium kriegen die Knechte hundert Taler und drüber. Ich legte ihm zehn Taler zu; er war

brauchbar, und ich wollte ihn behalten. Da kam er wieder und sagte: auf dem Dominium wird während der Ernte die Überarbeit extra bezahlt. Ich sagte: bei mir gibt's keine Überarbeit; mein bißchen kriegen wir regelrecht 'rein. Da lacht er mich an und meint: aber die Überarbeit ist doch auch ein Verdienst. Brettschneider, er kam mit immer mehr: die Kammer neben dem Heuboden paßte ihm nicht mehr; er wolle ein Stück Gartenland haben; er hat mit dem Essen gemäkelt; auf einmal wollte er sich auch verheiraten. Da hab' ich ihn 'rausgeschmissen. Und nu' will ich dir mal was sagen, Brettschneider. Bis jetzt hab' ich noch keinen neuen Knecht gekriegt. Wir werden bald überhaupt keinen Knecht mehr kriegen und keine Magd. Und dadran seid Ihr bloß schuld! Und warum seid Ihr dadran schuld? Weil Ihr die Leute verrückt macht. Wer so reich ist wie der Rittmeister und Herr v. Gädert und Doktor Gössel, der kann sich das leisten und seine Leute in tap'zierte Stuben setzen und wie die Puppen 'rausputzen. Aber wir können's nicht. Und wir haben das Nachsehen, denn wenn sie bei Euch so verwöhnt werden, kommen sie nicht mehr zu uns. Und dieserhalb sage ich: Ihr Deutschsozialen ruiniert uns Bauern. Verstehst du? Da werd' ich den Teibel tun und mich für euch verintressieren! . . ."

So lange hintereinander hatte der Doppel-Schulze selten gesprochen. Er schien auch ganz erschöpft. Er hustete und rieb sich mit der flachen Hand sanft das schmerzende Bein. Die Schulzen öffnete die Zimmertür und fragte: „Kann denn nu' gegessen werden, Vater?“ — „Warte noch,“ antwortete ihr Mann, „ich hab' noch zu tun . . .“ Er rückte die Lampe beiseite, um Fritz bequemer ansehen zu können. „Das kannst du deinem Rittmeister wiedererzählen,“ sagte er, „das kannst du. Ich will keine Vertrauensstellung bei den Deutschsozialen. Ich danke dadavor.“

Brettschneider stand auf und stellte seinen Stuhl wieder an die Wand.

„Schulze, ich werd's vermelden. Es ist gut, es wird sich ja leicht ein anderer finden. Aber das möcht' ich doch noch sagen: wer soll denn, frage ich, mit der Arbeiterfürsorge anfangen, wenn nicht die, die es am ehesten können, also die reichen Leute? Und es soll doch auch bloß sozusagen ein Vorbild sein; es soll nicht jeder gleich neue Häuser bauen und die Leute 'verwöhnen', wie Ihr sagt; aber es soll jeder nach seinen Mitteln und Verhältnissen sich Mühe geben, die Lage der Landarbeiter, der Knechte, Mägde und Tagelöhner nach Möglichkeit zu verbessern. Seht mal zum Beispiel die Mägde. Gleich nach der Konfirmation vermietet sich so was. Da haben die Mägde im Stall und auf dem Felde zu tun. Nun heiraten sie und können ihrem Mann noch nicht

einmal einen Knopf annähen, können weder flicken noch kochen. Was ist denn das für eine Häuslichkeit, die sie ihrem Manne, wenn er abgerackert heimkommt, bieten können? Bei uns in der Kolonie lernen sie nähen und kochen und noch mehr. Das werden andre Frauen, sag' ich Euch, als die verprügelten Tagelöhnerinnen, die nicht viel mehr als Sklavinnen sind und nicht einmal wagen, sich ihrer Haut zu wehren, wenn sie einen Fußtritt bekommen."

"Gibt mir nur auch noch die Weiber auf!" sagte der Doppel-Schulze, "das fehlt ja noch — das hat bloß noch gefehlt! Wer hat die Erbsünde in die Welt gebracht? War's Eva oder ist es der Adam gewesen?! Wer führt uns denn an der Nase herum, wenn nicht das Weib! Wer ist die Wurzel allen Übels? — Ich könnte dir ein Buch geben, dadrin steht alles verzeichnet, was uns vom Weibe Schlimmes gekommen ist, von Erschaffung der Erde bis auf die gegenwärtige Zeit. Kriege haben die Weiber angefangen und Menschen zu Haufen gemordet und wie die Wilden gehaust, es steht zu lesen von Jahrhundert zu Jahrhundert, von den alten Römern an, die in Italien wohnten, in Frankreich, wo sie die Revolution gemacht haben, und selbst bei uns in Preußen. Die Männer sind von allezeit die Betrogenen gewesen; es sagt die Schrift und dies lehrt uns die Geschichte. Wir sehen's auch alle Tage. Sei'n wir doch froh, wenn das Weib still ist und es muckt nicht. Es soll dem Mann unterworfen sein, so hat Gott selber gesagt. Derrweilen kommt ihr mit euren Neuerungen und erzählt ihr, was sie aufständisch macht; das ist wie bei den Sozialdemokraten, die die allgemeine Gleichheit wollen. Ich will sie nicht ..."

Brettschneider zuckte kaum sichtbar mit der linken Schulter. Ihm war zum Lachen zumut, aber er blieb ernst. Er trat dicht an den Tisch heran und sagte: "Schulze, Ihr habt nichts übrig für die Weiber, es ist nichts Neues. Zwei habt Ihr im Hause. Gebt mir das eine. Gebt mir die Frieda zur Frau."

Da zeigte der Doppel-Schulze nur stumm nach der Tür.

Fritz verstand wohl, doch er ging nicht. Er blieb stehen und drehte die Miße in seiner Hand. "Bitte, Schulze," sagte er noch einmal mit tiefer Weichheit im Ton, "gebt sie mir doch. Sie nimmt keinen andern, fragt sie nur ... Ich weiß ja, was Ihr wollt. Ihr wollt, der Onkel soll die bestimmte Erklärung abgeben, daß ich sein Erbe bin. Das tut er nicht — schon aus Aberglauben nicht; da meint er, er müsse sich morgen hinlegen und sterben. Aber daß ich wirklich sein einziger Erbe bin, das hat er mir erst neulich wieder gesagt, als ich mich mit ihm ausgesöhnt habe."

„Hat er sein Testament gemacht?“ fragte der Schulze.

„Er sagt, ja“. Aber wäre keins vorhanden, wenn er stirbt, es wär' auch nicht gefährlich. Dann fiele die Hälfte mir zu, die Hälfte der Tante in Adlich-Bartlau. Es bliebe genug für mich. Ich kann heute schon die Frieda erhalten, wenn Ihr ihr auch keinen Pfennig mitgeben wolltet. Was quält Ihr uns so!“

Der Schulze schien die letzten Sätze geflüstert zu überhören. Er nahm seine Brille ab und steckte sie in das Futteral. Dann stand er auf. „Brettschneider,“ entgegnete er, „ich glaube nicht, daß du lügst. Aber Piepmaul lügt. Er hat dir vielleicht gesagt, du solltest sein Erbe sein. Du wirst's doch nicht. Daß du dich an den Rittmeister gehängt hast, vergibt er dir nie. Er hat damals den Prozeß wegen der Wiesengrenze an den Rittmeister verloren; da bist du gegen ihn aufgetreten. So fing's mal an. Und nu' bist du auch politisch sein Feind geworden. Nicht 'n Pfennig hinterläßt er dir. Ich weiß es.“

„Brauchte er mir dann das Gegenteil zu sagen!“ rief Brettschneider erregt. „Könnte er nicht einfach sagen: du bist enterbt — was ich habe, das kriegt die Schwester in Bartlau!“

Ohne zu antworten, ging der Schulze zur Tür und öffnete sie. „Mutter,“ rief er hinaus, „nu' ist's soweit, nu' können wir essen. Der Brettschneider ist hier, vielleicht daß er mittißt.“

Frieda kam, den Tisch abzuräumen. Sie nickte Fritz freundlich zu und fragte: „Bleibst du hier?“ — Hinter ihr erschien die Schulzen. Sie brachte die große braune Kaffeekanne und einen Teller voll Plinzen.

Brettschneider schüttelte den Kopf. Es zuckte über sein Gesicht, doch er blieb ruhig. „Ich danke, Frieda,“ erwiderte er, „es ist schon besser, ich geh'. Es ist am Ende auch besser, ich komm' nicht wieder . . .“ Er holte tief Atem, als wolle er noch mehr hervor-sprudeln; aber er spürte einen harten Druck an der Kehle, der ihn nicht reden ließ. Er fürchtete auch, es würden die Tränen quellen; er schämte sich deren.

Er riß die Tür auf. „Gute Nacht allerseits“ — da war er schon draußen.

Vor dem Hause blieb er stehen. Nun dachte er daran: er hätte Frieda noch die Hand reichen können. Er war wie ein ungezogener Junge davongelaufen. Das ärgerte ihn. Sein ganzes Herz war voll Bitterkeit.

Er pflanzte die Hände in die Hosentaschen und schritt den Garten-zaun entlang. Mechanisch schaute er zu dem lichtblauen, voll aus-geklärten Himmel auf. Es war kalt. Und mechanisch sagte er sich: es wird Frost geben, die jungen Gemüse sind zum Teufel, es wird wieder kein Obstjahr; vielleicht frieren auch die Saaten aus,

Er griff mit der Hand in einen über den Zaun hängenden Zweig voller Rirschblüten; sie rieselten in Massen zur Erde, als er den Zweig wieder zurückschnellen ließ. Schabe, sagte sich Fritsch, sie haben so gut angelegt.

Die Weitaub von seinen Schmerzen wandernden Gedanken beruhigten ihn. Auf dem Anger blieb er abermals stehen, um sich eine Zigarre anzuzünden, die locker in seiner Westentasche steckte. Er warf das brennende Schwefelholz spielend in die Luft und wunderte sich, daß es im Fluge nicht verlosch; es brannte auf der Erde aus.

Es war erst neun Uhr abends, aber das Dorf schien schon zu schlafen. Im warmen Sommer schlichen um diese Zeit die Liebespaare umher, und die jungen Burschen trieben hinter Hecke und Zaun ihre übermütigen Streiche. Aber heute war es fast winterlich. Brettschneider fröstelte. Es war lächerlich. Jetzt, Anfang Mai, konnte man noch einmal seine warmen Sachen herausfuchen.

Er wandte sich dem Krüge zu; da wollte er ein Glas Grog trinken. Aber er sah im Hause Piepmauls noch Licht. Mit dem Onkel hatte er sich wieder vertragen; der äußere Friede war hergestellt. Freilich, Fritsch wirtschaftete nicht mehr für den Alten; er wohnte auch draußen in der Kolonie. Doch man hatte sich die Hand gegeben und gelegentlich sogar bei einigen Flaschen Rotwein, die Fritsch spendiert hatte, von neuem angefreundet. Der Rotwein stammte aus dem Krüge und war greulich. Aber die Zunge Piepmauls hatte längst die Geschmacksfähigkeit verlernt; es kam ihm nicht darauf an, rohen Spiritus zu trinken.

Als Fritsch das Licht im Häuschen des Onkels sah, fiel ihm bei, es könne von Nutzen sein, wenn er den schrecklichen Alten wieder einmal besuchte. Das Gerede des Doppel-Schulze hatte ihn doch stutzig gemacht. Er glaubte nicht, daß Piepmaul zugunsten seiner verheirateten Schwester in Bartlau testiert habe; es war bekannt, daß die Geschwister sich bis auf den Tod befehdeten, daß sie sich grimmig haßten; es war nicht daran zu denken, daß Piepmaul der Bromnizen auch nur einen Wandnagel hinterlassen würde. Trotzdem — Fritsch war ein wenig in Sorge. Die Aussicht auf dieses Erbe war seine Zukunft.

Er ging dem blassen gelben Licht entgegen, das hinter dem Rotdorn vor dem Hause des alten Brettschneider schimmerte.

II

Es waren drei Jahre her, daß Fritsch heimgekehrt war. Piepmaul wollte eines Abends zu Bett gehen, als es stark an die Haustür klopfte. Draußen stand Fritsch, sein Felleisen auf

dem Rücken, den Knotenstock in der Hand, wie ein Wanderbursche, und sagte freundlich: „Schönen guten Abend, Onkel — da bin ich wieder.“

Piepmaul war ein verstoffener alter Kerl, ein schmutziger Geizhals, ein Zankteufel und Prozeßfucher; er war wirklich ein Ekel. Aber hatte etwas, das man an ihm bewundern konnte: er ließ sich nie verblüffen. Bei Sedan hatte ihm eine Flintenkugel die Stummelpfeife aus dem Munde gerissen; das hatte er sehr plästerlich gefunden und lustig darüber gelacht. Eines Nachts schlug der Blitz in das Zimmer neben seiner Schlafstube; Piepmaul zog sich erst ganz gemächlich an und ging dann ruhig zum Schulzen, um Feuer anzumelden. So zeigte er auch keineswegs Erstaunen, als er seinen Neffen so unvermutet nach langjähriger Abwesenheit wieder vor sich sah, sondern sagte nur: „Du verdammtiger Kuntreiber, hättest du nicht auch am Tage kommen können! ...“

Schon nach einer Woche hatte sich Fritz wieder völlig in die alte Tätigkeit eingearbeitet. Piepmaul besaß für sein ganz statthches Anwesen nur einen Knecht und eine Magd. Aber er faßte noch selber zu. Schwer wurde ihm nur am Morgen das Aufstehen. Da war er so schlaff, daß er sich kaum erheben konnte. Doch hatte er erst sein Achtelchen Branntwein im Magen, dann wurden die Glieder wieder beweglich. Er besaß von Natur gewaltige Kräfte und eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit. Er war jetzt vierundsiebzig Jahre, und noch bis in die letzte Zeit hinein, ehe die asthmatischen Beschwerden seine Kräfte zerrieben, hatte er sich um alle Einzelheiten der Wirtschaft selbst bekümmert. Er traute weder dem Knecht noch der Magd. Sie stahlen beide, er mußte immer hinterher sein und sein Auge überall haben. Er war so geizig, daß er krank werden konnte, wenn die Magd aus Versehen ein Ei zerschlug oder der Knecht ein paar Strohhalme liegen ließ.

Aber auch er fühlte das Alter, und da kam ihm Fritz grade recht. Fritz nahm wieder die alte Stellung im Hause ein. Er führte die Wirtschaft, doch er war kaum mehr als ein Knecht; er war im Grunde genommen weniger, denn er erhielt nicht einmal Lohn. Aber er fragte nicht darnach: er war glücklich, wieder daheim zu sein und auf dem Felde schaffen zu können. In den ersten Tagen befand er sich in einem förmlichen Freudentaumel. Er blieb von morgens drei Uhr bis zum Abend draußen und ließ sich zuweilen auch Mittagessen und Besperbrod auf das Feld bringen. Arbeitete er nicht selbst, so strich er zwischen den Adern umher, prüfte den Saatenstand, wühlte in der Erde, um sich vom Ansetzen der Kartoffeln zu überzeugen, zerrieb eine Ahre zwischen den Fingern oder maß die Höhe des Roggens auf diesem und jenem Felde. Oder er streckte sich zur Mittagsrast im Graben

aus und schaute in die blaue Unendlichkeit, freute sich an dem Auf und Ab der Lerchen, an dem Duft des Klee, an dem grünen Wiegen des Glases und der gelben Flut der Lupinen.

An Weg und Steg, an Acker und Wiese und Wald und Rain knüpften sich tausend Erinnerungen. Der ganze Sonnenschein seiner Kindheit lag hier draußen unter der Sonne des Himmels. Der Vater war Chausseeinnehmer gewesen, der hatte ein Stubenmädchen aus dem Stockhausener Schlosse geheiratet. Beide waren früh gestorben. Piepmaul, der Stiefbruder des Chausseeinnehmers, wurde Fritz's Vormund. Glücklicherweise hatten die Eltern ein paar tausend Mark Ersparnisse hinterlassen, so daß für die Erziehungszeit des Jungen gesorgt war, die denn auch über das Bäuerliche hinausging. Dann aber kamen schlimme Tage. Der Onkel nahm Fritz zu sich; er sollte die Wirtschaft erlernen. Piepmaul war ein geriebener Alte. Die Aussicht auf die einstige Erbschaft köderte Fritz. Der Onkel nahm ihn hart heran; Fritz mußte gewaltig schuften; wie gebrochen sank er des Abends in sein Bett. Die Dienstzeit bei den Kurfürstdragonern war ein Lichtblick, dann kam von neuem die Fron unter der harten Faust des Oheims. Und dann schlich sich Littmann an den verzweifeltsten jungen Menschen heran, und in einer Sommernacht brannten die beiden durch. —

Nun war Fritz Brettschneider wieder daheim. Aber er arbeitete nur für den mürrischen Alten. Die Bauern lachten ihn aus; er war ein rechter Narr, jeder Knecht stand sich besser als er. Schließlich sah Fritz es selber ein: so ging es nicht weiter. Sein letztes Ersparnis war aufgezehrt; er brauchte Geld für Kleidung und Tabak, für sein Glas Bier und die gelegentlichen kleinen Ausgaben. Es war ja auch lächerlich; Piepmaul sah zu, wie er sich für ihn von früh bis spät abarbeitete, und der geizige Alte hielt selbst zur Weihnachtszeit die Taschen zu.

Grade an einem Weihnachtsabend war es, da kam es zwischen Oheim und Neffen zu einer heftigen Aussprache. Fritz beanspruchte Lohn. Piepmaul war betrunken; er schrie und brüllte, er schlug mit der Faust auf den Tisch. Was — Lohn?! Er, der Erbe, der Sohn des Hauses? Wo war das Sitte? ... Wilhelm Krause, der Nachtwächter, ging draußen vorüber und blieb stehen! Er hörte die streitenden Stimmen und wunderte sich. Das war ja ein seltsames Weihnachtsfest. Er schielte durch das Fenster, vor dem der Laden noch nicht geschlossen war. Da drinnen glänzte kein Lichterbaum; die Lampe brannte düster und blakte, auf dem Tisch stand die Schnapsflasche. Und zwei standen sich mit drohenden Mienen gegenüber; der schreckliche Alte hob die knöchernen Faust, als wolle er zuschlagen ... Das war in der Weihnachts-

Vom ersten Januar ab trat Fritz in den Dienst des Rittmeisters Graetz. Er wurde zunächst als Vertreter des Bogts engagiert und wurde dann Verwalter der Kolonie. Der Rittmeister hatte ihn persönlich gern, schätzte auch seine Brauchbarkeit; so eine intelligente Kraft hatte er sich längst gewünscht. Mit Piepmaul kam eine flüchtige Ausöhnung zustande. Der Alte war tüdtsch; er entbehrte Fritz. Aber er sagte kein Wort darüber. Als Fritz eines Abends, unter jedem Arm eine Weinflasche, bei ihm erschien, kniepte er sich mit ihm fest und war ganz vergnügt. Fritz mußte noch ein paar Flaschen aus dem Krüge holen. „Na, Onkel,“ sagte er, als er sich in später Nacht verabschiedete, „ich freue mich, daß wir uns wieder vertragen haben. Man kann ja verschiedener Meinung sein und sich auch einmal zanken; aber schließlicherweise, grade wir zwei beide — was Brettschneider heißt, hält doch immer zusammen . . .“ „Versteht sich,“ entgegnete Piepmaul und drückte dem Neffen die Hand. Seine kleinen Augen, rote Striche zwischen entzündeten Lidern, funkelten boshaft. —

Die Wohnstube Piepmauls lag nach der Dorfseite hinaus. Es war ein unsauberes und unwirtliches Gemach. Auf der Ofenbank hatte sich die Kaze zusammengerollt; unter der Bank schlief ein Fleder von fragwürdiger Abstammung; er hatte zwar die typischen Flederbeine, aber dazu die gespaltene Nase einer Dogge, den Schweifansatz eines Pointers und wasserblaue Augen; es war ein Uding von Fleder, ein Rassenphänomen. Man hieß ihn ‚Blubber‘, seiner eigentümlichen Bellaute halber.

An der Längswand, der Tür gegenüber, stand ein altes Sofa mit Lederbezug. Auf diesem saß Piepmaul in Hemdsärmeln: ein sehniger Greis mit einem Gesicht wie aus Kork und weißen Bartstoppeln an Kinn und Wangen. Er hatte soeben zwei Schnapsgläschen mit Rum gefüllt und die Flasche wieder auf den Tisch gestellt; dort lagen zwei Zeitungen: das Kreisblatt und der ‚Vorwärts‘.

Piepmaul gegenüber, auf einem Küchenschemel, saß Doktor Wanowski: breitbeinig, die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, aber das Gesicht dem Schein der kleinen, schlecht brennenden Lampe abgewendet. Es war dies ein seltsames Gesicht; es hätte schön sein können ohne den schielenden Blick des rechten Auges. Trotzdem lag auch in den dunkeln Augen ein Ausdruck von Bedeutung, eine faszinierende Kraft und das Leuchten großer Intelligenz. Das Beherrschende des Gesichtes aber war die hohe, breite und edige Stirn, über der schwarzes Haar sich lockte. Der Kopf war auffallend groß, die Gestalt klein und zierlich. Es fehlte jegliche Harmonie. Der Doktor sah wie verwachsen aus. Ging er, so schleifte er den linken Fuß nach.

Wanowski war vor fünf oder sechs Jahren in die Gegend gekommen, irgendwoher aus dem Polnischen. Er gedachte in Friedau, einem hübsch gelegenen Städtchen an der oberen Pleiße, ein Sanatorium zu begründen. Aber die Stadtvertretung wünschte kein Krankenahyl; auch bei den Bürgern machte Wanowski sich unbeliebt. Man zettelte eine förmliche Verschwörung gegen ihn an; der Wirt des einzigen Gasthofes in Friedau wies ihm die Tür. Nun wandte Wanowski sich nach Rodnow. Er wollte den Doktor Harbs, dessen ärztliche Begabung zu wünschen übrig ließ, aus dem Sattel heben. Aber Harbs war ein Eingeseffener; man hatte sich an ihn gewöhnt, gewissermaßen auch an seine Medizinen. Er verkehrte auf allen Gutshöfen; sein gespenstischer Schimmel trabte über alle Landstraßen; man war auch neugierig, ob er denn nun endlich das geheimnisvolle Heilserum finden würde, von dem er seit Jahren sprach. Man ließ Harbs nicht fallen. Es kam dazu, daß Wanowski durchaus kein Gesellschaftsmensch war. Er trug immer schmutzige Wäsche und hatte unappetitliche Finger. Dabei war er ein skeptischer Räsonneur, der alles besser wußte und ein gefährliches Mundwort besaß; schließlich war er Pole, es hieß auch, er sei ein getaufter Jude. Alles das vertrug man auf den Gutshöfen nicht. Er gab überall seine Karten ab. Niemand empfing ihn, niemand lud ihn ein; er fand keine Praxis.

Da wurde er verdrissen. Nun blieb er erst recht. Er mußte wohlhabend sein. Er kaufte sich ein Haus in Rodnow, eine verlassene Villa an der Chaussee. Dann suchte er mit Bürger und Bauer Verbindung. Er begann damit, die Armeren umsonst zu kurieren, er hatte auch Glück. Man erzählte von seinen Wunderkuren; dem einen hatte er die Wassersucht vertrieben, ein schwindsüchtiges Mädchen geheilt, eine Diphtheriekrante gerettet, die Harbs schon aufgegeben hatte. Ein besonderer Fall machte viel von sich reden. Der Bäcker Nießsche besaß ein halbwüchsiges Töchterchen, ein armes anämisches Kind, das an Halluzinationen litt, die zu bestimmten Stunden wiederkehrten. Harbs hatte das Mädchen in eine Anstalt schaffen wollen; da versuchte es Wanowski mit einer hypnotischen Kur, die vollkommen glückte. Die Wahnvorstellungen schwanden, und die Eltern waren glücklich. Durch diese Kur wurde der Major v. Albinus auf Wanowski aufmerksam. Der Major hatte nach Sechszundsechzig den Abschied genommen und sich das alte ehemalige Templerloß bei Rodnow gekauft, eine pittoreske Ruine, in der nur noch wenige Zimmer bewohnbar waren. Aber Albinus war ein merkwürdiger Sonderling, den die romantische Lage und die Abgeschiedenheit lockten. Er war immer ein Grübler und ein Phantast gewesen. Schon als Offizier hatte er eine Broschüre veröffentlicht, die den Nachweis

zu führen versuchte, daß das ganze Leben Jesu nur die Vision eines einzelnen gewesen sei. Es war ein verrücktes Buch, aber es erregte auch Anstoß, so daß der Major seinen Abschied nehmen mußte. Er hatte sich von jeher gern mit Spiritistischem und Über-sinnlichem beschäftigt, und man glaubte, daß er gemeinsam mit Wanowski in der Einsamkeit seines Eulennestes allerhand tollen okkultistischen Unfug treibe. Jedenfalls war Wanowski, dem Wünsche des Majors folgend, ganz in das Schloß übergesiedelt. Er galt gewissermaßen als sein Leibarzt. Der Major litt an Herzbeschwerden; so hieß es auch nach außen hin. Tatsächlich hielt sich der wunderliche Mann für „magnetisch vergiftet“ und ließ sich von Wanowski in eigentümlicher Weise le-handeln.

Eine anonyme Anzeige bei der Staatsanwaltschaft in Frankfurt hatte den Polen schon einmal als Schwindler und Kupp-sucher darzustellen versucht. Aber die Behörde fand keinen An-laß, gegen ihn einzuschreiten. Er wurde bei den kleinen Leuten im Gegenteile immer beliebter. Er galt auch als Quellenfinder, der aus sterilem Boden springendes Wasser zu loden verstand. Je verhaßter er auf den Gütern wurde, um so stärker wurde seine Herrschaft beim Volke. Er nützte sie mit Vorsicht aus; er hatte seine bestimmten Pläne. Eine Beschützerin hatte er in Frau Annafreda Graef gefunden; sie behauptete, es gäbe keinen, der sich so ausgezeichnet auf Kopfmassage verstehe wie er. „Ich halte ihn für einen sehr tüchtigen Arzt,“ hatte sie gelegentlich gesagt. „Ich halte ihn für eine tüchtige Kanaille,“ hatte ihr Mann er-widert. —

Seine langen, mageren, an den Gelenken nie ganz sauberen Finger hielten das Schnapsglas umspannt, das Piepmaul neu mit Rum gefüllt hatte.

„Wo haben Sie bloß diesen ausgezeichneten Jamaika gestohlen, Brettschneider?“ fragte er.

Piepmaul grinste. „Fein, nicht wahr?“ entgegnete er. „Da hab’ ich mal drei Fäßchen bekommen, als Ersatz für nicht gezahlte Hypothekenzinsen. Aber nu’ geht er auf die Reige.“

„Alterchen, ich hab’ Ihnen schon ein paarmal gesagt: Sie sollen das ver-teufelte Sausen lassen. Ein Glas Rotwein tut’s doch auch. Aber das ist Ihnen wieder zu teuer. Für wen spart man denn eigentlich? Für den Bengel, den Frize? Der war immer ein undankbarer Strolch. Er ließ Ihnen davon, und Sie haben ihm doch wieder Ihr Haus geöffnet. Er ließ Ihnen von neuem davon; daß Sie in Ihrem Alter eine Stütze brauchen, daran dachte er nicht. Er ging zum Rittmeister. Ist ja wohl auch Ihr Freund, der Herr Rittmeister?“

Der alte Bauer schielte böß zu dem Polen hinüber. „Woll'n Sie mich zum besten haben — he? Mein Freund? Anderthalb Morgen Wiese hat er mir gestohlen. Hat einen Meineid geschworen —“

„Und Friße mit. War sein Zeuge im Prozeß.“

„Friße mit,“ wiederholte Piepmaul. Er versank in Brüten. Seine Augen wurden ganz klein, die Gesichtszüge schlaff. „Friße mit,“ sagte er nochmals. „Auf seinen Schwur kam's an. Die Weiden wären immer die Grenze gewesen, hat er beschworen ... Er hat lange in mich 'rein geredet. Doktor, es ist verflucht. Ich habe nicht Kind, nicht Regel. Ich bin ein alter verpöffter Kerl und steh ganz allein. Der Friße ist der einzige, der sich noch manchmal um mich kümmert.“

Banowski lachte auf. „Hat's auch nötig, Piepmaul, sonst läuft die Erbschaft weg.“

Piepmaul schüttelte energisch den Kopf. „Quack,“ sagte er, „der ist nicht wie die Bromnizen. Der lauert nicht auf meinen Tod. Er hat mich oft genug verdammtig geärgert, aber alles, was wahr ist: er ist kein falscher Hund. Das ist er nicht. Er sagt, was er denkt. Er ist kein falscher Hund.“

Banowski beschrieb mit seinem Schnapsgläschen Kreise auf dem Tische. „hm,“ machte er, „na ja — Piepmaul, Sie sind wirklich ein guter Kerl. Sie glauben alles. Wer da sagt, daß Sie rachsüchtig seien, ist ein Lügner. Ein Verleumder ist das. Sie sind ein gutmütiges Schaf. Sie können sich nicht einmal ärgern. Der Friß bläst in das Lutehorn seines Rittmeisters. In Rodnow haben sie neulich eine Versammlung gehabt. Da haben sie auf die Sozialdemokraten geschimpft, als ob das die größten Verbrecher wären. Aber auch das ist Ihnen gleichgültig.“

„Ganz wurscht,“ erwiderte der Bauer und schüttete seinen Rum in die Kehle.

„Und sind selber ein waschechter Sozialdemokrat, Piepmaul?“

Der Alte lächelte. „Nee, Doktor,“ sagte er, „das bin ich nicht.“

Banowski glaubte, falsch verstanden zu haben. Er deutete auf die Nummer des „Vorwärts“, die auf dem Tische lag und mit Rumspritzern übersät war. „Aber, Menschenkind, Sie wählen doch immer sozialdemokratisch?!“ rief er.

„Nee, Doktor,“ entgegnete Piepmaul, „das tu' ich nicht.“

Banowski rückte auf seinem Stuhl. „Na, da hört doch alles auf! Piepmaul, machen Sie keine Witze! Wie wählen Sie denn?“

„Konservativ,“ sagte der Bauer. Er lachte aus vollem Halse; aber es klang wie ein Krächzen. Die Atemnot packte ihn wieder. Es war kein regelrechter Anfall, nur eine leichte Beklemmung.

Er schüttelte sich und preßte dabei die Arme gegen die Brust. „Schenken Sie mir noch einen ein, Herr Doktor,“ stöhnte er; „das löst . . .“

Wanowski füllte das Glas. „Sauf dich zu Tode,“ dachte er. Der Ärger kochte in ihm auf. Es war unmöglich, sich in diesem sturen Bauernschädel zurechtzufinden. „Piepmaul, haben Sie sich nicht albern,“ sagte er; „Sie werden mir doch nicht weismachen woll’n, daß Sie sich aus reinem Vergnügen auf den Sozialdemokraten aufspielen.“

„Doch,“ antwortete Piepmaul kopfnickend, „aus reinem Vergnügen . . .“ Er lachte nicht mehr, stand auf und schritt taumelnd zum Spucknapf, einem flachen, viereckigen, mit Sand gefüllten Kasten, der in einer Ecke stand. Er lehnte den Kopf gegen die Wand, krächzte, ächzte und spie aus. Als er sich umwandte, war sein sonst korpulentes Gesicht bläulich angelauten. Aber er atmete wieder freier; ein boshaft spöttischer Zug spielte um seinen, vom Halten der Pfeife schief gezogenen Mund. Er stellte sich dicht vor Wanowski, die Hände in den Hosentaschen, und wiegte sich in den knochigen Hüften. „Doch, Doktor,“ wiederholte er schmunzelnd. „Ich kann’s Ihnen ja ruhig sagen, denn Sie sind grade so ’n Schlawer. Sie machen’s ähnlich als wie ich, bloß umgekehrt. Tun, als ob Sie konservativ wären, und dann gehn Sie hin und wählen heimlich sozialdemokratisch —“

Wanowski wollte auffahren; aber der Bauer legte mit rascher Bewegung seine hageren Hände auf die Schultern des Polen und drückte ihn auf den Schemel zurück. In seinen roten Augen bligte eine Flamme auf. „Bleiben Sie - man sitzen, Doktor,“ fuhr er fort; „wir sind ja gute Freunde, wir zwei — oder nee, sind wir’s am Ende nicht? Sehn Sie mal, ich habe noch immer Kraft genug, Sie mit meinen Händen festzuhalten — — und wenn ich tüchtig aushole, was meinen Sie wohl, ich könnte Ihnen mit der Faust noch immer den Schädel zertöppern . . . Dusterluber, wir zwee, als wir beede, zundersticht verstähn mer he — wat?! . . .“

Es war gefährlich, wenn Piepmaul in sein heimisches Blatt verfiel. Er hatte zuweilen unbegreifliche Anfälle von Berserkerwut; da war er wie tobsüchtig. Wanowski zitterte. Er fühlte die knochigen Hände des Bauern wie Eisenklammern auf seinen Schultern. War der Alte verrückt? — Fast schien es so. Sein Gesicht war verzerrt, die Haut über den Backenknochen vibrierte, der Mund stand ganz schief, und aus dem Winkel, der die Pfeifenspitze hielt, troff ein gelber Saft über das Kinn.

„Brettschneider, zum Donnerwetter — lassen Sie mich los! Sind Sie nicht klug?! Was wollen Sie denn eigentlich? Trinken Sie noch einen Rum und setzen Sie sich gefälligst wieder hin! —“

Piepmaul nickte. Sein Gedankengang änderte sich. Er lachte wieder, schenkte sein Glas voll und leerte es. Dann ließ er sich von neuem auf dem Sofa nieder und streckte die Beine aus. Die Füße waren nackt und steckten in niedergetretenen Hausschuhen.

Die Kaze auf der Ofenbank erhob sich, machte einen Buckel, blinkte mit den goldgetupften Augen zu den beiden Männern herüber, sprang dann herab und kuschelte sich dicht neben Blubber wieder zusammen, Fell an Fell. Der Tettel rührte sich nicht.

„Herr Doktor,“ sagte Piepmaul in ruhigem Tone, „der Mensch ist wie er ist. Sie sind ein Heimlicher, es steckt anso in Ihrer Natürlichkeit, es ist ein Blendwerk, weil Sie nicht anders können. Der Friße ist ehrlich, Sie sind es nicht. Es kommt von der Geburt her. Die Leute meinen, ich wär' ein Lüd'scher. Das mag wohl so sein. Nu' ja. Es steht in der Bibel: Bahn um Bahn. Dadrän halte ich mir. Wenn das lüd'sch ist, ist's gut; es ist egal, wie sie's nennen. Mein Vater selig war Berschant bei den zehnten Ulanen. Ich habe bei den Leibkürassieren in Breslau gedient. Ich war der Längste in unsrer Schwadron. Das war dunnemals, wie der alte Kaiser als König die Regentschaft führte — für Friedrich Wilhelm den Vierten. Da war er mal zur Besichtigung in Breslau; er ritt einen Rappen und trug unse' Uniform, aber lange Hosen, nicht die Stulpenstiefeln; da hielt er auf seinem Pferde grade vor mir und sagte: „Das ist ja ein Prachtferl, der Flügelmann“ — und hat mich nach dem Namen gefragt und alles mögliche. Nachher hat er mir durch unsern Rittmeister, es war ein Graf Matuschka, durch den hat er mir eine silberne Uhr schenken lassen, weil ich so 'n Prachtferl wäre. Die Uhr trag' ich noch. Soll ich da einen Sozialdemokratschen wählen? Die Sozialdemokratschen wollen keinen König und Kaiser, die wollen eine Republik wie in Frankreich, mit einem Zivilisten an der Spitze, und wollen auch keine Armee; sie wollen eine Miliz als wie in der Schweiz. Für so was stimm' ich nicht.“

„Aber tun so,“ sagte Wanowski, „tun so.“

„Ja!“ schrie Piepmaul. „Dunderschlag ja — ich tu so! . . .“ Er stand auf, um seine Pfeife neu zu stopfen. Während er den Tibibus hielt und den Tabak in Brand setzte, sprach er gemächlich weiter: „Bahn um Bahn, sagt die Bibel. So halt' ich's auch. Wer mir verärgert, den ärgre ich wieder . . .“ Er sog stark an seiner Pfeife, warf den Tibibus auf die Erde und trat die Flamme aus. . . „Zuerst war's vor Stücker acht, neun Jahren, da hatten wir mal 'nen großen Bank im Krüge. Der Doppel-Schulze und Klein-Gebide schimpften auf die Sozialdemokratschen. Nu' wollt' ich ihnen übers Maul fahren, und da sagt ich: die Sozialdemo-

kraten, das wären die einzig Richtigen und lobte sie über den grünen Alee. Hui, da ist der Doppel-Schulze fuchtig geworden — das hat mir veramüsiert, und nu' ging's erst recht los. Von nu' ab war ich der Sozialdemokrat. Doktor, es ist nicht zu bezahlen, wie sich die Bande ärgert! Drei, vier sozialdemokratische Stimmen fallen in unserm Bezirke ja immer ab. Man weiß nicht recht, von wem; keiner sagt's, bloß ich — ich rühme mir — jawohl, sag' ich, ich bin ein Sozialdemokratischer, und manchmal laß ich Bebeln leben und manchmal sing ich das Lied von Hedern — kennen Sie das? . . ." Und der närrische Alte begann zu gröhlen:

Er hängt an keenem Boome,
Er hängt an keenem Strid,
Er hängt man an dem Troome
Der deutschen Republik! . . .

Er gröhlte das mit seiner ewig heisern Trunkenboldsstimme schlug sich dabei auf die Lenden und lachte, bis ihm wieder der Atem verging und er nach Luft zu ringen begann.

Wanowski saß finster dabei. Innerlich schäumte er; er hätte den gräßlichen Alten am liebsten an der Gurgel gepackt. Er hatte so eine Art Verbündeten in ihm gewittert; er wollte sich in sein Vertrauen schleichen und ihn als wirksame Waffe gegen den Nebenbuhler benutzen. Ein ganzer Plan stand schon fest in seinem fiebrigen Hirn. Aber verlasse sich einer auf das Bauernpack! Wanowski war wütend. Er trommelte mit den Fingern auf den Tisch und pfiß das Hederlied leise mit.

Piepmaul nahm einen Beruhigungsschluck. Er stand jetzt wieder am Tische. „Doktor,“ schrie er, „sie soll'n sich ärgern! Mal ist der Landrat bei mir geweest und hat mir ins Gewissen reden woll'n. Acht Tage vorher hatt' ich mich umsonst über ein Strafmandat beschwert. Dem hab' ich's gegeben! Ich habe an meine Brust geschlagen und habe gesagt: Herr Landrat, sagte ich, Sie können reden so viel Sie wollen; ich bin vor die Kommune, ich bin ein Genosse; der Adel muß abgeschafft werden, wir brauchen eine Miliz, wir sind eine internationale Macht. . .“

Er streckte sich in die Sofaede und kicherte leise in sich hinein. Wanowski hatte Lust, fortzugehen. Er hatte im Aruge ausspannen lassen, weil er vermutete, die Unterredungen mit Doppel-Schulze und Piepmaul würden ihn längere Zeit aufhalten. Aber er sah ein: hier war nichts zu hoffen. Das wurnte ihn grimmig. Dieser alte Bauernkomödiant machte ihm einen gewaltigen Strich durch die Rechnung. Er hatte sich das alles anders gedacht; an Stelle eines ehrlichen Hassers, mit dem man paktieren konnte,

fand er einen schrulligen Quertopf, der seine Feinde ärgerte, aber nicht vernichtete.

Wanowski hielt sein Schnapsglas gegen das Licht und blickte in den rubinfarbenen Reflex. „Die Sache ist lustig, Piepmaul. Sie könnt' es wenigstens sein. Bloß, daß alles seine zwei Seiten hat...“ Er nippte am Glase, erhob sich und zog seine Uhr. „Teufel, was vergeht die Zeit! Gleich zehn.“

„Haben Sie's denn so eilig?“

„Glauben Sie vielleicht, Sie sind mein einz'ger Patient?“

„Nach zehnne werden Sie woll allteene Besuche nich mehr machen. Ober doch — — aha, nu' ja — natürlicherweise... zum Doppel-Schulze gehn Sie schon am liebsten nach Feierabend. Da ist die Frieda vom Felde zurück... Doktor, sei'n Sie bloß vorsichtig. Sie sind schon mal mit dem Friße zusammengekracht.“

Wanowski zuckte mit der rechten Schulter. „Was kann mir der —? ... Ich hätt' ihn anzeigen können. Er hat mich von hinten überfallen, der Feigling. Aber — pah!...“ Er nahm seinen Hut vom Nagel neben der Tür... „Also, Piepmaul, ich bestell' Ihnen noch einmal die alte Medizin. Aber ich bitt' mir aus, daß sie auch getrunken wird. Sonst hilft sie nämlich nichts...“ Er wollte die Hand zum Abschiedsgruß ausstrecken; da fiel ihm noch etwas ein. „Apropos,“ sagte er, „die Klatscherei, daß ich's auf die Frieda Schulze abgesehen hätte, ist wirklich zu dumm. Ich denke nicht dran. Ich gön'n' sie Ihrem werten Herrn Neffen.“

„Er kriegt sie bloß nicht,“ sagte Piepmaul.

„Und warum nicht?“

„Manche sagen so und manche sagen so. Der Doppel-Schulze sieht auf die Moneten. Friße wird ihm zu arm sein.“

„Ist er denn nicht Ihr Erbe?“

„Ah! ... Erstens: ist er's denn? Und zweitens: wär' er's auch — ich kann noch 'ne Reihe Jährchen leben. Der verfluchte Husten bringt einen nicht so auf 'n Fluß um die Ecke. Da hustet man sich die schlechten Säfte aus dem Leibe. Ich sterbe noch lange nicht.“

Wanowski lächelte boshaft. „Geben Sie ihm doch ein paar tausend Taler und ein paar Morgen Land, damit er die Frieda heiraten kann.“

Da fuhr der Bauer in die Höhe. „Hat er Ihnen das gesagt?“ schrie er. „Hö — das möcht' er woll, mich schon bei Lebzeiten beerben?! Möchte schon Herr sein auf dem Hof und mich in die Ecke drücken! Hat er Ihnen das gesagt?“

„Ich sprech' nicht mit ihm. Aber ich denke mir, Sie selbst wird er darum gebeten haben. Warum denn auch nicht?“

Der Alte ballte die Hände. „Ich will verdammt sein, Doktor, geb' ich auch nur 'n Groschen fort oder den kleinsten Felsen Land, so lang ich am Leben bin! Braucht denn der Frikze zu heiraten? Warum ist er nicht bei mir geblieben? Hier hat er's gut gehabt; er hatte Essen und Trinken und Bett. Da wollte er auch noch Lohn haben. Dunderschlag, den geb' ich dem Knechte, aber nicht meinem leiblichen Nessen! Wenn er sich sein Erbe nicht verdienen will, läßt er's bleiben. Kopfschod, ich geb' mein Geld nicht her!“

„Haben Sie's denn auf der Bank?“ fragte Wanowski.

Piepmaul starrte den Polen an. „Geht's Sie was an?!“ schrie er. „Auf der Bank oder wo — ich hab's in der Sicherung!“

Die Haustür ging. „Es kommt jemand“ sagte Wanowski. „Adjö, Piepmaul — die Medizin schied' ich. Und hört mal: das sicherste Versteck ist immer noch nicht so sicher wie die Bank. Adjö.“

Er gab dem Bauer die Hand. Der war auf einmal blaß geworden. Er hielt die Hand Wanowskis fest. „Was meinen Sie?“ lallte er. Da pochte es an die Tür. Der Hund schlug an. Mit einem Satz war die Kaze vom Rücken Blubbers wieder auf die Ofenbank gesprungen. Blubber fuhr an die Tür und bellte wütend.

Frikz trat ein. Er stutzte, als er Wanowski vor sich sah und streichelte den stürmisch an ihm empor springenden Hund. Wanowski ging ohne Gruß an ihm vorüber auf den Hausflur und ins Freie.

Das Blut schoß ihm zu Kopfe. Wenn er den jungen Brettschneider sah, verlor er die Selbstbeherrschung; da knirschten die Zähne aufeinander und die Hände ballten sich.

Er schritt langsam über den Ager, dem Krüge zu, wo sein Wagen wartete. Es war ein eleganteres Gefährt als der Selbstfahrer des Doktor Harbs mit dem hochbeinigen Gespensterschimmel; der Landauer gehörte Herrn v. Albinus, und der Kutscher in der blauteißen Livree stand in den Diensten des Majors. Aber Wanowski hatte freie Verfügung über Wagen und Pferde; die Diener gehorchten ihm ebenso wie dem Major; er schaltete auf der Templerburg, als sei er der Herr.

Der kleine Pole konnte zufrieden sein. Wo kam er denn her! Er kam aus tiefster Armut, kam daher, wo Not und Elend sich ein Nest gebaut hatten. Zuweilen dachte er zurück an seine Kinderzeit; da graute ihn. Als der Vater starb, war er noch Kind. Nun wich das Elend, aber die Schmach begann. Seine Mutter war schön, und ein reicher Starost nahm von ihrer Schönheit Besitz und ließ auch den Knaben erziehen. Das war die Bedingung des Handels. Graf Goniadzki wurde auf einer Jagd erschossen; die Wanowskis ertränkte sich im Parteidie der Herrschaft Bensk.

In dieser Nacht stand ein Komet am Himmel; der Schäfer Mital sah in ihm ein göttliches Zeichen. Es war eine Flammenschrift wider das Sodom, das im Schlosse herrschte. Sodom ging unter. Der junge Heliodor stand nun allein. Es war grotesk, daß man ihn Heliodor getauft hatte. Die Bärtlichkeit der Mutter hatte den Namen gefunden; es stand so viel Sonnenschein auf der weißen Stirn des Kindes und in seinen blanken Augen. Aber die Sonne verblich. Heliodor erkrankte schwer. Ein muskuläres Schielen des einen Auges blieb zurück; der Rücken rundete sich, und die Schultern wurden hoch; infolge der Rhachitis begann er den rechten Fuß nachzuschleppen. Nur der Geist erlahmte nicht. Heliodor hungerte sich tapfer durch seine Studienjahre. Mit verbissenem Troß ertrug er alle Entbehrungen. Nicht beten lehrte ihn die Not; sie machte ihn verschlagen und grüblerisch; die Bitterkeit gebärte den Haß, der Neid die Gewissenlosigkeit. Er wollte vorwärts kommen und scheute die Mittel nicht. Aber es war unendlich schwer, dieses Vorwärtskommen; es war ein harter Kampf. Daß er siegreich endete, war im letzten Grunde nur ein glücklicher Zufall, dessen er sich kaum freuen konnte. Der wunderliche Mann im Tempelerschlosse von Rodnow war kein Geist wie der Seher von Weinsberg. Er war nichts als ein schwacher und haltloser Phantast und ein armer Neurastheniker, den zu beherrschen nicht schwer war. Das hätte jeder schlaue Schurke vermocht; nur war Wanowski der erste gewesen, der dies Opfer fand.

Er saß jetzt sicher im Sattel. Er war nicht mehr der arme Teufel, er hatte auch an Einfluß gewonnen. Aber da kam die sinnlose Leidenschaft, die ihn in allen Tiefen durchwühlte, seine Nerven zerpeitschte und ihm fast den Verstand raubte. In dem kleinen humpelnden Polen, der mit verbrecherischer Gewissenlosigkeit die scharfsinnige Rechnung seines Lebens aufstellte, tobte ein vulkanisches Temperament. Um das blonde hochgewachsene Bauernmädchen zu gewinnen, hätte er morden können. Ein Gittern überkam ihn, wenn sie vor ihm stand. Dann siedete sein Blut und hämmerte gegen die Schläfe, es zuckte gleichwie elektrische Schläge durch seine Nerven, das Herz schlug stark, eine Verwandlung ging mit ihm vor. Er sah den Widerwillen in ihren Augen, und das machte ihn rasend. Aber er gab die Hoffnung nicht auf. Haßte sie ihn, was lag daran. Dieser Haß war ein Anreiz mehr.

Um vier Uhr früh läutete Fritz die große Glöde, die an einem Holzgestell auf dem Platze vor dem Speisehause in der Kolonie hing.

Es war ein prachtvoller Morgen. Auf den Gelbern trillerten schon die Lerchen, ein frischer Duft wehte von den blühenden Wiesen herüber. Am Himmel, in dessen dunklem Blau der Glanz des Frührots noch nicht völlig verblichen war, schwammen ein paar weiße Lämmervölkchen, die gegen Westen zu streifig wurden, Wind verkündend.

Fritz war fertig angekleidet. Er sah blühfauber aus. Seit der Bogt an einer Blinddarmentzündung unerwartet rasch gestorben war, hatte er auch dessen Stelle erhalten. Er war jetzt der Vorgesetzte der Leute; da gab er etwas auf sein Äußeres.

Nach dem ersten Läuten unternahm er einen kleinen Rundgang. Die Arbeiterkolonie erstreckte sich in Form eines Oblongs am Fuße des Parkbergs; ein gutes Stück Weizenland und ein paar Morgen Wiese waren für ihre Anlage geopfert worden. Die Mitte nahm das gemeinschaftliche Speisehaus ein, in dem sich zugleich die Arbeiterbibliothek befand; rechts davon lag das Waschhaus, links das Rentamt. Die Leutehäuser umschlossen in weitem Bogen diesen Mittelpunkt. Die kleineren Häuser waren für zwei, die größeren für vier Familien eingerichtet; zu jedem der Häuser gehörte ein Stück Gartenland für Obst- und Gemüsezucht. Für die unverheirateten Mägde und Knechte gab es zwei besondere Baulichkeiten, die man in weiser Erwägung an die beiden Enden der Kolonie gelegt hatte, so daß sie weit voneinander getrennt waren. Nach dem Flusse zu erhob sich die Badeanstalt; jenseits der Pleiße lag das Krankenhaus. Die Kolonie befand sich in unmittelbarer Nähe des Gehöfts, mit dem sie telephonisch verbunden war, so daß sich die Stallwachen bei drohender Feuergefahr oder plötzlicher Erkrankung eines Tieres leicht mit dem Bogt verständigen konnten.

Fritz schritt die breite Hauptstraße hinab. Hin und wieder mußten kleine Unregelmäßigkeiten gerügt werden. An die Einfachheit der elektrischen Beleuchtung konnten sich die Leute lange nicht gewöhnen; bald blieben Flammen brennen, weil sich die Frauen an dies geheimnisvolle Wunder nicht herantrauten, bald kamen Störungen der Leitung infolge falscher Behandlung vor. Obwohl die Mahlzeiten im Speisehaus eingenommen wurden, enthielt doch jedes Familienhaus eine gemeinsame Küche, die aber nur in Ausnahmefällen benützt werden sollte. Es war jedoch nicht leicht, die Leute zu dem regelmäßigen Besuch des Speisehauses anzuhalten; namentlich im Anfang gab es unliebsame Scherereien in Menge. Die Frauen wollten ihren Morgentaffee daheim kochen, und auch den Männern war es unbequem, sich schon zum ersten Frühstück fertig anziehen zu müssen. Ebenso ließ infolge des alten Schlendrians in den ersten Monaten die all-

gemeine Sauberkeit viel zu wünschen übrig; der Unrat wurde auf die Straße geschüttet, man benützte die Feuereimer in der Küche, ruinierte die Linoleumspannung in den Stuben, vernachlässigte die kleinen Vorgärten. Auch die neue Ordnung der Dinge wollte erst gelernt sein.

In den Leutelhäusern wurden die Läden aufgestoßen. Verschlafene Gesichter nickten Fritz zu; auch manche mürrische Miene wurde sichtbar: Fritz war nicht überall gleich beliebt. Als er kehrt machte, um nach dem Speisehause zurückzuschreiten, hörte er auch auf dem Gehöft die Morgenglocke. Da oben läuteten sie wieder einmal zu spät. Er beeilte sich, das zweite Glockenzeichen zu geben, und löste dann den Wachhund von seiner Kette, der schon vor der Hütte saß und schweißwedelnd seinen Befreier begrüßte. Allgemach wurde es lebendig. Die Leute verließen ihre Häuser, nur ein paar Frauen mit kleinen Kindern blieben zurück. Die meisten gingen direkt in das Speisehaus; andre reicheten sich auf dem Vorplatz die Hand und plauderten noch eine kurze Minute. Ein Knecht, der die Aufsicht im Hause der unverheirateten Männer führte, meldete Fritz, der Gamarowski habe sich beim Schleifen der Sichel an der Hand verletzt und könne nicht zur Arbeit kommen. Fritz notierte das. Es kamen noch einige mit diesem und jenem Anliegen; wer irgend etwas auf dem Herzen hatte aus der Kolonie, pflegte sich zunächst an Fritz zu wenden und nicht direkt an den Inspektor; Fritz galt als guter Fürsprecher.

Inzwischen hatte sich der Speisesaal gefüllt. Die Leute nahmen an dem langen, mit Wachstuch bespannten Tische Platz. Sie erhielten gemilchten Kaffee und fertig gestrichene Brotschnitten mit Butter oder Schmalz; während der Feldarbeit wurde das zweite Frühstück, ebenfalls eine kräftige Brotschnitte, mit hinausgenommen. Zwei Aufwärter schenkten den Kaffee ein. Die Ersparnis zufolge der freien Beköstigung glich einer erheblichen Lohnaufbesserung. Aber der militärische Zug in dem ganzen System hatte den Leuten zuerst wenig zugesagt; auch grollten sie über den Fortfall der unnötig gewordenen Naturaldeputate, mit denen sie zuweilen Handel getrieben hatten. —

Fritz war unmittelbar nach dem Frühstück zum Inspektor Hellmann gerufen worden. Es galt eine kleine Verschönerung, an der er sich beteiligen sollte: der Geburtstag der Gutsherrin stand bevor, und da wollte man ihr einen Fackelzug bringen. Im geheimen hatte Hellmann aber noch andre Wünsche. Fritz galt als besonderer Liebling des Rittmeisters; er konnte viel bei ihm durchsetzen. Da sollte er ihm denn die Notwendigkeit einer neuen Schmiede klar machen; die alte war nicht mehr recht im Stande, lag auch weit abseits. Hellmann klagte überhaupt über die Aus-

behnung des Gehöfts; die Kolonie erschwere nur die Wirtschaft; hätte man dafür ein neues Vorwerk angelegt, so wäre das zweckmäßiger gewesen.

Fritz lächelte. Es war merkwürdig: wo man hinzöhrte, wurde über die Kolonie geschimpft. Er nahm die Gelegenheit wahr, noch einige Unzuträglichkeiten zur Sprache zu bringen. Die Badeanstalt werde wenig benutzt; die Leute weigerten sich einfach, auf Befehl zu baden. Ähnlich sei es mit der Wäscherei; die regelmäßige Abgabe der unsauberen Wäsche stöÙe immer auf Widerstand. Er hatte noch mehr zu klagen. Während er sprach, entsfaltete sich auf dem Gehöft das Leben. Man hörte krähen, gackern, blöken, schnattern, wiehern, dazwischen befehlende Menschenstimmen. Aus dem Durchgang zum zweiten Hofe quoll eine gewaltige Staubwolke auf: da wurden die Schafe ausgetrieben, die schurfähig waren. Das ganze Gehöft war in drei Gruppen angelegt. Der erste Hof enthielt nur die Pferdeställe, und auf der Querseite, hinter einer Reihe schöner Linden, das 'alte Herrenhaus' mit den Inspektorenwohnungen. Das Quadrat des zweiten Hofes umfaßte die Rinder-, Schaf- und Schweineställe; südlich davon lag die Brauerei, nördlich der Geflügelhof. Dann kamen die Scheunen, doch nur die massiven; die aus Holz gebauten lagen verstreut auf den Feldern. Zwischen Molkerei und Brennerei erhob sich der mit Wellblech gedeckte Schuppen für den Maschinenbau.

Während Fritz noch mit Hellmann verhandelte, näherte sich ihm ein vierschrötiger Bursche in Hemdärmeln. Fritz erkannte den blöden Geßel, den Knecht Piepmauls, den dieser engagiert hatte, weil er in seiner tierischen Dummheit mit jedem Lohn vorlieb nahm und dafür für drei arbeitete. Geßel hatte einen Brief in der Hand.

"Willst du zu mir?" rief Fritz ihn an.

Geßel nickte. "s isch he Brief kumme," gurgelte er. Seine Spasenscharte erschwerte ihm auch das Sprechen.

"Für mich?" fragte Fritz erstaunt. "War denn der Postbote schon da?"

"Nee. Aberßcht de Brief isch schu gefßern Arwen kumme, aberßcht 's wor schunßt ze späte . . ."

Fritz schimpfte. Lächerlich — was hieß zu spät! Und wie kam der Briefträger dazu, einen Eilbrief für ihn bei Piepmaul abzugeben? Er wußte doch, daß er in der Kolonie wohnte! —

"Bapperlot," sagte Hellmann, "sind das nicht griechische Marken? Stehen Sie in Korrespondenz mit Griechenland, Brettschneider?"

Jetzt erst schaute Fritz näher auf die Adresse. Er erkannte die Handschrift Littmanns. Der schrieb also auch einmal! "Das sind nicht griechische Marken," erwiderte er, "das sind türkische

oder bulgarische — ja bulgarische sind's, der Brief kommt aus Sofia . . ."

In diesem Augenblick jagte einer der Volontäre zu Pferde wie rasend über den Hof. Da wurde Hellmann grob. „Herr Arnemann,“ schrie er, „Herr Arnemann, ich verbitte mir das! Hier ist kein Hindernistrennen! Ich laß mir von Ihnen nicht den Dreck um die Ohren spritzen! Sie bilden sich wunder ein, was Sie vor uns voraushaben! . . .“ Er wetterte noch lange weiter. Nun war er im Zuge. Der rasende Volontär war längst von bannen, aber Hellmann fand andre Blicableiter. Ein Kuhjunge erhielt einen Kackenkopf, weil der Eimer überschülperte, den er in der Hand trug. Eine Magd wurde angeschrien, sie solle nicht halbnacht auf den Hof kommen: sie knüpfte noch ihr Rockband zusammen. Ein Stallknecht wurde gerüffelt: die Viehtränke sehe wie eine Mistgrube aus. Dann gab sich der Borm. Aber an die Volontäre durfte Hellmann nicht denken; die waren sein früher Tod.

Inzwischen hatte sich Frix nach den Schafställen begeben, um nachzusehen, ob nicht eins der für die Sommerlammung zurückgehaltenen Mutterchafe versehentlich mit zur Schwemme getrieben worden sei. Während des Gehens laß er den Brief. Tittmann schrieb:

„Lieber Brettschneider!

Zuerst wirst Du mal sehr verwundert sein, von mir einen Brief zu kriegen, und noch dazu aus Sofia, wo ich nicht ganz freiwillig sitze. Es ist mir nämlich mordschlecht ergangen. Das läßt sich freilich besser erzählen, ich meine mündlich, als wie schreiben, aber ein paar Andeutungen will ich Dir doch machen. In Konstantinopel bin ich gründlich reingefallen, dieser Gaunerbande gegenüber kann man noch so helle sein, da ist man doch immer der Betrogene. Du weißt, daß ich ein großes Geschäft in Aussicht hatte und daß es sich um Pferdelieferungen für den Prinzen Muhamed Selim handelte, der ein Gestüt nach europäischem Muster anlegen wollte. Es war alles verabredet, die Kontrakte hatte ich mit dem Oberstallmeister des Prinzen geschlossen, Erzellenz Nuri-Bei (o du Hund), der mir alle möglichen Garantien gab und mir auch eine brillant bezahlte Stellung bei dem Gestüt zugesichert hatte. Ich bin nun für ihn beinahe ein Jahr lang in Kleinasien und Afrika herumgezogen; ich sollte teils arabisches Vollblut, teils Halbblut zusammenkaufen, während ein Beamter des Prinzen sich in England umsehen sollte. In Persien und in der Verberei habe ich denn auch ein ausgezeichnetes Material erworben, und ich kann Dir sagen, es war manch-

mal eine große Schinderei, mit der Bande zu verhandeln. Aber ich war zufrieden; nach meiner Berechnung mußte ich an zweimalhunderttausend Franken verdienen, das war genug für das erste Jahr. Wie ich aber nach Konstantinopel zurückkomme, zeigt mir Nuri-Bei einen Brief von einem Juden aus Teheran, in dem vor mir gewarnt wird: ich hätte falsche Abschlüsse gemacht, die Lieferanten bestochen, zum Teil doppelt hohe Preise angesetzt und was des Blödsinns noch mehr war. Aber das war noch nicht alles: man hatte sich auch einen Scheich aus Tripolis kommen lassen, der beschwören wollte, ich hätte da ebenfalls Durchstechereien gemacht, weißt Du, so einen verlauchten braunen Araber, der für einen Louisdor das Blaue vom Himmel herunterschwört. Natürlich war das Ganze nur eine schlaue eingefädelte Niederträchtigkeit, um mich um meinen sauren Verdienst zu bringen. Nuri-Bei sagte mir denn auch schlankweg, unter den obwaltenden Umständen betrachte man meine Kontrakte für gebrochen und danke für meine weiteren Bemühungen; zugleich holte er einen Ausweisungsbefehl aus der Tasche und erluchte mich, binnen vierundzwanzig Stunden die Türkei zu verlassen.

Da habe ich eine große Dummheit gemacht. Statt mich an die Botschaft oder das Konsulat zu wenden und klagbar zu werden, habe ich in meiner Wut den Oberstallmeister fürchterlich verhauden. Jetzt war ich geliefert. Ich wurde eingelocht. Brettschneider, ich habe dreiviertel Jahr im Gefängnisse gefessen, ohne ein einziges Mal verhört zu werden, und ich säße vielleicht heute noch fest, wenn es mir nicht gelungen wäre, meinen Wärter zu bestechen und heimlich einen Brief auf das deutsche Konsulat befördern zu lassen. Da wurde ich dann freigelassen, und nun gab es einen großen Praseel zwischen unsrer Botschaft und der türkischen Regierung. Ich verlangte nicht nur Erfüllung meiner Kontrakte, sondern auch noch Entschädigung für die mir zugebilligte und später vertwegerte Stellung und für meine Haft. Aber ich hatte nun mal Pech. Die Türken kamen mit ihren Zeugen; es wurde festgestellt, daß Nuri-Bei infolge der Verprügelung so und so lange in ärztlicher Behandlung gewesen war, es wurden auch noch andre alte Geschichten ausgebuddelt — kurzum, ich erhielt einen Wink, mich ganz still zu verhalten und mit Beschleunigung von der Bildfläche zu verschwinden. Das Schlimmste war, daß ich eines Nachts von einer Anzahl Strolche überfallen und mißhandelt wurde. Ich habe dabei das linke Auge eingebüßt und mußte acht Wochen im Hospital liegen, ehe ich wieder auf die Füße kam. Meiner festen Überzeugung nach war der Überfall ein Racheakt des Stallmeisters, aber leider ließ sich nichts beweisen.

Durch Zufall hatte ich die Bekanntschaft eines Bulgaren gemacht, der mir riet, mit ihm nach Sofia zu gehen. Ganz offen, Brettschneider: da bin ich denn in schlechte Gesellschaft geraten. Ich erzähle Dir das alles später. Ich wurde zu acht Monaten Gefängnis verurteilt, angeblich wegen Hochverrats und Geheimbündelei, tatsächlich bin ich in diesem Falle aber unschuldig gewesen. Brettschneider, das war eine ganz schreckliche Zeit! Ich bin so elend, daß ich mich nur mühsam am Stode fortzuschleppen kann, und dabei ganz ohne Mittel. Aber das ist nur ein vorübergehender Zustand. Ich werde wieder gesund werden und auch wieder Geld verdienen können. Der Kopf sitzt noch auf seinem alten Fleck. Nun bitte ich Dich bei unsrer Freundschaft von früher um eins. Schicke mir hundert Taler, damit ich hier fort-kann. Ich muß mich erst wieder völlig erholen. Am besten wäre es, Du könntest mich in Rüttersdorf einmieten. Vielleicht im Krüge, oder ist bei Piepmaul das Zimmer oben noch frei, das du früher hattest? Wenn ich wieder einigermaßen auf dem Posten bin, helfe ich Piepmaul als Revanche gern in der Wirtschafft. Ich habe mich mit dem Alten ja auch immer ganz gut gestanden. Ich denke mir, die Luft zu Hause und die Ruhe und der Klimawechsel und das veränderte Leben, das wird mir alles gut tun. Du kennst mich ja, lieber Fritz, und weißt, was ich für ein Kerl bin und daß ich die hundert Taler nicht geschenkt haben will; im Gegenteil, Du sollst sie mit Zinsen zurücktrügen. Aber bitte, verlasse mich grade jetzt nicht. Ich erwarte bald Nachricht von Dir unter der Adresse: P. Tittmann bei G. Steigerwald (das ist der Portier des Grand Hotel) in Sofia (Bulgarien), Grand Hotel. Das Geld schicke bitte in Hundertmarkscheinen als Wertbrief.

Es grüßt Dich herzlich

Dein alter Freund Peter.

Schreibe mir doch auch, wie es Dir geht, und wie es zu Hause aussieht. Hast Du nicht dreihundert Mark oder kannst sie nicht so rasch beschaffen, so genügen auch zweihundert Mark. Aber so viel muß es schon sein. Ich gebe Dir sechs Prozent Zinsen, selbstverständlich auch Wechsel oder Schuldschein.

Quer geschrieben auf der letzten Brieffeite stand noch: „Weniger als zweihundert Mark nützt mir nichts, da ich hier noch Schulden habe. Wenn Du selber das Geld nicht hast, borgt Goldstein es Dir sicher, vielleicht auch Pretschmann.“ Und an der Kopffseite: „Mit den zweihundert Mark kann ich mich allenfalls einrichten, ich würde dann gleich abreisen.“

... Als Fritz den Brief ausgelesen hatte, stand er vor dem noch weit offenen Thor des Schaffstalls. Er steckte den Brief in das Kuvert und dieses in die Tasche und trat sodann in den Stall. Aber der Inhalt des Schreibens beschäftigte ihn doch so lebhaft, daß er unwillkürlich abermals stehen blieb. Das war eine schöne Geschichte! Fritz dachte an die Renommée Tittmanns, als er mit ihm im Café Grec in Tophane zusammengetroffen war. Der türkische Herr, der mit ihm am gleichen Tische gegessen, das war vermutlich Erzellenz Kuri-Bei, der prinzliche Oberstallmeister gewesen. Wie hatte Tittmann da den Mund voll genommen, mit Hunderttausenden um sich geworfen, geprahlt und gelogen! Und nun dieses klägliche Ende... Mancherlei in dem Briefe war Fritz nicht so recht klar. Wäre Tittmann in seinem Recht gewesen, so hätte die deutsche Regierung sich vermutlich energisch seiner angenommen. Auch seine Verurteilung wegen Hochverrats war böse. Natürlich behauptete Tittmann, er sei unschuldig — das war schwer zu entscheiden; man pflegt da unten kurzen Prozeß mit politisch Verdächtigen zu machen... Was nun tun? — Im Stiche lassen wollte Fritz den alten Genossen nicht. Ob er die zweihundert Mark je wiederbekommen würde, war ja fraglich. Aber es war auch möglich; der Tittmann war wie eine Kaze, die immer wieder auf die Beine fällt. Schließlich konnte man ihn wirklich bei Piepmaul einquartieren; das obere Zimmer war frei. Zudem: der Onkel war recht alt geworden, er brauchte jemand, der sich ein wenig um die Wirtschaft kümmerte. Er hatte ihn selbst neulich abends gebeten, ob er nicht zu ihm zurückkommen wolle: nicht als Knecht, sozusagen als Verwalter, als Herr — er sollte es gut haben, hatte Piepmaul versprochen. Aber Fritz wollte seine Stellung bei dem Rittmeister nicht aufgeben: da war der Tittmann vielleicht der geeignetste Ersatz bei dem Onkel... Mit geneigtem Kopf schritt Fritz durch den Stall nach dem Abschlag für die Mutterschafe. Es war kein freudiges Empfinden in ihm; es wäre ihm lieber gewesen, er hätte gar nichts mehr von Tittmann gehört. Aber er wollte doch mit dem Onkel sprechen. — —

Um diese Stunde war auch das junge Ehepaar im Schlosse ängstlich aus den Betten.

Marie hatte ihre Wochenzeit glücklich überwunden. Ihre kerngesunde Natur sträubte sich gegen allzu große Vorsicht; schon nach Monatsablauf saß sie wieder zu Pferde, und als ihr Graetz eines Abends erzählte, der Heger habe gemeldet, daß sich im Gehölz um den Fuchsberg ein paar Wirtshähne gezeigt hätten, erklärte sie, die seltene Gelegenheit einer Balz nicht vorbegehen lassen zu wollen.

In dämmernder Frühe stand schon der Jagdwagen auf der Rampe. Graez und Marie stiegen ein, Marie in fußfreiem Rock, in der Hand den hübschen kleinen Selbstspanner, den ihr Gatte ihr auf den Weihnachtstisch gelegt hatte, am Ledergürtel das Täschchen mit den Patronen.

Noch wehten die Frühnebel über die Niederung, als der Wagen in die Trift am Fuße des Fuchsberges einbog. Aber das Leben der Natur war längst erwacht. Es zwitscherte und zirpte im hellen Grün, es piff und flötete. Im Sumpf veranstalteten einige lebhaftes Frösche ein Morgenkonzert; die Rohrdommel stieß ihr dumpfes Geschrei aus, in den Birken krächzten die Krähen, ein Rotschwänzchen, das sein Nest bedroht fürchtete, piepte ängstlich.

Am Beginn des Weidenbusches tauchte Sangermann auf, der Fischmeister, wie ein Urwaldbewohner oder ein Pfahlbautenmensch. Der Heger hatte ihn benachrichtigt: es war wahrhaftig ein Volk Vorkühner da, aber sie hatten ihren Spielplatz auf Stochausener Gebiet verlegt, jenseit der Karpfenteiche, zwischen die Erlen und das niedrige Birkenholz.

„Schadet nichts,“ sagte Graez lachend, „da räubern wir bei Papa...“ Sie stiegen vom Wagen. Sangermann ging vorsichtig voran. Der Boden zitterte elastisch; der Nachttau lag noch auf den Gräsern, an jeder Rispe schaukelten sich glänzende Perlen. Das Gras stand hoch; Marie mußte den Rock schürzen, aber sie trug feste Stiefel mit hohen Fuchtschäften. Sie war befestigt. Nach der Rekonvaleszenz war dieser Spaziergang in der Morgenfrische ein Quiddorn. Am Himmel leuchtete der Purpur des Sonnenaufgangs; jedes der kleinen Dämmerwölkchen trug einen farbigen Saum.

Sangermann stand still und deutete gradeaus. Auf einem Wiesenfeld, einem von einem schmalen, mit Kalms gefüllten Graben umzingelten Binsenkamp, tanzten zwei Hähne. Es war ein etwas verspätetes Liebespiel, aber die Vorkühner, die wohl über die polnische Grenze gekommen waren, kümmerten sich nicht um den Kalender. Sie waren so verspielt, daß sie des nahenden Menschen nicht achteten: zwei prächtige Kerle: schwarz, mit stahlblauem Glanz am Unterrücken, am Bauche weiß gefleckt, auch mit weißer Binde an den Flügeln, stark gestäubtem Balztragen und roten Rosetten über den Brauenbogen. Und nun reckte es sich auf einmal ringsum im Grase. Ein halbes Duzend Hennen hielt sich verborgen und war neugierig geworden. Mit ängstlichem Gepiep flatterten ein paar kleinere Vögel davon; oben in der Luft, ein schwarzer Punkt, zeigte sich ein Aar.

Graez berührte die Schulter Maries; er wollte ihr den ersten Schuß lassen. Sie hob das Rohr und zielte...

Auf einem kleinen Vorsprung des Fuchsberges saß ein junger Mann auf einem Feldstuhl, hatte eine zusammenlegbare Staffelei vor sich und malte an einem Aquarell. Er hörte den Schuß fallen. „Donnerwetter,“ sagte er sich, „da hab’ ich nun gedacht, in dieser Morgenfrühe wär’ ich mutterseelenallein. Aber nein — da unten mordet man die Kreatur . . .“ Er stand auf. Hinter ihm im Grafe, zwischen jungem Tannentwuchs und hochstämmigen Buchen, weidete ein Pferd, unangekoppelt, mit tief gesenktem Kopfe über den Boden schnuppernd. Beim Fallen des Schusses war es zusammengefahren, hatte ein leises Wiehern ausgestoßen und stand nun mit geblähten Nüstern lauschend vor dem jungen Mann, der es zärtlich auf den schlanken Hals klopfte. „Ruhig, Troilos,“ sagte er, „das geht uns nichts an. Wir sind friedfertige Leute. Aber ist es zu glauben? Wir ziehen vor Tau und Tag hinaus, um des Sonnenaufgangs willen und der keuschen Reize der Morgenstimmung, wir denken, wir sind allein auf weiter Flur und können con amore unsern Neigungen folgen, und da zerreißt das Blaffen eines rohen Nimrods ungestüm den Frieden der Natur. Die Leute sind hier nicht besser als die Wachtelfänger und Karnickeljäger drunten in Algier. Warte, Troilos, ich nehme den Galfster, du bist mir nervös geworden . . .“ Ein zweiter Schuß fiel, und abermals erfolgte ein Knall. „Bums,“ sagte der junge Mann, „wem gilt das? Ist denn schon Rehbodzeit? . . .“ Er schlang den Galfster des Pferdes um einen kräftigen Baumast und kehrte zu seiner Malerei zurück. Hinter der Staffelei lag noch allerlei: ein geöffneter Kasten aus feinem Leder, der verlockende Inhalt zeigte beispielsweise eine kleine Terrine Gänseleberpastete, eine halbe Flasche Portwein, einen Zipfel Mettwurst, mehrere Brötchen und ein elegantes Reisebesteck. Neben dem Farbentasten stand auch ein silberner Becher; der Proviant ließ vermuten, daß der junge Herr, der zu seinen Reitbekleidern eine Toppe mit zahlreichen Taschen trug, über die gewöhnlichen Mahlzeiten hinaus im Freien zu bleiben gedachte.

Er hatte seine Palette vorsichtig auf den Feldstuhl gelegt und schaute auf die Niederung hinab. Aha — da sah man im Erlengbüsch ein paar Gestalten, und . . . sapristi, war da nicht auch ein Weib dabei? . . . Der Maler zog seinen Krimsstecher hervor und stellte ihn ein. Nun sah er ganz scharf. Sah den alten Sangermann, der die erlegten Hähne an den Ständern trug, und einen stattlichen Jäger, der das Gewehr an die Wade gelegt hatte und mit Aufmerksamkeit dem kreisenden Fluge des Aars folgte, den Augenblick erwartend, wo er dem beschwingten Wild die Lebenslicht ausblasen konnte. Dicht neben ihm stand die Frau. Nun stutzte der Maler. Er konnte durch sein vortreff-

liches Glas auch das Gesicht der Dame genau erkennen — und eben deshalb stutzte er. „Das ist ja nicht möglich“, sagte er sich, „eine Ähnlichkeit — freilich eine frappante . . . Wie käme denn Demoiselle. Laize hierher — unsre schneidige Antoinette! . . . Nein, das ist unmöglich . . .“ Aber obschon er es für unmöglich hielt, behielt er das Glas vor dem Auge. Es war wirklich merkwürdig: Zug um Zug das Gesicht der kleinen Laize . . . Und wer war der Mann daneben? — Er kannte die Gegend nicht, aber das wußte er, er stand hier auf Graeßischem Boden. Man hatte ihm in Wendhusen auch erzählt, daß der Rittmeister Graeß eine hübsche Amerikanerin geheiratet habe, mit der er auf seiner Orientreise bekannt geworden sei. Aber diese Amerikanerin konnte um aller Welt willen doch nicht identisch mit der Antoinette Laize sein! — Die Neugier siegte. Der Maler ließ seine Staffelei und seinen schmachtenden Probianst im Stiche; dafür knöpfte er seine Foppe zu, klemmte sein Monokel ein, band sein Pferd los und schwang sich in den Sattel.

Vergab ging es leidlich bequem. Aber auf dem Wiesenboden war der Ritt ziemlich gefährlich. Vor einem Graben, an dessen Rande in Massen wilder Rosmarin wuchs, stand das Pferd plötzlich still; es wollte nicht hinüber. Der Reiter trug keine Sporen; er versuchte es mit den Zügeln, er hämmerte mit den Waden gegen die Flanken; der Gaul stieg, tänzelte aufgeregter hin und her, aber er sprang nicht. Indessen hatte Graeß bereits den Reiter gesehen. Er kam näher, während Marie ein Storchchenpaar beobachtete, das im Röhrchen nach Beute suchte, und sich dabei von Sangermann erzählen ließ, welches räuberhafte Gesindel unsre klappernden Freunde seien.

Der Maler hatte seinen Hut gezogen. „Tausendmal Vergebung,“ rief er über den Graben hinüber, „das Biest will die Rinne nicht nehmen, sonst . . . Hab’ ich die Ehre, Herrn Rittmeister Graeß vor mir zu sehen? — Doktor Alexander Sadert . . .“

Graeß grüßte zurück. „Verstehe ich recht — Doktor Sadert?“ fragte er.

„Ganz richtig, Herr Rittmeister: Better des Wendhuseners, aber von den Saderts aus den Ostseeprovinzen, die sich das ‚von‘ noch nicht leisten können. Bisher Dragoman beim russischen Konsulat in Algier und vom ersten Oktober ab russischer Geschäftsträger in Santa Fé de Bogota. Auch eine schöne Gegend. Da haben Sie in aller Eile meine ganze Biographie. Und nun möchte ich Ihnen gern die Hand drücken, aber mein Brauner will nicht.“

„Reiten Sie ein paar Schritt nach links, verehrter Doktor Sadert, da kommen Sie auf festeres Terrain und finden zugleich

so eine Art Brücke . . ." Der andre wandte sein Pferd, trat auf die Brücke, die freilich nur eine schwankende Bohle war, bugsierte seinen Gaul glücklich hinüber und sprang dann ab, den Zügel um seinen Arm schlingend.

Graez begrüßte den Ankömmling mit einem herzlichen Händedruck. "Sie sind mir nicht fremd, Herr Doktor," sagte er; "Ihr Wendhufener Better hatte mir sogar eine Empfehlung an Sie mitgegeben, als ich vor einigen Jahren in Algier war. Aber der Aufenthalt war so kurz bemessen, daß ich gar nicht dazu kam, die Empfehlung auszunützen. Mir ist übrigens so, als habe mir irgend jemand bereits erzählt, daß Sie in Wendhusen seien. Ich bin nur baß vor Staunen, Sie schon zu so früher Stunde durch die Welt reiten zu sehen."

Doktor Hadert lachte. "Ich habe immer zu den matinalen Naturen gehört, Herr Rittmeister. Nebenbei bin ich Maler — in der Tat, nebenbei" — und da hat mich der märkische Sonnenaufgang gelockt. Ich suchte die aussichtsreichste Höhe in dieser anmutigen Landschaft; man hat mir den Fuchsberg empfohlen, wo ich mich denn auch sesshaft gemacht habe. Flüche störten mich nicht; aber als ich Ihren ersten Schuß hörte, fuhr mein in Rosa getauchter Pinsel schreckhaft in das Grün des Baumschlags. Haben Sie denn hier Auerhähne?"

"Leider nur ein paar Ableger und auch sichtlich verirrte: Birkhähne, noch dazu auf fremdem Revier geschossen; das ist väterlicher Grund, drüben liegt meine Grenze. Stör' ich Sie in Ihrer Tuscharbeit, Herr Doktor? Sonst möchte ich bitten, Sie meiner Frau vorstellen zu dürfen. Ich glaube beinahe, Sie werden da eine alte Bekanntschaft erneuern können . . ."

Doktor Hadert wollte etwas erwidern; doch die Vorsicht schloß ihm den Mund. Graez rief Sangermann heran; der sollte das Pferd halten. Marie schaute auf, als die beiden nahten. Sie zuckte zusammen, ihre Augen blinzelten; der Sonnenschein auf ihrem Gesicht erlosch jäh, die Wangen wurden fahl. Sie drückte das Gewehr, das sie noch in den Händen hielt, fest gegen ihre Brust. Es war ein Feind, der da kam. An diesem Frühlingsmorgen fiel der erste dunkle Schatten in die reine Helle ihres Glücks.

"Marie," rief Graez, "sieh, wen ich da aufgesehen habe! Sagtest du mir nicht einmal apropos, du habest Doktor Hadert im Hause deines Onkels Gudowitsch kennen gelernt? —"

Marie wartete, bis die Herren dicht vor ihr standen. Sie grüßte verbindlich, mit leichter Kopfneigung, und als sie den Kopf wieder hob, flog ein rascher Blick zu dem jungen Diplomaten hinüber, ein Blick, in dem sich für die Dauer eines Moments

bittendes Flehen, zehrende Angst, Verzweiflung und auch etwas wie offene Drohung zu sammeln schien. Sie lächelte liebenswürdig und antwortete: „Ich glaube wohl, ich habe Ihren Namen zuweilen nennen hören, Herr Doktor, aber gesehen habe ich Sie meines Wissens nie.“

„Nein, gnädigste Frau,“ entgegnete Sadert, „wir haben uns nie gesehen . . .“ Er sagte dies ruhig und gleichmütig, während er die Hand, die Marie ihm reichte, unter respektvoller Verneigung an seine Lippen zog.

„Das ist eigentlich merkwürdig,“ meinte Graetz; „du bist doch häufig auf dem russischen Konsulat gewesen —“

„Ich hatte gesellschaftlich nur geringe Fühlung mit Erzellenz Gudowitsch,“ nahm Doktor Sadert rasch das Wort; „es lag dies an mancherlei — vor allem daran, daß wir uns nicht recht vertragen konnten . . . so etwas kommt vor — es war übrigens in der Hauptsache wohl meine Schuld . . . Haben gnädigste Frau längere Zeit in Algier verlebt?“

„Einige Monate. Der verstorbene Generalkonsul Gudowitsch war mein Onkel. Sie sind auf Besuch in Wendhusen?“

„Ja, gnädigste Frau. Ich hatte meinem Vetter seit Ewigkeiten versprochen, ihn einmal zu besuchen. Aber ich kann leider nur kurze Zeit bleiben. Ich muß Mitte nächsten Monats schon wieder in Petersburg sein.“

„Mitte nächsten Monats —? Oh, da sehen wir uns also am Zehnten noch in Wendhusen?“

„Zu meiner Freude, gnädige Frau. Ich hörte von meinem Vetter, daß am Zehnten so eine Art politischen Verbrüderungsfestes stattfinden solle. Da auch Damen zugegen sein werden, dürfte für gegenseitige Toleranz gesorgt sein.“

„Na na,“ sagte der Rittmeister und lachte. „Es geht gewaltig kriegerisch zu in unserm Kreise, lieber Herr Doktor, und ein Friedensschluß wäre zu allgemeinem Besten recht erwünscht. Aber ich fürchte, wir werden über lebhafteste Diskussionen nicht hinauskommen.“

„Das ist der Fluch des Parlamentarismus,“ entgegnete Sadert heiter. „Wir im heiligen Rußland sind besser daran. Da wird nicht viel geredet. Da wird befohlen und pariert. Freilich ist das bedingungslose Parieren nicht jedermanns Sache. Ich ziehe es vor, meiner Untertanenpflicht im Auslande zu genügen . . . Aber ich will die Jagd nicht weiter stören. Gnädigste Frau, es war mir eine besondere Ehre — Herr Rittmeister . . .“ Er küßte nochmals die Hand Marias und schüttelte die Rechte Graetzens.

Graetz begleitete ihn zu seinem Pferde. Sie sprachen noch einige Worte miteinander. Der Rittmeister hoffte auf baldiges

Wiedersehen und bestellte Grüße für die Herrschaften in Wendhusen. Als Doktor Hädert den Fuß in den Steigbügel setzte, den der alte Sangermann hielt, fiel sein Blick auf Marie zurück. Sie war stehen geblieben und starrte mit sonderbar verglastem Auge dem Russen nach. Nun sein Blick mit dem ihren sich kreuzte, hob sie die rechte Hand; ihr Zeigefinger berührte die Lippen. Als Hädert sich in den Sattel schwang, neigte er tief den Kopf; es konnte eine unwillkürliche Bewegung sein, doch Marie deutete sie anders. Hädert grüßte noch einmal. „Auf Wiedersehn am Behten, gnädigste Frau,“ rief er. Dann umritt er mit Vorsicht den Graben und kehrte auf dem Damm, der zu den Karpfenteichen führte, nach dem Fuchsberg zurück. Er ritt sehr langsam, so daß er noch einige Zeit sichtbar war, ehe er zwischen den Schwarztannen verschwand...

Marie saß bereits im Wagen.

Graef begann wieder fröhlich zu plaudern. Das war doch ein merkwürdiges Zusammentreffen mit diesem Doktor Hädert! Er verlor sich in Erinnerungen und sprach von Algier und dem ersten Kennen-lernen. „Es ist zu komisch,“ sagte er, „ich habe mir fest eingebildet, du hättest mir schon einmal von Hädert erzählt. Aber es kann auch ein Irrtum sein. Es ist schließlich gleichgültig —“

„Ganz gleichgültig, mein' ich —“

„Ich verstehe nur nicht, daß du ihn nicht kennen gelernt hast, wo du doch so viel auf dem Konsulat verkehrtest.“

„Du hörtest ja, Otto: er vertrug sich nicht recht mit Gudomißsch — er hatte wohl nur dienstlich mit ihm zu tun.“

„Ah ja, das sagte er! Übrigens ein netter und höflicher Mensch. Die Häderts sind alle Deutschrussen. Der Wendhusener hat sich erst bei uns naturalisieren lassen, als er sich bei uns ankaufte. Du, hör mal, Mausling, auf das sogenannte Verbrüderungsfest bin ich neugierig. Ich glaube nicht an die Verbrüderung. Die alten Herren werden auf ihrem Troß bestehen. Mit denen ist schwer zu verhandeln.“

Dieser Ansicht war auch Marie. Die Unterhaltung wurde politisch. Marie teilte alle Interessen ihres Gatten; sie nahm an der die Gemüter bewegenden Wahlfrage so lebhaften Anteil wie die Männer. Sie wurde erregt und begann hastig zu sprechen. Aber was sie sagte, wußte sie kaum. Ihr Herz zitterte, hundert Stimmen schrien in ihrem Innern. Ihre Finger verschränkten sich; plötzlich falteten sich ihre Hände. Dabei sprach sie, wie um sich zu betäuben, unermüdlich weiter; es war ein furchtbarer Zwang — es war eine Folter...

Als sie vor dem Schlosse aus dem Wagen stieg, war ihr, als müsse sie ohnmächtig zusammenbrechen. Doch in der Kraft der

Selbstbeherrschung war die kleine Frau geübt. Sie wechselte rasch ihre Toilette und erschien in einem roten Morgenrock am Frühstückstische. Diese Stunde war für Graek die liebste am Tage. Er pflegte noch nüchtern einen Rundgang durch das Gehöft zu machen; wenn er zurückkehrte, fand er seine Frau gewöhnlich schon an der Teemaschine. Die Frühpost, die der Milchwagen von der Station mitbrachte, lag auf dem Tische. Es war ein ganzer Stapel von Briefen, Drucksachen und Zeitungen. In der Zeit der Wahlvorbereitung häufte sich die Korrespondenz; auch die Flugblätter begannen bereits zu schwirren.

Während Marie die Bereitung der Toaste an der kleinen Röstmaschine überwachte, erbrach ihr Gatte die Briefe. Die geschäftlichen flogen in einen Bastkorb, der neben ihm stand; sie wurden später durch den Sekretär erledigt: „Wahlen, Wahlen, Wahlen,“ sagte Graek; „ich fürchte, Marie, wir haben gewaltig in das Wespennest gegriffen. Uhlenhausen bombardiert mich mit Bitten, die Kandidatur Göffel schießen zu lassen. Feldern schreibt einen leidenschaftlichen Brief und appelliert an meine Ehre als Edelmann. Wahrhaftig, als Edelmann! Es klingt wie eine Drohung, als wolle man gegen mein Anliegen, den Adel wieder aufnehmen zu dürfen, mit Sense und Morgenstern zu Felde ziehen.“

„Es geschieht ja doch nur der Mama zuliebe,“ warf Marie ein.

„Über natürlich. Ich persönlich — wahrhaftig, ich hätte nicht mehr an den Adel gedacht. Ich würde mich überhaupt nicht darum bemüht haben, wenn wir nicht die Berechtigung hätten. Der Brief Felderns ärgert mich. Nu' grade!“

„Bravo,“ sagte Marie. „Dies ‚nu' grade‘ entspricht meinem Empfinden. Kein Starrsinn, aber vornehmer Troz. Was wollen die Leute? Es ist ein Unfug, im politischen Kampfe aus dem Hinterhalt zu drohen. Warum nicht Brust gegen Brust und mit blanken Waffen — wie du?“

„Weil der Hinterhalt Deckung gewährt. Du sprichst von vornehmem Troz. Den haben die andern auch. Aber sie überlegen nicht; sie haben auch Furcht. Sie wollen von der sozialen Frage nichts wissen. Weißt du warum? ich weiß es. Sie sorgen sich, dies große Fragezeichen könne sie in ihrer Existenz bedrohen. Es ist der Egoismus, an dem unsre Parteien kranken.“

Marie zerbröckelte eine Scheibe Weißbrot auf ihrem Teller. „Ich glaube, Schak,“ sagte sie, „wir haben uns schon durch die Anlage der Kolonie in der Nachbarschaft wenig beliebt gemacht.“

„Natürlich,“ erwiderte der Rittmeister. „Die Kolonie war meine Idee, ist auch rein materiell dein Werk, wenigstens zum großen Teile. Und ich bin dir dankbar dafür. Ich brauche keine Wanderarbeiter mehr. Die Affordarbeit der Fremden erbittert

die eigenen Leute immer. Das sehen die Nachbarn nicht ein. Sie räsonnieren darüber, daß wir unsern Tagelöhnern „Paläste bauen“; selbst der Papa schimpft, wir nährten nur die Unzufriedenheit an andern Stellen. Ja, du lieber Gott, soll ich auf die Torheit andrer Rücksicht nehmen?“

„Ganz gewiß nicht, Otto. Aber denke dir, zuweilen habe ich doch auch das Gefühl, als ob wir nicht — nicht zweckmäßig genug zu Werke gegangen wären. Ich habe mir eingebildet, die Leute müßten glücklich sein, so mit einem Schlage ihrer Alltagsorgen überhoben zu sein. Und ich merke nichts von dieser Glückseligkeit.“

Graetz lächelte überlegen. „Liebes Kind, auch im Glück ist die Gewohnheit alles. Die Leute wollen zum Glück erzogen sein. So ist es. Selbst günstige Veränderungen lassen sich nicht ohne Widerspruch durchführen. Das liegt in der Natur des Menschen. Schon in Jahresfrist wirst du anders sprechen . . .“ Er durchflog seine Briefschaften weiter und gab dabei zuweilen ein erläuterndes Wort über den Inhalt . . . „In Rodnow hat der kleine Doktor Wanowski gegen die Deutschsozialen gesprochen. Feldern hat ihn dabei unterstützt. Der Herr Baron sollten etwas vorsichtiger sein in der Wahl seiner Kumpanei.“

„Ich halte den Polen für einen gefährlichen Schleicher und verstehe nicht, daß der Major v. Albinus so befreundet mit ihm ist.“

Graetz zog die Schultern hoch. „Da gehen Dinge vor, die wir nicht beurteilen können, Maus. Albinus ist zweifellos geistig nicht völlig normal . . .“ Er schob Marie eine Karte zu. „Etwas Erfreulicheres: ein Gruß von Kapitän Dietrichsen; er denkt allen Ernstes daran, uns zwischen seinen beiden nächsten Fahrten auf einige Tage zu besuchen.“

Marie überflog die Karte. Sie kam aus Konstantinopel und trug die Ansicht der Galatabrücke. Man konnte in Rüttersdorf mit Sicherheit darauf rechnen, daß von Dietrichsen alljährlich ein paar Duzend Ansichtskarten vom Mittelmeer eintrafen, die regelmäßig ihre freundliche Beantwortung fanden. Im übrigen beschränkte sich die Verbindung mit den Fahrtenossen auf der Therapie auf die gedruckte Mitteilung erfreulicher Familienereignisse. So stand man in Rüttersdorf noch immer in lockeren Beziehungen zu den Reisegefährten nach dem Orient und freute sich darüber. Die einzigen aus jenen Tagen, mit denen man dann und wann auch persönlich zusammentraf, waren der Apotheker Fahrenheit und seine Gattin. Aber das war gewöhnlich ein fragwürdiges Vergnügen. Die Sonne der Fahrenheits war stark im Verbleichen. Man lud sie nur noch selten ein; man übersah sie gern. Es hieß, er wolle seine Apotheke verkaufen und nach Rheheim ziehen.

Am heutigen Morgen wurde man vielfach an die Vergangenheit erinnert. Auch Graf Will Limbach hatte geschrieben. Er hatte ganz plötzlich den Abschied eingereicht, angeblich wegen eines heftigen Streites mit seinem Kommandeur; das „cherchez la femme“ war dabei aufgetaucht. Nun wollte sich Will irgendwo ankaufen. Er hatte gehört, daß Baron Feldern auf Groß-Scharlibbe sich nur noch schwer zu halten vermöge und fragte an, ob die „Plitsche“ billig zu bekommen sei und ob man sich auf ihr, in Ehren durchhungern“ könne.

Doch noch lebhafter mahnte ein kleiner Zeitungsartikel die beiden an verflossene Tage. Der Rittmeister hatte nur flüchtig in die Blätter geschaut, stutzte jedoch plötzlich und lachte dann fröhlich auf.

„O Schatz,“ rief er, „das ist ganz köstlich! Das mußt du hören. Eine die ganze gelehrte Welt in allen Fugen erschütternde Neuigkeit aus — ja, woher? — aus Karthago! Also hör' zu . . .“ Er las vor: „Wie dem „Gaulois“ aus Tunis gemeldet wird, hat man auf dem Trümmerfelde der großen Basilika in Karthago einige neue Entdeckungen gemacht. Die interessanteste ist ein Marmorsarkophag, den man in einer Nische fand, die durch nichts als durch ein undurchbringliches Gewirr von Kastusstauben, Agaven und Aloen von der Außenwelt abgeschlossen war. Als man den Sarg öffnete, fand man etwas Wunderbares, nämlich die außerordentlich gut erhaltene Mumie eines jungen Mädchens von hoher Schönheit. Die ganze Art der Einbalsamierung und der Umwidlung weist auf Agypten und zwar nach Theben hin. Es ist nun die Frage: wie kam der Sarkophag mit der Mumie in die christliche Basilika? Vielleicht war das junge Mädchen eine vornehme Agypterin, deren Vater durch Handelsgeschäfte in Karthago zurückgehalten wurde, die zum Christentum übergetreten war und die man aus Dankbarkeit für irgend eine große Stiftung in der Basilika beigesetzt hat. Merkwürdig ist auch folgendes: bei der Entdeckung der Nische fand man auf dem Sarge einen verdorrten Rosenstrauch. Die Untersuchung ergab, daß er kaum länger als einige Jahre hier gelegen haben konnte. Herr Dubevant, der Leiter der Ausgrabungen, hat den Sarg in den Vorhof der Ludwigskapelle schaffen lassen; die Mumie ist im Museum untergebracht worden . . .“

Graef ließ das Zeitungsblatt sinken. „Schatz,“ sagte er lachend, „das ist unsre Nische und unser Sarkophag und unser Rosenbuschen! Weißt du noch —?“

„Weißt du noch?“ wiederholte sie leise . . . Wie stand das Damals hell und glänzend in ihrer Erinnerung! Der heiße Tag im staubdurchwehten Karthago — der Spaziergang durch das

weit verstreute Trümmerfeld der Basilika — die kühle Grotte mit dem Vorhang aus wild verwachsener Myrte und wucherndem Feigenkaktus: das Gurren der Tauben draußen im Busch, und drinnen der rhythmische Fall des sich am Moospolster der Decke sammelnden Wassertropfens — die duftenden Rosen auf dem Marmor des Sarkophags und des Mannes heiße verliebte Augen . . . Sie wußte noch alles und sah alles wieder vor sich.

„Es ist doll, es ist doll,“ fuhr Graetz heiter fort, „— also eine Mädchenmumie barg der geheimnisvolle Sarg, und wir dachten an einen Krieger wie Gelimer oder einen großen Patriarchen. Hast du die Grotte nicht auch photographiert? Aber wir geben das Bild nicht aus der Hand — man kriegt es fertig und bezichtigt uns noch der Tempelschändung. Dein Rosenstrauch macht den Gelehrten Kopfschmerzen — ach, dein Rosenstrauch! Liebling, weißt du noch? Ich hatte die Rosen in Tunis gekauft, von einer alten Negerin, die ein schokoladenbraunes Baby an der Brust trug. Du stecktest die Rosen in deinen Gürtel. Du trugst eine rote Bluse und einen schottischen Rock. Wir sprachen von Flauberts ‚Salambo‘; ich kannte es nicht, du maltest mir das alte Karthago in die blaue Luft. Nun habe ich ‚Salambo‘ gelesen und vieles andre und auch deine Gedichte; Teufel, bin ich gescheit geworden an deiner Seite! . . .“ Er sprang auf, legte dabei Briefe und Zeitungen vom Tische und umarmte Marie . . . „Geliebtes Herz,“ rief er, „es geht nicht anders, ich muß dich küssen! Das wollte ich damals schon, aber ich war ein Esel. Alles stürmte in mir, und als ich dich von der Mauer hob, in deiner lodernen Bluse und mit dem über die Stirn wehenden Haar, da hätte ich dich am liebsten abgeküßt, bis dir der Atem vergangen wäre. Aber ich tat es nicht. Warum nicht? Ich wollte maßlos korrekt sein. Ich hatte dich lieb und wollte dich heiraten. Doch erst wollte ich wissen, wer du bist! . . .“

Er bog ihren Kopf ein wenig zurück und preßte seinen Mund in überwallender Zärtlichkeit auf den ihren.

Marie hatte ihre Arme um seinen Hals gelegt und sah ihn mit einem Blick an, der seine Zärtlichkeit zurückgab; aber es lag auch noch ein anderer Ausdruck in dem grauen Auge, das sich dunkel schattiert hatte wie brüniertes Eisen, etwas wie Frage und Antwort zugleich, wie Hoffen und Sehnen, wie zache Bangigkeit und frohes Gewißsein.

Sie stand auf und hängte sich an ihn. „Sag mir noch einmal, daß du mich liebst,“ bat sie; „daß du mich schon damals geliebt hast, wie du mich heute liebst — daß deine Liebe stark wie der Wille und groß wie die Allmacht, — daß sie mit aller ihrer siegenden Kraft nur mich wollte, wie ich bin — ja, wie ich bin!“

„Komm her,“ entgegnete er, setzte sich und zog sie auf seinen Schoß. „Du Dichtergemüt,“ fuhr er fort und strich über ihr braunes Haar, „was soll ich dir noch alles schwören! . . . Sieh, heut bin ich ja ein anderer geworden, aber damals — da steckte noch so ein gewisses Philistertum in mir, das alles hübsch geglättet und geordnet haben wollte, klar und brav und nach dem Abc der guten Sitte . . . Du flogst in der Welt umher wie ein buntes Vögelchen; ich kannte dich noch gar nicht —“

„Doch,“ fiel sie ein, „du kanntest mich. Da du mich liebtest, kanntest du mich auch.“

„Dich ja — aber doch nur dich selbst, dich von Person, dein Gesicht, dein Auge, dein Haar, auch dein Wesen —“

„Ah ja,“ sagte sie, „die Person, aber das genügte dir nicht. Die Personalien, die fehlten noch — der prosaische Abschleiß auf dem Glanze der Poesie . . . Aber hab’ ich dir nicht alles erzählt?“

„Ja,“ erwiderte er, „gewiß — ach, Herzenkleine, spottete nicht! Mir selbst — wahrhaftig, mir genügte ja auch deine Erzählung; aber da kam Will und sagte: hör mal, sie ist reizend — immerhin, man muß nähere Erkundigungen über sie einziehen, das geht nicht anders, das sind wir unsrer Familie schuldig. Und da fragte er bei deinem Bankier in London an.“

Marie nickte. „Natürlich, das war das einfachste. Und was hat er zurückgefabelt?“

„Was vorauszusehen war. ‚Tadelloser Ruf‘ — so ähnlich.“

„Und nun war Will zufrieden?“

„Ja . . . Liebling, Will ist nun einmal so. Damit war quasi der Form genügt: nun konnte die Aufnahme in die Familie in Feierlichkeit erfolgen.“

„Gut,“ sagte Marie. Sie saß noch auf dem Schoß ihres Mannes, aber ihre Arme umschlangen ihn nicht mehr; sie hielt die Hände gefaltet und schaute ihn ernst an. „Eine Frage, Otto. Zufällig wußte der Bankier Bescheid. Aber es hätte auch anders sein können. Der Platsch geht über Meere und Lande. Nimm an, ihm sei zugetragen worden, ich sei ein leichtsinniges Mädel — und in ähnlichem Sinne hätte auch sein Telegramm gelautet. Was wär’ dann gewesen, Otto?“

„O du süße Närrin, welch dumme Frage!“

„Bitte, Otto, was hättest du getan? — Du hättest dich in den nächsten Zug gesetzt und wärst mit aller deiner heißen Liebe schleunigst nach Norden gedampft — und Will hätte ein Kreuz geschlagen . . .“

Wieder wollte Graetz mit einem Scherz die Entgegnung umgehen. Aber der Ernst im Auge seiner Frau fiel ihm auf. Er zog sie an sich und herzte sie. „Geliebte Törrin,“ sagte er unter Küssen,

„glaubst du wirklich, ich . . .“ Er brach ab und sein tändelnder Ton wandelte sich. Er küßte sie nicht mehr, nahm aber ihre Hände und hielt sie fest. „Kleine, es gab damals sehr ernste Stunden für mich. Ich war kein Jüngling mehr, als ich dich kennen lernte. Da kam die Überlegung von selbst. Gewiß, ich wollte die Erkundigung bei Robinson Ritchie nicht — das schien mir ein unwürdiges Hintenherum — ich wollte es nicht . . . aber Bill handelte auf eigene Faust . . . Da ist denn auch einmal die Frage in mir aufgetaucht: wenn nun wirklich nicht alles in Ordnung ist? wenn irgend ein dunkler Punkt sich zeigt? — — mißversteh mich nicht, Schatz, es konnte ja etwas sein, an dem du selber unschuldig warst, es konnte auch . . . ja, Marie, was soll ich dir sagen — es schwirrte gewissermaßen der Gedanke an eine schwarze Möglichkeit durch mein Hirn — und in dieser Stunde rief ich mir zu: was auch sein möge, meine Liebe wird alles überwinden! Überwinden — so groß war meine Liebe . . . Und dann lachte ich mich aus und schalt mich bitter, daß ich überhaupt zweifeln konnte. Und jetzt lache ich dich aus und sage dir: du bist eine Närrin, eine süße zwar, aber du bist es, weil du so dumme Fragen stellst und sie auch gleich ebenmäßig beantwortest —“

„Still!“ rief Marie. Nun lag kein Dunkel mehr in ihren Augen, es war da ein leuchtender Glanz, es war ein seliges Frohlocken. „Still, Otto, ich will meine Dummheit zu Ende führen und dir ein Geständnis machen: es ging mir ganz ähnlich wie dir. Ich wollte dich. Aber auch bei mir kam die Überlegung: paßt er zu dir? Ist er nicht schon grau an den Schläfen? Wirßt du stillstehen können, Wandervogel, in seinem heimischen Neste? — Es kamen ein paar Duzend Fragen. Und die aller schwerste: liebst du ihn wirklich so sehr? — Otto, jetzt kommt das Geständnis. Ja, antwortete ich mir, du hast ihn lieb, sonst würdest du ihn nicht wollen. Aber es ist ein Unterschied zwischen Liebe und Liebe. Damals — damals war es doch nur mehr ein Gernhaben, eine ehrliche Neigung — und heute, du Einziger, liebe ich dich leidenschaftlich und mit ganzem Herzen, lieb’ ich dich über alles, alles in der Welt!“

Sie warf sich stürmisch an seine Brust, und in ihre Küsse mischte sich der Freudentau ihrer tropfenden Augen. —

13

Die beginnende Wahlzeit setzte auch im Kreise Ost-Rodnow recht lebhaft ein.

Von der ersten Reichstagsession an hatte Ost-Rodnow, wie die meisten Landbezirke der Mark, konservativ gewählt. Damals

hatte der alte verstorbene Schloßhauptmann Graf Warby den Kreis vertreten; sein Sohn, der Hohen-Elber, heute auch schon ein Sechziger, war sein Nachfolger geworden.

Das konservative Element im Kreise überwog zweifellos; man verließ sich darauf und betrieb die Agitation ziemlich lasch, bis die Sozialdemokratie, zunächst in den Industriebezirken und namentlich in den Kohlenrevieren der Neumark, zu wachsen begann und ihr Gegengewicht fühlbar machte. Aber noch ein anderer Gegner der Konservativen trat auf den Plan: das Antisemitentum. Daß der Antisemitismus gerade in Ost-Preußen Anhänger fand, hatte seine besonderen Gründe. Um ein Zurückdrängen jüdischen Einflusses konnte es sich hier nicht handeln, denn die Judenfrage hatte im Kreise niemals eine Rolle gespielt. Nun aber trat ein Antisemit von radikal demokratischer Färbung auf den Schauplatz, der in seinen Flugblättern und Versammlungsreden den Konservatismus auf das bitterste befehdete und sich besonders den grundbesitzenden Adel auf das Korn nahm. Die Erfolge des Herrn Firmenich waren zum Teil wohl seiner sehr geschickten, wenn auch strupellosen Agitation zuzuschreiben, sie hatten doch aber auch ihre tiefer liegenden Ursachen.

Die stärkste Stütze des Konservatismus im Lande war bisher das Bauerntum. Die ganze Natur des Bauern ist urkonservativ. Aber es ist ein alter Fehler der konservativen Politik gewesen, daß sie auf die aristokratische Eigenart des Bauern wenig Rücksicht nahm. Sein tief eingewurzeltetes Mißtrauen gegen das Beamtentum erfuhr durch den modernen Bureaucratismus noch eine Stärkung; auf den Kreistagen hatten die Vertreter des kleinen Grundbesitzes oft erbitterte Kämpfe gegen die politische Amtsgewalt zu führen. Auch der Landrat vergaß nur allzuoft, daß der Bauer eine ihm gleichwertige politische Macht ist; die übermächtige Nachbarschaft löste manches alte Bauerngut auf und riß es an sich. Vor allem aber war es die Freizügigkeit, die liberale Ideen auch in das Bauerntum trug. Der jüngere Nachwuchs blieb nicht auf der Hufe, sondern drängte in die großen Städte und brachte bei der Heimkehr die neuen Ideen mit in das Dorf. Hilfreich für den Zerlegungsprozeß erwies sich der schon aus der Art geschlagene Bauer, der Krämer, Holzhändler und Allermweltsagent, der am liebsten in den Dörfern ohne Herrschaftssitz festen Fuß faßte, der in die Welt geguckt hatte und zum Râsonneur an den bestehenden Verhältnissen wurde.

In den letzten Jahren hatte sich abermals eine politische Verschiebung bemerkbar gemacht, und zwar diesmal zugunsten der Sozialdemokratie. Der Parteivorstand war klug gewesen, einen vielgenannten Genossen gemäßigerer Richtung aufzustellen;

Firnenich blieb der Kandidat der Antisemiten, von national-liberaler Seite wurde ein Rechtsanwalt Dieffenbach in das Treffen geschickt. Bei den Konservativen hielt man an dem Grafen Barby fest, obwohl der Hohen-Elker verständig genug war, selbst vorzuschlagen, bei der herrschenden Strömung von ihm abzusehen und einen kleineren bürgerlichen Grundbesitzer aufzustellen.

Wie die Verhältnisse im Kreise lagen, war kaum eine Aussicht vorhanden, Barby durchzubringen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde es abermals zur Stichwahl kommen, und zwar diesmal zwischen dem Antisemiten und dem Sozialdemokraten; daß der letztere die größeren Chancen hatte, war um so klarer, als Firmenich in der verflossenen Session durch eine wütende Brandrede gegen die jüdischen Großbafare namentlich bei den liberalen Städtlern argen Anstoß erregt hatte.

In den Plakregen der Flugblätter fiel auch ein Aufruf der deutschsozialen Partei hinein. Es war dies eine etwa zehn Jahre zurückliegende Gründung des Doktor Gössel. Gössel war Chemiker, der einzige Inhaber der großen chemischen Reinigungsanstalten von Gössel & Co. bei Berlin, zugleich Besitzer des Ritterguts Langenpfehl im Ost-Rodnower Kreise, wo er jedoch immer nur einige Sommermonate zu verleben pflegte. Bei der Begründung der neuen Partei hatte Doktor Gössel, eine stille, lebenswürdige Gelehrtennatur, wohl zunächst rein humanitäre Zwecke im Auge gehabt. Allmählich aber wurde er aktiver in die Politik gedrängt und trat nun, sich auf den Boden nationaler Sozialreform stellend, in scharfen Gegensatz zu der Sozialdemokratie. Die Partei verstärkte sich durch die Wahl zweier Abgeordneter, die den linken, namentlich in den Rheinlanden Anhänger zählenden Flügel der Deutschsozialen vertraten, während Gössel selbst mehr der konservativen Richtung angehörte. Er hatte in Ost-Rodnow bereits zweimal kandidiert, hauptsächlich nur deshalb, um sich durch das Stimmenresultat von dem Gedeihen seiner Partei in dem Kreise zu überzeugen, in dem er angesessen war. Tatsächlich war auch ein nicht unerheblicher Stimmenzuwachs zu verzeichnen gewesen. Nun aber glaubte Gössel den Zeitpunkt zu einer energischeren Agitation gekommen zu sehen, und sein Freund, der Rittergutsbesitzer v. Gädert in Wendhausen, hatte ihn in dieser Ansicht auf das lebhafteste unterstützt.

Der Aufruf der Deutschsozialen gipfelte in einem Appell an die Nationalgesinnten im Kreise, ihre Stimmen auf Doktor Gössel zu vereinen, als dem Vertreter einer Partei, die im Toben des politischen Kampfes gewissermaßen die Mitte halte und der sich,

unbeschadet prinzipieller Gegensätzlichkeit in einzelnen Fragen, unter den gegebenen Verhältnissen sowohl Konservative und Liberale wie auch die monarchisch gesinnte Arbeiterchaft anschließen könnten.

Neben Herrn v. Sadert war Rittmeister Graetz ein begeisterter Verfechter dieser Auffassung. Er war nie ein politischer Heißsporn gewesen. Er neigte seiner Natur nach zur Bequemlichkeit und zu einer sehr gemächlichen, in äußerst ruhigen Bahnen kreisenden Weltanschauung. Seine Interessen hatten sich bisher auf die Landwirtschaft beschränkt; er führte durchaus kein untätiges Dasein, im Gegenteil, er war in seiner Art ein fleißiger Mann, den man von früh bis spät auf den Feldern sah, und die Nachbarn rühmten auch seine Intelligenz; aber sein Leben bewegte sich in den engsten Grenzen, und diese Grenzen zog er sich selbst.

Es wurde schon im ersten Jahre seiner Verheiratung manches anders. Marie war anfänglich nicht allseits mit offenen Armen empfangen worden. Die alten Herrschaften in Stodhausen waren empört darüber, daß ihr großes Kind sich ohne ihre Einwilligung gewissermaßen hinter ihrem Rücken und noch dazu in der Fremde, eine Frau geholt hatte. Das Ehepaar Fahrenheit hatte auch wenig Günstiges über die „Dame aus Kanada“ verbreitet. Die beiden hüteten sich wohl, Marie etwas Nachteiliges nachzusagen; aber was sie mit Achselzucken, gekräuselter Lippe und mokantem Lächeln von der emanzipierten Amerikanerin erzählten, war nicht gerade geeignet, Marie in vorteilhaftem Licht erscheinen zu lassen. Indessen Marie ahnte, daß sie sich hier erst ihre Stellung erkämpfen werde müssen; der Widerstand traf sie nicht unvorbereitet. Bei den Schwiegereltern siegte sie bald; den Triumph bildete das Zwillingspaar. In der Nachbarschaft gewann sie schrittweise an Boden. Es gab freilich noch vieles an ihr zu tadeln. Die blonden Landratsstöchter kamen nicht darüber hinaus, daß sie in Bloomers radelte. Frau v. Felbern behauptete, sie trüge auch zu großer Toilette kein Korsett; das gab Streit; sie trüge einen Gürtel, meinte Frau v. Robinski; Frau v. Felbern blieb bei dem fehlenden Korsett, das sei nicht schicklich, das lenke das Auge auf sich. Mariens Toiletten wurden grimmig kritisiert; man fand sie auffällig; dann gefiel dies und jenes; dann wurden sie kopiert; dann fragte man nach ihrer Schneiderin. —

Gegen Ende des ersten Jahres ihrer Heirat hatte Marie von dem Bankier Ritchie in London die Nachricht erhalten, daß der verstorbene Generalkonsul Gudowitsch sie testamentarisch mit einem Legat von einigen hunderttausend Mark bedacht habe. Die Petersburger Gerichte hatten lange nach ihrer Adresse gesucht; selbst das russische Konsulat in Algier konnte merkwürdigerweise

keine Auskunft geben. Dagegen fand sich in den Büchern des dortigen englischen Konsulats eine Notiz über ein Paßvisum für Fräulein Marie-Angélique Savin de la Rocque zwecks Erhebung einer Geldsumme beim Crédit Lyonnais. Von dort aus war die Spur weiter zu Robinson Ritchie nach London geführt worden.

Marie war über die Erbschaft, obwohl sie ihr nicht unerwartet kam, keineswegs erfreut. Es sei eine Schrulle ihres Onkels Gudo-witsch gewesen, der Einfall einer Sekllaune — wenn sie sich recht erinnere, das Resultat einer albernen Wette, die man im Scherze geschlossen habe. Marie war erregt und böse; der verstorbene Oheim hatte in Rußland vermutlich ärmere Verwandte als sie; sie bedurfte dieses Legats nicht, sie erklärte trotzig, es ablehnen zu wollen.

Graetz dachte ruhiger. Es war eine rechtmäßige Erbschaft. Und wenn man selbst im Überflusse lebt, man wirft eine große Summe nicht aus dem Fenster. Arme gibt es zudem nicht nur in Rußland, die gibt es auch hier. Er schlug vor, das Legat anzunehmen und zu einer wohlthätigen Stiftung zu verwenden.

Aus der Stiftung wurde nichts, dafür entstand am Fuße des Schloßparks die Arbeiterkolonie, die je nach Bedürfnis allmählich ausgebaut und erweitert werden sollte; zu gleicher Zeit wurden verschiedene Wohlfahrtskassen für Bedürftige, Kranke, Witwen und Waisen gegründet.

Diese Kolonie bildete den Anstoß für Graetz zu einer interessanteren Beschäftigung mit der Arbeiterbewegung. Der Landarbeiter ist im Gegensatz zu dem Industriearbeiter das konservativere Element. Aber in ähnlicher Weise wie der Bauer durch die Regierungsmaschine wurde der Landarbeiter durch den Gutsherrn vernachlässigt. Die Klage um die Leutenot wurde immer lebhafter; doch auch die Verschärfung der Arbeitsverträge und die Strafeinsetzung für Kontraktbrüche konnte sie nicht lindern. Unter den Alleingewesenen des Kreises war Graf Barbh der einzige, der nicht in die Klagen mit einstimmte: bei ihm gab es Tagelöhnerfamilien, die schon durch Generationen in den Diensten der Hohen-Elber gestanden hatten und nicht daran dachten, fortzuziehen. Das war ein Fingerzeig. Doktor Gössel hatte in seiner Musterfabrik die ganze Arbeitergenossenschaft gewissermaßen in eine einzige große Familie verwandelt; ähnliche Versuche waren in Langenpfehl und bei Herrn v. Hadert in Wendhausen geglückt.

Die Kolonie erregte Aufsehen im Kreise. In den Versammlungen der wirtschaftlichen Vereinigung wurde so gewaltig gegen diese umstürzlerischen Reformen gewettert, daß Graetz seinen

Austritt erklärte. Aber der Sturm wuchs, als ein neues Flugblatt der deutschsozialen Partei unter den Unterschriften auch den Namen des Rüttersdorfers trug. Man faßte dies als eine Lossagung von den Konservativen auf; der dicke Fiddichow drohte mit Acht und Bann, der Landrat war außer sich, der alte Graeg in Stochhausen fluchte so ungebührlich, daß seine Frau ihn ersuchte, sich in das Freie zu begeben und dort zu Ende zu donnerwettern. Da trafen eines Tages auf den Gutshöfen Einladungen zum zehnten Juni nach Wendhusen ein; Herr v. Sadert wünschte die Ziele der Deutschsozialen klarzulegen und sich mit den Nachbarn zu verständigen. Die Anwesenheit des Doktor Gössel war in Aussicht gestellt worden.

Zwei Tage vorher feierte man in Rüttersdorf das Wiegenfest Marias. Am nächsten Morgen schlief das junge Ehepaar etwas länger als gewöhnlich. Dem Fackelzug der Gutsarbeiter war noch ein gemeinsames Festmahl der Leute im Speisehaus der Kolonie und dann ein Tanz gefolgt, dem die Herrschaft bis über Mitternacht hinaus beiwohnte. Es war ein fröhliches Fest gewesen, aber für Marie ein wenig angreifend; sie wachte mit leichter Migräne auf.

Die Morgenpost brachte eine Überraschung. Doktor Gössel schrieb, sein Gesundheitszustand nötige ihn wider Hoffen und Erwarten, auf seine Kandidatur Verzicht zu leisten. Er war im Winter an einer Lungenentzündung erkrankt, befand sich jedoch seit langem in der Rekonvaleszenz und hatte geglaubt, die parlamentarischen Mühen, vor allem aber die Wahlvorbereitungen ohne Beschwerden auf sich nehmen zu können. Nun war indessen ein Rückfall eingetreten, der ihm die größte Schonung auferlegte. Er sollte nach Görbersdorf, dann nach Davos und im Winter nach Ägypten. Als seinen Nachfolger in der Kandidatur bezeichnete er Graeg.

„Sie sind alles in allem noch eine bei weitem geeignetere Persönlichkeit als ich selbst, lieber Rittmeister,“ so las Graeg seiner Frau aus dem Briefe Gössels vor. „Ich habe allerdings auch an Freund Sadert gedacht und bei ihm telegraphisch angefragt, wie er sich zur Sache stelle. Er hat stritte abgelehnt und mich an Sie gewiesen. Was Sie vor uns beiden voraushaben, ist in erster Linie die längere Gesetzhaftigkeit im Kreise. Der Name Graeg wird allein schon für uns wirken. Ich könnte noch ein Duzend Schmeicheleien hinzufügen, aber wenn sie auch der Wahrheit entsprächen — sie sind Überfluß. Um Ihnen mit Hinterlist und Tücke zuvorkommen, habe ich bereits das Wahlkomitee benachrichtigt; da ist man mit Jubel einverstanden. Sadert wird die Agitation leiten; er hat auch Druck und Ber-

sendung der Broschüren, Aufrufe, Flugblätter, die Auswahl der Wanderredner, kurzum die ganze Organisation übernommen. Bei der Beratung mit den Konservativen empfehle ich Ihnen weniger Diplomatie als Offenheit. Die wenigen Programmpunkte, die uns von ihnen trennen, sind rein materialistischer Natur, und ich denke, man wird nicht so kleinlich sein, sie ins Bordertreffen zu rücken, wo Ihr Sieg zugleich die Niederlage des gemeinsamen Feindes bedeutet. Ich bitte Sie herzlichst, mein lieber Rittmeister . . .

„Und so weiter,“ schloß Graetz, indem er den Brief zusammenfaltete und sich über die Stirn strich, „— den Rest schenke ich dir. Was sagst du dazu, Marie? Das hat mir gerade noch gefehlt. Kandidat der Deutschsozialen! . . .“ Er sprang erregt empor und schritt im Zimmer auf und ab . . . „Du hättest Papa gestern abend hören sollen! In politics ist mit ihm überhaupt nicht zu reden. Er wird schäumen, wenn er erfährt, daß ich an Gössels Stelle trete.“

„Er wird sich wieder beruhigen, wenn er sieht, daß du fest bleibst,“ antwortete Marie.

Graetz blieb vor ihr stehen. „Du meinst also, ich soll die Kandidatur annehmen?“ fragte er.

„Lieber Otto, das ist eine Frage, die ich nicht ohne weiteres mit Ja oder Nein beantworten kann. Daß der Mann zu den großen öffentlichen Angelegenheiten Stellung nehmen muß, scheint mir klar. Er gehört in die Politik. In welchem Maße er sich mit ihr beschäftigt und inwieweit er aktiv an ihr teilnimmt, das hängt natürlich von seinem persönlichen Interesse an der Sache ab.“

„Es ist stark bei mir,“ sagte Graetz, „ja wahrhaftig — es reizt mich außerordentlich, einmal meine ganze Kraft in diesem Kampfe einsetzen zu können. Aus zweierlei Gründen. Es ist ein Kampf gegen den Nationalfeind wie gegen den demokratischen Antisemitismus, es ist aber auch zugleich ein Auslehnen gegen die stabil gewordene Selbstsuchtpolitik in unsern eigenen Reihen.“

„Es ist ein Kampf gegen die Gedankenfron — das würde mich wieder am meisten reizen,“ sagte Marie. „Ich bin keine Politikerin, aber ich habe aus deinen Schilderungen unsre politischen Verhältnisse doch immerhin zur Genüge kennen gelernt, um zu wissen, welche Rolle die autokratischen Elemente spielen. Die Parole wird ausgegeben — und die Masse gehorcht folgsam. Was ist denn die Masse? Nichts anderes als ein großes Philisterium, eine Horde von Dilettanten, die in ahnungsloser Beschränktheit dem Leithammel folgt. Das ist in allen Parteien dasselbe. Wer sich einmal das Recht der eigenen Meinung erlaubt der ‚fliegt hinaus‘.“

„Darauf muß auch ich gefaßt sein,“ erwiderte Graek. „Ich weiß ja auch nicht einmal, ob wir auf dem rechten Wege sind — ich glaube es nur, und es ist doch die Überzeugung, die stark macht. Schwankte ich noch, dann würde ich keinen Augenblick zögern, die Kandidatur abzulehnen. So aber — — ich meine, ich tue ein gutes Werk, wenn ich sie annehme . . . Marie, du kennst mich. Ich bin nicht eitel und bin nicht ehrgeizig genug, als daß mir an einer fragwürdigen Popularität liegen würde. Es ist mir einfach ein Herzensbedürfnis, da tatkräftig und nach bestem Wissen helfend einzugreifen, wo ich sehe, daß man mit unzweckmäßigen Mitteln der wachsenden Unzufriedenheit steuern will. Der praktische Sozialismus ist wie das praktische Christentum: helfen kann man nur, wenn man vom Eigenen abgibt. Das hat mit kommunistischer Gleichmacherei nichts zu tun, es steckt eher das Empfinden noblen Herrentums dahinter: die gut zu halten, die uns dienstbar sind. Daß dabei auch ein gewisser Egoismus mitspricht, ist nur verständlich; es ist wenigstens ein gesunder, denn wer Opfer bringt, kann auch verlangen . . . Also, Marie, ich meine, ich nehme an. Wenn es auch bittere Kämpfe kosten, wenn ich auch schließlich allein bleiben sollte.“

„Komm her,“ sagte Marie, „und küsse mich. Du wirst nie allein sein, so lange ich bei dir bin.“

„So lange,“ wiederholte er und zog sie an sich. „Wie lange? — Immer!“

„Ja, immer — immer! Ja, Otto, immer . . . sonst müßte ich sterben . . .“

Er hob sie auf, nahm sie wie ein Kind auf seinen Arm und so küßte er sie. Das war seine stumme Antwort.

I 4

Der Ritterschaftsrat v. Sadert war ein kluger Herr; er hatte nicht zu einer politischen Rücksprache, sondern im allgemeinen zu Nachmittag und Abend geladen, wie das im Kreise Brauch war. Und nicht allein die Herren, sondern auch die Frauen Gemahlinnen und Fräulein Töchter: die sollten das mildernde, versöhnende und ausgleichende Medium bilden, falls es bei der Beratung zu stürmisch hergehen würde. Denn das war freilich der Fall: den Einladungen lag noch eine Karte bei mit der kurzen Notiz, man hoffe sich bei dieser Gelegenheit auch politisch zu verständigen, Doktor Gössel werde erwartet. Alles übrige besorgte die Fama und die Kunde von Mund zu Mund: Herr v. Sadert wolle, im Verein mit Gössel und Graek, noch einmal alle seine

Beredsamkeit aufbieten, um das konservative Wahlkomitee zu bewegen, die Kandidatur zurückzuziehen.

Herr v. Sadert (dessen Vater erst aus dem russischen Untertanenverbande ausgetreten war und sich hier angekauft hatte) erfreute sich trotz seines politischen Eigenwillens und seiner 'Sonderbestrebungen' allgemeiner Beliebtheit. Er war recht wohlhabend und sein Besitz vortrefflich imstande. Der älteste seiner Söhne stand bei den Gardehusaren, der zweite war Kammergerichtsreferendar; daheim weilte nur seine einzige Tochter Rudolfine, ein armes verkrüppeltes Wesen, das infolge eines unheilbaren Rückenleidens ständig an den Rollstuhl gebannt war.

Gegen fünf Uhr nachmittags fuhren die beiden Wagen in den Park ein. Fast die gesamte Nachbarschaft war geladen: der Landrat v. Uhlenhausen mit seiner noch immer recht hübschen Frau, einer Österreicherin, und zwei hochblonden Töchtern. Graf Barth: ein schöner alter Herr, der Marquis aus der französischen Komödie, sehr elegant und äußerst präziös, dabei grundgutmütig von Herzen; er kam in einem Charabanc mit Kutscher und Diener; Komteß Annie lenkte, eine hagere kleine Brünette mit reizendem Zigeuner- gesicht und mutwilligen Augen. Weiter: der Baron Feldern auf Groß-Scharlibbe, auch Mylord genannt, weil er mit seinem bartlosen Gesicht gern den Engländer kopierte, obwohl er kein Wort Englisch sprach. Er galt für das größte Finanzgenie im Kreise; alljährlich im Herbst prophezeite man ihm, daß es korpheister gehen würde. Aber er half sich immer wieder: im Löcher aufreißen und Wiederzustoßen hatte er es zu einer erstaunlichen Gewandtheit gebracht. Bernstein und Goldstein, bei denen er am tiefsten in der Kreide saß, hatten dennoch die größte Hochachtung vor ihm. Es hieß auch, sie hielten ihn heimlich. Die beiden Rodnower Juden haßten sich gegenseitig grimmig; das kam dem Scharlibber zugute. Herr v. Feldern hatte einen Volontär gehabt, den jungen Robinski. Dieser Robinski erwartete eine große Erbschaft von einem Onkel in Polen. Infolgedessen hegte ihn Feldern mit seiner Tochter zusammen, nachdem seine Heiratsbestrebungen bei Graß resultatlos verlaufen waren. Aber Feldern hatte Unglück: der Onkel in Polen ließ sich zum Entsetzen Robinskis noch auf dem Totenbette mit seiner Haushälterin trauen und legitimierte seine unehelichen Kinder, die nunmehr seine Erben wurden. Robinski ging leer aus und zog mit seiner jungen Frau auf ein Vorwerk seines Schwiegervaters, um dort seine landwirtschaftlichen Studien fortzusetzen, die sich in der Hauptsache auf stetig verunglückende Drainagen beschränkten, was ihm indessen seinen kühnen Mut nicht nahm. Das Robins

fische Ehepaar, an sich recht nette Leute, war heute natürlich auch zu Gast in Wendhausen.

Aber Baron Feldern brachte noch einen besonderen Gast mit, den Grafen Wilhelm Limbach, der seit drei Tagen auf Besuch in Groß-Scharlibbe war. Solche Besuche waren in Scharlibbe nichts Seltenes. Es waren Käufer, die sich das Gut ansehen wollten. Feldern behielt sie immer ein paar Tage bei sich. Er nannte das seinen 'Widel'. Er raste mit ihnen über die Felder, so daß sie den Besitz nur in der Ferne zu sehen bekamen, und dann wurde geküßt, diniert und soupiert, und dabei leisteten Feldern sie fürchterlich ein. Es mußte eine stille Hoffnung in ihm leben, daß mit den Käufern in der Besinnungslosigkeit am besten zu verhandeln sei. Tatsächlich hatte er auch bereits zweimal vor günstigen Verkäufen gestanden, doch beidemal waren die Käufer im letzten Augenblick unter Zahlung der festgesetzten Pönale zurückgetreten. Heute strahlte Baron Feldern; den armen Limbach schien er fest im Widel zu haben. Limbach war im Smoking, aber das Zivilland stand ihm nicht. Auch sah er sehr blaß aus und erweckte den Eindruck, als leide er an heftigen Kopfschmerzen.

Der Ökonomierat mit seiner Frau traf in einer großen Viktoria-Chaise ein; dann kam Doktor Harbs in seinem Selbstfahrer, mit dem gespenstischen Schimmel davor, und brachte den Kreistierarzt Lummer mit, der ein Mitglied des konservativen Wahlkomitees war und bei Versammlungen sehr geschätzt wurde, weil sein ungeheures Organ jede Opposition niederdonnerte. Die Herrschaften aus Adlich-Bartlau rückten in zwei Wagen an. Im ersten saß der Feuersozietätsdirektor und Hauptmann a. D. Herr v. Gerlach mit Gattin und Hausfräulein; aus dem zweiten quoll eine Wolke von Mousseline und Satin, über der aschblondes Gefräusel wogte: die Bartlauer Mädel, die mit viel Geschnabber und Geficher sofort den Landratsstöckern, der Komteß Barby, Räte Robinski und dem Fiddichowgeflügel um den Hals fielen. Das Fiddichowgeflügel war gute Zucht: zwei dralle Badfische, die ihrem Herrn Papa, dem königlichen Oberamtmann Fiddichow, wie aus dem Gesicht geschnitten waren. In der Familie Fiddichow neigte man zur Rundlichkeit: Mutter und Töchter waren erfreulich gut genährt. Da war ferner der Forstmeister Hahnemann mit seinem schlanken Reh, der braunäugigen Trude; da war Fahrtheit, der Apotheker aus Rodnow, mit seiner Gattin; da waren noch viele andere: die Holziger, die Petershagener, die Bempelburger, der Postmeister Stiebede, der Obersteuereinkontrollleur Wahnschaffe, der Bürgermeister Mezner. Auch der Major v. Albinus war mit einer Einladung bedacht worden, obwohl er seit Jahren nicht mehr die Gesellschaften besuchte. Er hatte denn auch

diesmal wieder abgeschrieben und zwar in einer höchst schrulligen und unverständlichen Weise. Herr v. Sadert zeigte die Abgabe, ein Stück graues, grobfaseriges Papier, auf dem eine feine Handschrift gekritzelt hatte: C. L. de Weiß gen. Albinus mit Bedauern, durch stärkere Mächte (Phil. sagax L. III, c. V) zurückgehalten zu sein. Indessen siederisch (Par., De lunaticis I, 1) gern dort, im Bewußtsein der Zeit (Cardanus) und insubstantiell: doch empfindend, imaginierend, denkend (ibid., de varietate III). — Es war ganz verrückt.

Die Rüttersdorfer kamen etwas später als die übrigen; es lag dies an dem Volontär Herrn Arnemann, der mit eingeladen worden war und mit seiner Toilette nicht fertig werden konnte; an seiner Kravatte knüpfte er gewöhnlich eine halbe Stunde herum.

Anfänglich wurde kein Wort über Politik gesprochen; es war, als hätte man eine Parole ausgegeben. Unter den Linden im Park standen Kaffee- und Teetische gedeckt, und Berge von Napf- und Streuseltuchen, Waffeln und Sandwichs warteten des Angriffs. Zwei Diener und ein paar Josen servierten; die Hausfrau hielt sich hinter einem blißblanken Samowar verschanzt; am Tische der jungen Mädchen stand der Rollstuhl Rudolphins.

Es war ein anmutiges Gesamtbild. Noch war der Tag heiß, aber unter dem Schattendach der alten Linden ließ sich die allzu wohlmeinende Sonne ertragen; auch wurde neben Kaffee und Tee Limonade und Eis als Erfrischung gereicht, und auf die leise Frage des dicken Fiddichow wies einer der Diener hinter eine Tarushede, wo ein Fäßchen gut gekühlten Pilseners auf einer Rasenbank lag. „Aha,“ sagte der Oberamtmann, „das ahnte mir ja . . .“ Von diesem Augenblick an hielt er sich ständig in der Nähe der Tarushede auf und wischte sich häufig den Mund.

Es bildeten sich bald verschiedene Gruppen. Die jüngeren Herrschaften wollten nach dem Tennisplatz. Graf Will erklärte, das sei zu heiß. Nun wurde beratschlagt, ob man nicht Rahnfahren könne, wofür Herr Arnemann lebhaft eintrat. Graetz schritt mit Graf Barbh in ernstem Gespräche auf und ab. Herr v. Sadert hatte den Doktor Harbs beiseite gezogen.

„Ein Wort, liebster Doktor,“ sagte er. „Sie haben den Wisch gelesen, den mir der Albinus geschrieben hat. Ist denn der arme Kerl total verdreht?“

„Ich behaupte ja,“ entgegnete der Doktor; „recht normal war er nie. Aber seit er sich dem Spiritismus in die Arme geworfen hat, ist er ganz übergeschnappt.“

„Kann man denn nichts für ihn tun?“

„Was heißt ‚man‘? — Ich? — Nein, Herr Ritterchaftsrat, seit er sich den Menschen, den Wanowski, quasi als Leibarzt zu-

gelegt hat, betrete ich sein Haus nicht mehr. Nicht mit einem Fuß."

"Das kann ich Ihnen nicht verdenken. Aber könnte man denn nicht von Amts wegen einschreiten? Der Bürgermeister erzählte mir, daß der Wanowski sich viel mit hypnotischen Kuren beschäftige. Ich halte das an sich schon für einen Unfug. Nun hat Mekner aber auch noch eine andre Vermutung. Es ist notorisch, daß Albinus dem Wanowski ein Kapital von vierzig- oder fünfzigtausend Mark verschrieben hat. Das wurde gerichtlich festgestellt. Jetzt behauptet Mekner, es handle sich da um eine hypnotische Willensbeeinflussung des Majors. Ist so etwas überhaupt möglich?"

"Dieber Ritterschaftsrat, möglich ist alles. Es ist auch eine Anzahl von Fällen bekannt, in denen die Suggestibilität verbrecherisch ausgenützt wurde. Aber hier — nun, weisen Sie dem Wanowski mal Ähnliches nach! Das ist ein schlauer Halunke. Im übrigen glaube ich auch ... also, ich habe meine eigenen Gedanken ... Wenn wir Wanowski auf kluge Weise fortzuschaffen könnten, wär's schon am besten. Freilich — Sie, verehrter Herr Fahrenheit," unterbrach er sich und winkte dem Apotheker, "wollen Sie denn nun wirklich Ihr Geschäft an diesen Wanowski verkaufen?"

"Ich verkaufe es an den, der mir den höchsten Preis zahlt," entgegnete Fahrenheit. "Geld ist Geld."

"Es ist für uns aber sehr unangenehm," sagte Herr v. Sadert, "wenn sich eine so wenig beliebte Persönlichkeit wie Doktor Wanowski noch fester im Kreise fässig macht."

"Herr Ritterschaftsrat," entgegnete der Apotheker, "ich bedaure herzlich — aber das kann für mich nicht maßgebend sein. Ganz und gar nicht. Um so weniger, als man mich auch nicht gerade mit Wohlwollen behandelt."

"Papperlapapp," sagte Harbs. "Kommen Sie uns bloß nicht wieder mit Ihrer Empfindlichkeit."

"Herr Doktor Harbs," bemerkte der Apotheker giftig, "ich verbitte mir Äußerungen, die mich kränken können! Ihre Voreingenommenheit ist mir sehr wohl bekannt. Oder glauben Sie, ich weiß nicht, daß Sie Ihren Patienten anempfehlen, die Medizinen nicht bei mir, sondern in der Löwen-Apotheke in Stanzig anfertigen zu lassen? Glauben Sie, ich weiß das nicht? Und glauben Sie, ich wüßte nicht warum — warum? Weil der Löwen-Apotheker Ihnen bei Ihren Serumversuchen gratis behilflich ist ... Ihr berühmtes Serum — ich will nicht lachen —"

Er lachte aber doch, so wie nur Fahrenheit lachen konnte: kurz, spitz, gallig und höhnisch. Harbs wurde feuerrot, und Herr

v. Sadert erschraf fast. „Um Gottes willen,“ rief er mit gedämpfter Stimme, „fangen Sie mir nicht jetzt schon an! Das kann ja ein erfreuliches Friedensfest werden!“

„Ich bin kein Mörgler,“ sagte der Doktor, „aber mein wissenschaftliches Renomee laß ich nicht antasten.“

„Wer tastet denn?!“ rief Fahrenheit; „erfinden Sie in Gottes Namen, was Sie wollen! Ich bin neugierig darauf, außerordentlich neugierig!“

Der Ritterschaftsrat wußte nicht recht, wie er die beiden Kampfhähne auseinanderbringen sollte. Er war außer sich. Noch war kein Wort von Politik gefallen, und der Krakeel ging bereits los. Mein Gott, was waren das für temperamentvolle Leute im Kreise Ost-Rodnow! — Er schob seinen Arm unter den des Doktors. „Hab' ich Sie schon mit meinem russischen Vetter bekannt gemacht, Harbs?“ fragte er; „ein netter Mensch — er will leider morgen schon fort — er hat die Gesandtschaft in Santa Fé de Bogota bekommen . . .“ Und er zog den noch immer kirschroten Doktor mit sich. Fahrenheit lächelte verächtlich. —

Marie war ein wenig blasser geworden, als sie bei der Auffahrt den ehemaligen Konsulatsdragoman neben dem Ritterschaftsrat auf der Rampe stehen sah. Aber die Erregung ging rasch vorüber. „Darf ich dich vorstellen?“ fragte der Ritterschaftsrat. „O — ich bin schon bekannt,“ erwiderte Doktor Sadert, „ich erzählte dir ja — ich habe die Herrschaften bei meiner Sonnenaufgangsmalerei getroffen . . . Die Walz gut bekommen, gnädigste Frau?“ — Er küßte Marie die Hand. Sie hatte ihre Angstlichkeit überwunden; trotzdem, es lag zentnerschwer auf ihrem Herzen. Er plauderte mit ihr, als seien sie nicht nur durch eine Erinnerung miteinander verbunden, die den einzigen schwarzen Schattensfleck im Sonnen- glück ihres Lebens bildete; er war lebenswürdig, harmlos und genau so oberflächlich geistreich zu ihr wie zu den übrigen Damen, und niemals schien sich das verbindliche Lächeln um seine Mundwinkel verändern zu wollen. Nur einmal wurde er ernster, das war schon zu späterer Stunde. Da stand sie zufällig allein vor der marmornen Sonnenuhr, die das Mittelstück des Blumenparterres vor der Schloßrampe einnahm, und betrachtete den Schlagschatten des bronzenen Weisers auf dem glänzenden Marmor. Quer über den Stein fiel ein andrer Schatten. Sie sah den jungen Diplomaten, wie er mit dem Lächeln der Gewohnheit eine Pfingstrose abschnitt und sich ihr dann näherte.

„In untertänigster Verehrung, gnädige Frau,“ sagte er, ihr die Rose reichend. „Ich sehe, Sie sind ohne Blumenschmuck; aber ich meine, dies dunkle Rot paßt gut zu dem Farbenton Ihres Kostüms.“

„Herzlichen Dank,“ entgegnete sie und steckte die Rose in ihren Gürtel. Es wurde ihr schwer, ihn anzuschauen. Doch sie bezwang sich. Noch stand das gleichgültige Lächeln auf seinem Gesicht; das Monofel in der linken Augenhöhle glänzte in der Sonne förmlich metallisch. „Gefallen Sie sich bei uns?“ fragte sie, um in ihrer Verlegenheit überhaupt eine Frage zu stellen.

Er nahm das Monofel ab und steckte es in die Westentasche. „Ausgezeichnet,“ erwiderte er, „namentlich heute. Ich sah auf der Tafelordnung, daß ich die Ehre habe, der rechte Tischnachbar der gnädigsten Frau zu sein. Das war ich schon einmal — aber es ist Jahre her . . .“

Marie atmete tief auf. Nun trat also doch ein, was sie gefürchtet hatte: er weckte die Erinnerung. Ihr Blick umflorte sich, eine tödliche Traurigkeit beschlich sie. Es war ihr, als verlösche in der Runde auf einmal alle Blütenpracht und als fälle ein grauer Aschenregen hernieder.

Mühsam erhob sie den Kopf und sah ihn an. „Gehen Sie zu meinem Mann,“ sagte sie tonlos, „und erzählen Sie ihm von jener Zeit.“

Er schüttelte den Kopf. Das Lächeln wich, er wurde ernst. Er hatte ein freies, offenes, auch stolzes Gesicht. Aber das Lächeln entstellte ihn, es war eine alberne Maske. Er neigte sich ein wenig vornüber, als betrachte er mit ihr zugleich die Zeichen auf der Sonnenuhr und entgegnete: „Weshalb diese Beleidigung, gnädige Frau? Ich bin kein Schuft. Ich hätte auch weiter schweigen können: ich las die Bitte des Schweigens in Ihren Augen. Sprach ich — zu Ihnen nur — von — von damals, so geschah es mit Absicht. Vielleicht kann ich Ihnen ein freundschaftlicher Berater sein. Ich reise morgen fort und werde schwerlich wiederkommen. Haben Sie mir nichts zu sagen? — Kein Wort der Aufklärung —?“

„Doch. Ja, Herr Doktor, es drängt mich nach einer Aussprache — und wenn sie noch so kurz ist! . . . Ich möchte nicht, daß Sie . . . Lieber Gott, wie ist das furchtbar — wie leide ich! . . .“

Sie war weiß wie die Marmorplatte der Sonnenuhr. Was sie sagte, war ganz leise gesprochen, und es klang doch wie unterdrückte Aufschreie. Ein tiefes Erbarmen ergriff den vor ihr stehenden Mann. Er versuchte, im Ausdruck seines Auges alle Güte zu sammeln, deren er fähig war, und entgegnete: „Ruhe, gnädige Frau. Ich bin kein Feind. Aber, wer weiß es, ein Feind kann kommen. Deshalb . . . Die Wahlbesprechung der Herren wird gleich beginnen. Dann finden Sie mich in der Nähe des Pavillons. Vielleicht ermöglichen Sie es, mich da zu treffen . . . Und nun einen Scherz und ein Lachen, gnädige Frau. Da kommt Graf Simbach . . .“

„Cousine,“ rief Will schon von weitem, „pardon, wenn ich störe: die jungen Damen sind am Bienenhaus. Man kann durch die Glasplatten in das Innere schauen. Und nun wollen sie wissen: was sind die Drohnen, was die Arbeitsbienen, wo steckt die Königin, und ist denn kein König da? Ich weiß das alles nicht. Aber ich sagte: meine Cousine Marie-Angélique, das ist die klügste Frau auf dem Kontinent. Was keiner weiß, sie weiß es. Anjeho soll ich dich holen, man verlangt stürmisch nach dir. Kommen Sie auch mit, Herr Doktor Sadert, dann mehrt sich die Weisheit.“

„Ich liebe den Honig, aber traue den Bienen nicht,“ entgegnete der Angeredete lächelnd. „Trotzdem — ich will Courage zeigen und folge nach, sobald ich den Sonnenschirm für Frau v. Robinski geholt habe: ein Auftrag, den ich Glender natürlich zwei Minuten nach gegebener Order schon wieder vergessen hatte . . .“

Er verneigte sich und ging nach dem Schlosse. „Habt ihr gemeinsam die Zeit verglichen?“ fragte Limbach und zeigte auf die Sonnenuhr.

„So etwas Ähnliches, guter Will.“

„Ah sieh — auch du hast dich mit einer Rose geschmückt!“

„Als Gegenstück zu der, die du im Knopfloch trägst.“

„Ich hab' sie geschenkt bekommen.“

„Von lieber Hand?“

„Jedenfalls von kleiner, anmutiger und süßer.“

Sie schritten nebeneinander die Allee hinab und bogen dann rechts ab, wo sich der Weg zwischen den Boskettis verlor.

„O Will,“ sagte Marie, „das klingt wie ein Ausruf der Leidenschaft. Hast du Feuer gefangen?“

„Beinahe. Ei nein, ich scherze. Und doch im Ernst: sollte die kleine Barbby nicht einmal den Otto heiraten?“

„Es ist möglich. Ja, ich glaube. Die Mama hatte an jedem Finger eine Partie für Otto — bis ich dazwischen kam. Gefällt dir die Komteß?“

„Ja. Unter uns: ausgezeichnet. Unter uns: sie ist ein entzückendes Mädelchen.“

„Unter uns —“

„Gewiß, es kommt noch ein ‚Unter uns‘. Sind die Barblys vermögend?“

„Soviel ich weiß ja. Psui, Will!“

„Sage du Psui, ich will mich auch schämen. Alles unter uns. Cousine, die Sache liegt einfach: ich besitze rund — es ist egal wie viel. Knapp genug, um mir eine Kutsche zu kaufen und mein Leben neu aufzubauen. Bringt meine künftige Frau etwas dazu, ich nehm's nicht übel. Ich nehm's an.“

„Wird etwas aus Groß-Scharlibbe?“

„Es gefällt mir. Es ist etwas daraus zu machen. Aber es gehört Geld dazu. Dieser Baron Feldern scheint mich bemogeln zu wollen. Ich bin gewarnt worden. Was kann der Mann treiben! Ich habe mitgeknippen, aber nichts unterschrieben. Er denkt, ich heiße an. Morgen wollte ich wieder davon. Nun bleibe ich aber doch noch.“

„Aha!“

„Richtig bemerkt. Aha! Ich werde in Hohen-Elz Besuch machen. Noch eine letzte Frage: ist dir die Anni Barbh sympathisch?“

„Sehr, Bill. Sie ist wirklich ein reizendes Mädchen. Ein bißchen wild, ein bißchen stürmisch, aber das wird sich legen. Die Ehe klappt ab. Auch dir wird das gut sein.“

„Marie, ich habe in letzter Zeit viel Geleien gemacht. Nichtsdestoweniger — ich habe das bestimmte Gefühl, das Zeug zu einem ganz hervorragenden Ehemann in mir zu haben. Also, die kleine Barbh ist dir sympathisch? Das genügt mir. Du bist ein vortreffliches Auskunftsbureau. Ich sage dir: sie — oder keine. Da steht sie. Ist sie nicht bildhübsch? Bildhübsch ist zu viel. Aber eigenartig. Eigenartig ist richtig. Sehr eigenartig. Sie paßt zu mir.“

„Nun sei still,“ sagte Marie, „die Mädels horchen auf...“

Während die jungen Damen mit den unverheirateten Herren von der Betrachtung des Bienenhauses zuerst zum Krodet und dann zum Tennis übergingen, gab der Ritterschaftsrat der politischen Korona einen Wink: man wollte sich im großen Saale zusammenfinden. Der wurde sonst nur zu Tanzfesten geöffnet; heute trug er ein parlamentarisches Gepräge. An der einen Querseite war ein langer Tisch aufgestellt worden, auf dem man Papier und Bleistifte verteilt sah; auch die Präsidentenglocke fehlte nicht. Im Halbkreise davor standen Stühle. Aber nur Graf Barbh und Mylord Feldern nahmen Platz, die übrigen gruppierten sich zwanglos oder lehnten an der Wand. Der dicke Fiddichow hatte sich in der Mitte aufgepflanzt: eine Säule, die sich nicht stürzen lassen wollte.

Der Ritterschaftsrat rührte die Glocke. „Meine Herren, verehrte Freunde und Nachbarn,“ sagte er, „ich danke Ihnen zunächst herzlichst für Ihr Kommen. Ich habe Sie absichtlich mit Ihren Damen gebeten, weil mir weniger an einem politischen Kolloquium als an einer freundschaftlichen Aussprache, einer Aussprache con amore, lag. Das um so mehr, als es sich in unserm Falle in der That nicht um eine Scheidung der Geister handelt, sondern um ein gemeinsames Vorgehen auf der gleichen Basis: auf der Grundlage des Nationalgefühls, des Patriotismus.“

„Ich bitte ums Wort,“ sagte der dicke Fiddichow und nahm die Zigarre aus dem Munde.

„Einen Augenblick,“ fuhr der Ritterschaftsrat fort, „wir sind noch nicht so weit . . . Ich möchte einige Notizen über die letzten Wahlerfolge geben. Bis zum Jahre 1887 war die konservative Partei im Kreise im Steigen. Dann kam der Rückgang. 1890 hatten wir die erste Stichwahl, bei der Graf Barby nicht gesiegt haben würde, wäre die neu begründete Partei der Deutschsozialen nicht für ihn eingetreten — eine Pflicht, die meinerseits auf das energischste unterstützt worden ist.“

„Versuchte Schuldigkeit,“ murmelte Fiddichow.

„Nun begann der Aufschwung der Sozialdemokraten, der sich durch die Erschließung der Kohlenfelder bei Stanzig und den Zugang neuer Arbeitermassen erklären ließ. Wenigstens zunächst; es traten auch noch andre Motive in Frage, die ich aber aus dem Spiel lassen will — Rittmeister Grack wird vermutlich darauf zurückkommen.“

„Aha!“ rief Fahrenheit. Baron Feldern schaute interessiert den Rauchringeln seiner Zigarre nach. Der Oberamtmann räusperte sich ironisch.

„Mit den Sozialdemokraten,“ fuhr der Ritterschaftsrat fort, „begannen auch die Liberalen und Antisemiten eine lebhaftere Agitation; zugleich stiegen die Chancen der Deutschsozialen. Daß der Antisemit endgültig siegte, war weniger den Liberalen als den Sozialdemokraten zuzuschreiben, die im letzten Augenblick von ihrem Wahlvorstand angewiesen wurden, für Firmenich zu stimmen oder aber sich der Wahl zu enthalten. Sie taten das erstere.“

„Und wie stimmten damals Ihre Deutschsozialen bei der Stichwahl?“ rief das scharfe Organ des Herrn v. Robinski.

„Sehr gut,“ sekundierte Fiddichow, „das möchte ich auch fragen!“

„Meine Herren,“ sagte Graf Barby und erhob sich, „wir wollen uns doch mit Dingen, die in der Vergangenheit liegen, nicht weiter beschäftigen. Vor allem möchte ich Sie bitten, nicht unnötig einen gereizten Ton in unsre Verhandlungen tragen zu wollen. Wir sind ja nicht in einer Volksversammlung, wir sind durchaus unter uns.“

Er nahm wieder Platz. Fiddichow zuckte leicht mit der rechten Schulter, und der Apotheker lächelte spinös. Man sah es den Gesichtern an: nicht alle waren gleicher Ansicht mit dem Grafen. Es gab viele, die sich sagten: Mit Lebenswürdigkeiten kommen wir hier nicht durch; Aussprache muß sein — je energischer, um so klarer und nachhaltiger . . . Ähnliches stand auch auf dem

glatten Antlitz Mylord Selberns; er hatte kurz vorher leise zu seinem Schwiegersohn geäußert: „Mir ahnt, wir werden heute zum letztenmal in Wendhusen sein...“

Der Ritterschaftsrat hatte mit kurzer Neigung des Kopfes zu Barby hinüber für dessen Worte gedankt und wandte sich nun direkt an Fiddichow.

„Verehrter Herr Oberamtmann,“ sagte er, „wie alle von der Partei, der ich angehöre, gewählt haben, kann ich Ihnen beim besten Willen nicht verraten. Aber Sie werden sich entsinnen, daß Doktor Gössel und ich seinerzeit die Deutschsozialen in einem besonderen Flugblatt aufgefordert haben, gegen Herrn Firmenich und für den Grafen Barby einzutreten... Ich gehe weiter. Wie die Situation heute liegt, ist Ihnen bekannt. Die Begründung eines sozialdemokratischen Arbeiterblattes in dem Städtchen Stanzig ist ein Beweis dafür, wie sehr die sozialistische Partei auch in den letzten fünf Jahren wieder zugenommen hat. Sie ist so stark geworden, daß sie einen entscheidenden Schlag wagen kann, und daß sie auf den Sieg hofft, geht schon aus der Aufstellung des Herrn Lorenz Glasen hervor, eines der großen Parteihäupter, dem man die Kandidatur nicht angeboten haben würde, wenn man der Sache nicht sicher zu sein glaubte. Und die Gewähr für diese Sicherheit gibt den Sozialdemokraten, neben der tatsächlichen Zunahme der Genossen, die politische Zersplitterung im Kreise. Welche Gründe dabei mitsprechen, was in der Hauptsache den Rückgang des Konservatismus veranlaßt hat, das zu untersuchen, schenken Sie mir. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung liegt heute jedenfalls derart, daß mit Sicherheit auf einen Sieg des Deutschsozialen und eine Niederlage des Sozialdemokraten gerechnet werden kann, wenn auch Graf Barby zurücktritt und seine Anhänger schon im ersten Wahlgang ihre Stimmen auf unsern Kandidaten vereinen. Das war bisher der Doktor Gössel, der Begründer der Partei. Er wollte heute vor Ihnen erscheinen, um Ihnen noch einmal persönlich klarzulegen, daß die Gegensätzlichkeit der Anschauung in dieser und jener Frage sich im vorliegenden Falle unschwer überbrücken lassen würde. Aber ich teilte Ihnen bereits mit, daß Gössel erkrankt und nicht reisefähig ist. Ich kann nunmehr hinzufügen, daß seine Erkrankung leider zu schwer ist, um den Strapazen der Wahlkampagne gewachsen zu sein. Er hat sich infolgedessen veranlaßt gesehen, mit unserm Einverständnis seine Kandidatur auf unsern verehrten Freund Rittmeister Graep-Rüttersdorf zu übertragen...“

Die Worte des Ritterschaftsrats waren nur hie und da durch einen vereinzelt Zwischenruf, durch ein Flüstern oder eine lebhaftere Bewegung unterbrochen worden. Nun aber wurde es

lauter; die Überraschung war allgemein. Daß Graeß abtrünnig geworden war, wußte man ja; aber daß er ein Mandat der Deutschsozialen annehmen und damit offen als Gegenkandidat des Grafen Barby auftreten würde, hatte man nicht erwartet. Fiddichow und Fahrenheit genierten sich nicht, mit den Füßen zu scharren. Herr v. Robinski rief: „Herr Rittmeister, da werden Sie wohl Neugeld zahlen müssen!“ — Der Forstmeister legte seine Hand auf Graeßens Schulter und meinte: „Eine große Torheit, lieber Freund, eine große Torheit...“ Der Ökonomierat saß in einer Ecke und starrte seinen Sohn mit förmlich entsetzten Augen an. Hinter ihm stand Uhlenhausen. „Wer hat recht behalten, alter Feldrat — he?“ fragte er.

Herr v. Hadert griff zur Glocke. „Bitte, meine Herren,“ rief er, „ein wenig Ruhe! Rittmeister Graeß wird die Liebenswürdigkeit haben, uns sein Programm zu entwickeln...“

Aber die erbetene Ruhe trat nicht ohne weiteres ein. Die Stimmen schwirrten durcheinander. Fahrenheit und Robinski zankten sich mit einem Domänenpächter Gewalt, der gleichfalls den Deutschsozialen angehörte. Der dicke Fiddichow rief: „Was geht uns denn sein Programm an?! Wir kennen ja die Utopien!“ — Mylord Feldern war aufgestanden und zu Uhlenhausen und Graeß Vater getreten; er wollte den Ökonomierat bewegen, gegen den Rüttersdorfer zu sprechen. „Hier hilft nur noch die väterliche Autorität,“ sagte er energisch.

„Rittmeister Graeß hat das Wort,“ verkündete der Ritterschaftsrat.

Otto sprach ruhig und leidenschaftslos. Er erzählte gewissermaßen. Er gab zunächst die Vorgeschichte seines Übertritts zu den Deutschsozialen, der für ihn keinen Bruch mit den konservativen Grundanschauungen bedeutete. Die persönliche Sorge für seine Arbeiter hatte ihn zu der Begründung seiner Kolonie geführt. Aus den Industriebezirken wird die sozialistische Gefahr in die Dörfer getragen. Aber gerade hier vermag man ihr auch am besten vorzubeugen. Das Familienleben schafft jenes Selbstgefühl und jene ruhige Zufriedenheit, die der beste Schutzdamm gegen die proletarische Zersahrenheit ist. Die Kolonie war eine körperchaftliche Gliederung auf patriarchalischer Basis, fußend auf dem Verhältnis der Treue zwischen Herr und Knecht; der Herr war gewissermaßen der Familienvater, in dem sich die patriarchalische Macht verkörperte und der einen wohlthätigen Absolutismus ausübte. Das war der Hauptunterschied zwischen der Kolonie und den kommunistischen Gemeinden Owens, Fouriers und anderer, war auch das Entscheidende, das sie von der Sozialdemokratie trennte, deren Bestrebungen jeder Versuch,

vermittelnd auf die Klassengegensätze einzuwirken, naturgemäß unwillkommen sein mußte. Um das Land hat sich die Sozialdemokratie nie gekümmert; die Vorschläge der Agrarkommission wurden auf dem Breslauer Parteitage von 1895 einfach abgelehnt. Die nationalen Parteien fanden für die soziale Frage des ländlichen Arbeiterstandes also offenes Feld. Da hätten die konservativen Agrarier eingreifen müssen. Sie taten es nicht oder doch nur vom kapitalistischen Standpunkte des modernen Unternehmertums aus. („Oho!“ rief Fiddichow. „Keinweg verrückt,“ murmelte Herr v. Feldern. „Wenn man nu' so was hört,“ sagte der alte Graetz kopfschüttelnd zu dem hinter ihm stehenden Landrat.) Es war daher kein Wunder, daß die Deutschsozialen an Einfluß gewannen. „Meine Herren, Sie wissen, daß von den beiden Gruppen der Deutschsozialen wir hier im Osten die sogenannte konservative bilden. In den großen nationalen Fragen trennt uns tatsächlich nichts; da stehen auch wir auf dem Boden des Livoliprogramms. Nur wo die agrarischen Interessen sich mit den sozialen berühren, gehen unsre Ansichten auseinander, vor allem in der Beschränkung des bäuerlichen Erbrechts und in den Punkten des Arbeiterschutzes und der Kontraktbruchsfrage. Wir meinen, daß jeder Eingriff in das eigentümliche Wesen des Bauerntums die Gefahr befördert, daß auch in diesen Kreisen die soziale und politische Verderbnis der Zeit weiter um sich fressen könne. Wir meinen, daß es geradezu eine Pflicht des Konservatismus ist, den festen Besitzstand des Bauern zu sichern, in dem durch alle Stürme der Gegenwart das Fundamentalprinzip des Erhaltens sich am kräftigsten verkörpert hat und der noch heute die stärkste soziale Schranke gegen die Feinde der Gesellschaft bildet. Wir meinen ferner, daß dem Leutenotstand besser als durch Verschärfung der Arbeitskontrakte und Unterbindung jeder Koalitionsfreiheit durch die tatkräftigen Versuche entgegengearbeitet wird, unsern Arbeitern Heimstätten zu schaffen, in denen sie sich wohl fühlen. Im letzten Grunde wollen Sie, meine Herren, ja dasselbe wie wir. Selbst in dem abgelehnten sozialdemokratischen Agrarprogramm fanden sich Forderungen, die wir allesamt ohne weiteres hätten unterschreiben können, wie die Verstaatlichung der Grundschulden, der Versicherungen, der Schul-, Armen- und Wegelasten. Der antisemitische Abgeordnete war schlau genug, diese Forderungen seinem Programm einzuverleiben; aber er hat sich seinen Sieg selbst wieder zerstört. So bleiben nur wir noch in diesem Kampfe auf dem Plan — wir, die Konservativen und die Deutschsozialen. Der Kampf ist nicht schwer. Schon Bernstein warnt davor, das ländliche Proletariat mit der gewerblichen Arbeiterschaft gleich zu stellen. Für einen Klassenkampf sei auf

dem Lande kein Spielraum; es gebe hier keine klaffenden sozialen Unterschiede zwischen Bauer und Gesinde, kein stärker entwickeltes Solidaritätsgefühl zwischen Knecht, Tagelöhner und Knechtungen. Er hat recht — und hat auch recht, wenn er weiter sagt, daß die sozialdemokratische Wahlstimme bei dem Landarbeiter mehr als der Ausdruck der Überzeugung der einer allgemeinen Unzufriedenheit sei. Das ist zweifellos der Fall. Dieser Unzufriedenheit soll eine Anzahl Forderungen unsres Programms entgegensteuern, in der Hauptsache: Reform der Gesindeordnung und des Kontraktwesens, Arbeiterschutz, Gesundheitspolizei, Koalitionsrecht. Ich weiß, daß Sie diesem und jenem Punkte Ihre Zustimmung versagen. Aber, meine Herren, Sie finden dafür in uns so energische Verfechter Ihrer sonstigen Interessen, daß wir uns über die wenigen strittigen Punkte wohl einigen könnten. Und mit der Bitte, sich dieser Einigung aus prinzipiellen Gründen nicht widersetzen zu wollen, möchte ich schließen. Herr v. Gädert hat Ihnen nachgewiesen, daß Ihre Wahlausichten bedeutend geringer sind als die unsern. Trotzdem würde ich nicht um Ihre Stimmen werben, gälte es nicht dem Gegner unsrer Monarchie, unsrer Staatsverfassung, unsrer Gesellschaft. Sehen Sie meiner wegen in mir das vielgenannte „kleinere Übel“. Dies Übel ist immerhin Ihres Stammes und Ihrer Zugehörigkeit: es wird Ihnen nicht viel schaden . . .“ Ein Lächeln ging über das Gesicht des Rittmeisters . . . „Brasen schenken Sie mir. In diesem Kreise würde das Rühren der patriotischen Trommel nur Unfug sein. Ich hoffe, meine Herren, daß ich Sie in der Entscheidungsschlacht als Kameraden zur Seite haben werde . . .“ Er verbeugte sich kurz und trat vom Tische zurück.

Ein paar nähere politische Freunde klatschten Beifall, und der Domänenpächter Dewald rief: „Bravo, Graez!“ — Der Ritterschaftsrat nickte nur zustimmend und erhob sodann die rechte Hand als wolle er dem Beifall wehren, von dem er fürchten mochte, daß er Widerspruch hervorrufen könne. Der Widerspruch erfolgte denn auch auf der Stelle. Drei Herren zischten und schwiegen erst, als Graf Barbh sich nach ihnen umschaute. Man machte kein Gehl aus der allgemeinen Mißstimmung. Rasch bildeten sich ein paar neue Gruppen. Die Gemäßigteren erkannten an, daß der Rittmeister das Beste wolle. „Hören Sie, liebster Oekonomierat,“ sagte Herr v. Gerlach, „es ist unstrittig manches richtig, was da Ihr Herr Sohn äußerte. Aber eine Verständigung . . .“ „Schlankweg unmöglich,“ fiel Mylord Feldern ein, „das Koalitionsrecht jagt uns die Leute davon . . .“ „Die Kanalfrage hat er überhaupt nicht berührt,“ meinte Herr v. Robinski. „Er wird sich hüten,“ sagte Fahrenheit und steckte die Hände in die Hosentaschen, „aber

mir soll's wurscht sein: stellt ihn nur immer auf — ich bin am Wahltag nicht mehr im Kreise . . ." „Ich bitte ums Wort!" schrie der dicke Fiddichow.

Herr v. Sadert kramte in seinen Papieren. „Der Troß regiert," flüsterte er Otto zu, „wir kommen nicht durch . . . Herr Oberamtmann Fiddichow," fuhr er laut fort, „darf ich bitten . . ." Er wies auf den Stuhl neben seinem Platz.

Der dicke Herr tappte hinter den Vorstandstisch, legte seine Zigarre fort und trocknete sich mit dem Taschentuch die feuchte Stirn. „Werte Herren Nachbarn," rief er mit seiner Stentorstimme, „verehrte Freunde —"

„Um Gottes willen, bester Herr Fiddichow," bat Graf Warbh, nervös zusammenzuckend, „wir sind ja bloß ein paar Menschen — warum so laut?"

„Pardon," brüllte der Oberamtmann. „Werte Freunde!"

Warbh erhob sich und trat in den Hintergrund. „Hat der Mensch ein Organ," raunte er dem Landrat zu. Uhlenhausen nickte lichernd. „Ein Mordsterl, der Fiddichow!" —

„Werte Freunde! Herr Rittmeister Graetz hat uns erklärt, er stände nach wie vor auf dem Boden des Konservatismus. Zu gleicher Zeit aber wirft er uns vor, wir ständen, wie war es doch gleich, jawohl, wir ständen auf dem Boden kapitalistischen Unternehmertums. So hat er gesagt. Das finde ich sehr kurios. Er nennt sich Deutschsozial, betont seinen Konservatismus und bezichtigt uns in aller Gemütsruhe der — also, klar gesagt: der Leuteausbeutung."

„Bitte sehr," rief Graetz, „das habe ich nicht einmal dem Sinne nach geäußert!"

„Doch, Herr Rittmeister!" — „Jawohl, Graetz!" — „Allerdings umschrieben, aber es klang so!" — Die Ausrufe schwirrten durcheinander.

„Es klang so!" wiederholte Fiddichow, und die Knöchel seiner rechten Hand schlugen hart auf die Tischplatte. „Indessen — sehn wir drüber weg — an ähnliche Liebenswürdigkeiten sind wir von links aus seit langem gewöhnt! Wenn aber Herr Rittmeister Graetz von kapitalistischem Eigennutz spricht, so möchte ich ihm das zurückgeben. Reiche Leute gibt es verflucht wenig im Kreise, und wer reich ist, der sollte so rücksichtsvoll sein, uns armen Luderleut nicht unnötig die Preise zu verderben. Statt dessen verheißt uns der Herr Rittmeister die Leute durch sein Rajolieren der Arbeiter — ich will mich ganz parlamentarisch ausdrücken: durch Experimente, gegen deren gemeingefährliche Wirkung wir uns wehren müssen. Diese Experimente sind aber im Grunde genommen nichts weiter als ein Niederschlag des deutschsozialen

Programms, und schon deshalb kann für uns von einem Pattieren mit der Gefolgschaft des Herrn Gössel gar keine Rede sein. Wir sind nicht verpflichtet, die soziale Frage zu lösen — wir haben an unsern eignen Interessen überreich und genug zu fauen. Ich bitte Sie, meine Herren, zeigen Sie den Deutschsozialen in schlagender Weise, daß wir uns als ihre Gegner betrachten und halten Sie an unsrer alten Kandidatur fest. Weiter wollte ich nichts sagen.“

Der Beifall war schwach, der den ungeschickten Worten des Oberamtmanns folgte. Herr v. Gerlach trat rasch an den Platz Fibbichows und versuchte in glatter Rede gut zu machen, was der andre durch seine brutale Offenheit verschuldet hatte. Der Herr Oberamtmann, so führte er aus, sei etwas zu drastisch gewesen. Natürlich müsse man auch an die eigenen Interessen denken, maßgebend aber sei immer nur das Wohl der Allgemeinheit. Und da spreche die soziale Frage gewaltig mit . . . Herr v. Gerlach wurde weitschweifiger, ehe er auf den Kernpunkt der Sache kam. Das Wohl der Landarbeiter liege den Konservativen genau so am Herzen wie den Deutschsozialen. Aber mit Phantasien, und wenn sie noch so menschenfreundlich, mit utopischen Gebilden und immerhin gefährlichen Weltverbesserungsversuchen sei die Frage der Lohnarbeit nicht zu lösen. Da sei allein die nackte Praxis maßgebend.

Lebhafter Beifall setzte ein und währte fort, als Baron Felsbern an den Vorstandstisch trat. Er faßte sich kurz. „Meine Herren,“ sagte er, „Rittmeister Graetz ist uns ein lieber und verehrter Freund. Aber das kann uns nicht hindern, ihm politisch auf das allerschärfste entgegenzutreten — auf das allerschärfste. Wirtschaftlich ist er unser Gegner. Er verteidigt das Koalitionsrecht und unterstützt damit einen Krebschaden der Großlandwirtschaft. Ohne Kontraktbruchgesetz werden unsre Höfe entvölkert. Mit den Vorrednern sehe auch ich in seinen sozialen Reformversuchen eine Gefahr, der natürlich schwer entgegengearbeitet werden kann, die wir aber als notorische Gefahr kennzeichnen müssen. Noch in manchen andern Fragen — ich erinnere nur an den Zolltarif — gehen wir weit auseinander, und selbst da, wo wir uns treffen könnten, ist eine Intimität nicht gut denkbar, weil die Möglichkeit naheliegt, daß die demokratische Gruppe der Deutschsozialen innerhalb der Partei die Oberhand gewinnen dürfte. Mein guter Graetz, ich kann mir nicht helfen: das Wasser ist viel zu tief . . .“

Ein Duzend Stimmen rief Bravo. Otto stand auf. „Sie vergessen eins, meine Herren,“ rief er in den Tumult hinein, „vergessen über Ihren Sonderinteressen immer den gemeinsamen Feind!“

„Furcht vor dem schwarzen Mann!“ schrie der Zempelburger mit seiner hohen Kinderstimme.

„Meine Herren,“ rief der Ritterschaftsrat, „zanken ist zwecklos. Ich bitte um Ruhe, meine Herren. Ich fühle ja, daß Ihnen die erhoffte und erwünschte Einigung schwer wird. Schwer wird aus — aus — meinetwegen also aus wirtschaftlichen Gründen. Gut. Aber geht Ihnen denn der Brotkorb über das Vaterland!? Und glauben Sie vielleicht, daß Herr Lorenz Elasen Sie besser vertreten wird als Graetz? — Meine Herren, spielen Sie nicht mit dem Feuer. Vergessen Sie nicht, daß Sie durch Ihre Eigenbrödelei den Sozialdemokraten unterstützen!“

„Das bestreite ich!“

Otto schaute sich um. Sein Vater sprach. Der Feldrat war auf seinem Platze verblieben; aber er war aufgestanden. Er stand an der Wand, die riesige Gestalt ein wenig zurückgelehnt. „Ich bestreite das,“ wiederholte er in ruhigem Tone, während tiefste Stille eintrat; man hörte nur das Summen einer dicken Fliege am Fenster. „Du hast es uns ja selbst bewiesen, lieber Otto, daß die sozialdemokratische Gefahr für uns durchaus nicht so groß ist, wie wir vermuteten und annahmen. Nun ist es freilich richtig: bei der letzten Wahl haben viele Bauern dem Antisemiten die Stimme gegeben. Das ist unsre Schuld. Wir haben es an Agitation und Aufklärung fehlen lassen. Wir haben uns auch nicht gehörig hinter unsre Leute gesetzt. Und das muß geschehen, meine Herren! Unser Fehler war unsre Züversicht. Fort mit der Laskheit! Agitieren! Nehmen wir unsre Bauern vor, unsre Tagelöhner und Arbeiter. Organisation im Kleinen; in jedes Dorf, auf jedes Vorwerk einen Vertrauensmann gesetzt, und dann selber ans Steuer! Die Bauern sind unser, die Arbeiter müssen unser sein! — Einer rief vorhin: Furcht vor dem schwarzen Mann! Soll uns ein Popanz graulich machen? Das Schlimmste, was uns passieren kann, ist eine Stichwahl zwischen Sozialdemokrat und Deutschsozialen. Dann wissen wir, was wir zu tun haben. So lange aber möchten wir freundlichst auf eigenen Füßen bleiben. Nimm's nicht übel, Otto . . .“

Von allen Seiten rief man ihm Worte des Beifalls und der Zustimmung zu. Uhlenhausen zappelte förmlich vor Aufregung. Er stürmte an den Vorstandstisch, umfaßte Graetz und Hädert und rief: „Kinder, seid gut, Kinder, seid lieb — Ihr seht, wie es steht — wenn uns die Bouillon verdorben wird, Ihr seid alleine schuld . . .“ „Wollen Sie Ihrem Vater nicht antworten?“ fragte der Ritterschaftsrat. „Nein,“ entgegnete Otto kurz und hart.

Ein paar Stimmen riefen nach dem Grafen Darby. Man wollte auch ihn noch hören. „Herr Graf,“ sagte der Zempelburger

mit einer Verbeugung, „ich komme im Auftrage mehrerer: wollen der Herr Graf nicht das entscheidende Wort sprechen —?“

Barby erhob sich, räusperte sich und tupfte mit seinem Taschentuch über seine Lippen. „Verehrte Herren,“ sagte er, „ich habe nicht die Absicht, Sie noch länger aufzuhalten; ich habe auch nur wenig zu bemerken. Ohne Zweifel stehen uns die Deutschsozialen am nächsten, ohne Zweifel bietet uns auch die Persönlichkeit des Rittmeisters Graetz eine gewisse Gewähr. Ich kann indessen die Notwendigkeit nicht einsehen, uns eine selbständige Kandidatur zu versagen — auch, wenn die gegebene Wahrscheinlichkeitsrechnung stimmen sollte. Hätte er mich überzeugt, daß seine politische Stellung sich wenigstens in den Hauptfragen mit der meinen deckt, dann wäre es etwas anderes gewesen. So aber möchte ich das alte strategische Prinzip: Getrennt marschieren und vereint schlagen, aufrecht erhalten haben. Wir können uns nicht für die Deutschsozialen begeistern und diese nicht für uns. Eh bien, so treten wir gemeinsam auf den Kampfplatz! Ich teile also die Auffassung des Herrn Oekonomierats: zunächst auf eigenen Füßen bleiben — bei der Stichwahl aber gegen den allgemeinen Gegner! Lieber Herr Rittmeister, darum keine Feindschaft nicht . . .“ Barby neigte sich leicht zu Otto herüber . . . „im Gegenteil, ich möchte Sie bitten, Ihnen meinen und meiner politischen Freunde aufrichtigsten Dank für Ihre Bemühungen aussprechen zu dürfen. Keiner von uns wird Ihre idealen Beweggründe verkennen — ganz gewiß nicht — keiner von uns . . . aber ich fürchte, wenn ich, entgegen der allgemeinen Stimmung, wirklich zu Ihren Gunsten verzichten wollte — ich fürchte, daß sich dann die Wahlbeteiligung in einer Weise verschieben würde, die nur den Sozialdemokraten von Vorteil sein könnte. Wir müssen Realpolitik treiben, Herr Rittmeister . . . Meine Herren, ich bleibe auf meinem Plaze. Herr v. Hadert, nehmen auch Sie unsern wärmsten Dank entgegen. Damit, denke ich —“ eine letzte verbindliche Kopfsneigung — „ist unsre Rücksprache erledigt . . .“

In die schallenden Beifallsrufe mischte sich das Glockenzeichen des Ritterschaftsrats. „Fehren wir zu unsern Damen zurück,“ rief er; „Schluß!“ — Er setzte die Glocke, die er noch in der Hand hielt, wieder auf den Tisch und raffte seine Papiere zusammen. —

15

Wo steckt denn mein Schwiegertöchterchen?“ hatte eine kleine Stunde vorher Frau Annafrede im Kreise der älteren Damen gefragt.

„Die wird mit Tennis spielen.“

„Ich sah sie vorhin am Bienenhaus, da stand sie mitten unter den Mädeln. Sieht selber noch wie ein junges Mädchen aus.“

„Sie ist ganz reizend“ sagte Frau v. Feldern.

„Sie ist süß,“ sagte Frau Oberamtmann Fiddichow.

„Sie ist wie ein Rosentnöschen,“ sagte Frau v. Gerlach.

Man saß noch unter den Linden. Ein paar der Damen hatten Stidereien vor sich; Frau v. Gerlach sädelte ganz altfränkisch bunte Fäden durch Kanevas; die Kolzigerin strickte an einem rosenroten Kinderjäckchen. Sonnenflecken huschten über die Gruppe. In der Ferne sah man die junge Herrin v. Bempelburg mit der Gräfin Barby Arm in Arm die Allee auf und ab promenieren; drei Damen in hellen Kleidern tauchten im Rosenparterre auf.

Unten am Wasser spielten die Mädchen Tennis. Graf Will und Herr Arnemann schlugen die Bälle mit Wucht. Will wußte es nun: er war grenzenlos verliebt. Das war ihm zu öfteren passiert im Leben, und das vorletzte Mal war es eine große Dummheit gewesen, der ein Duell gefolgt war und die ihm schließlich die hübsche bunte Fusarenjade gekostet hatte. Aber das hier, nein, das war keine Dummheit. Das war einmal Ernst; da blieb er hängen... Sein Ball flog durch die Luft. „Hoi!“ schrie die kleine Komtesz und sprang hurtig herbei. Ihr Kopf hatte sich gelöst, das schwarze Haar umflatterte wie eine Mähne ihr braunes Gesicht. Die Augen Bills wurden glänzend. Was war denn an ihr, daß er sie so reizend fand?! Sie war ein schwarzes Mädchen; klein, mager, zierlich; das Profil war unharmonisch, über das feste Näschen liefen ein paar Sommersprossen; die Brauen standen zu dicht. Was war denn an ihr? — Will wußte es nicht. Aber sein Herz loderte. Vorhin hatte er ihr ganz verstoßen die Hand gedrückt; da war sie blutrot geworden; und jedesmal kehrte die Röte wieder, wenn Will mit ihr sprach. „Morgen in Hohen-Elz,“ sagte sich Will. „Der Graf kann mich ’rauswerfen, ich komme wieder. Ich bin zähe. Ich blebe. Ich will sie haben...“

Jenseit des Weihers erstreckten sich, halb durch Bostetts markiert, die Fohlenkoppeln. Ein Schwarm Dreijähriger sollte zurück in die Ställe getrieben werden, aber es schien, als behagte der lustigen Jugend das Austummeln hier draußen mehr. Drei Knechte mit Peitschen liefen ratlos umher, während die Pferde in gewaltigen Lancaden und unter hellem Wiehern hierhin und dorthin galoppierten, in Kreisen und Volten und langgezogenen Kurven, als wollten sie sich über die Knechte lustig machen.

Anni Barby und Uda Gerlach hatten das zuerst gesehen. Ihre Rasetts flogen auf die Erde. „Hoho,“ schrien sie, „da müssen wir hin!“ — Im Nu war das Spiel vergessen; die ganze bunte joyeuse stürmte ausgelassen über die Wiese am Weiher nach den

Koppeln. Die Komteß voran. „Fangt mich!“ rief sie. Ihr Haar umwehte sie wie ein dunkler Schleier. Die kleinen Füße rasten über das kurzgeschnittene Gras. Da vergaß auch der große Pascha jede Würde und tobte hinterher. Er wollte den Schmetterling fangen. —

Derweilen schritt Marie mit gesenktem Kopfe den Taurusgang hinab, der zum Pavillon führte. Was sie jetzt dachte, waren wunderliche Gedanken; die sprangen und hüpfen wie der Fink auf dem Baum und ringelten sich wie die blaßblauen Winden, die in das Schwarz der Taurusheiden farbige Lichterchen setzten. Sie dachte: „Was ist ein Glück? Nur ein farges Sonnensflimmern, und dann kommt die Nacht. Bin ich so schuldig, daß ich mit meinem Leben büßen soll? Hättest du mich doch mitgenommen, Boris. Ich habe dich hassen können, aber ich kann dir nicht zürnen. Ich bin schuldig, ja ich allein, denn du hattest mich lieb. Mein Gott, wie kam es so alles!? Es war ein Wahnsinn. Es war eine Verrücktheit. Es war eine Laune. Nein, keine Laune, die verfliegt rasch. Es war wie ein Spleen. Gewiß, das war es. Und dennoch — das fühle ich: diese tolle Zeit hat mich frei gemacht. Ich möchte jede Erinnerung daran vernichten, aber — aber es war so viel Köstliches dabei. Der erste Abend in Tiflis — die Tage in Nimes — die Bagabundenfahrten am Schwarzen Meer — und dann Algier...“ Ihre Zähne knirschten aufeinander, die senkrechte Falte stand wieder über ihrer Nasenwurzel, sie wurde blaß bis in die Lippen hinein... „Boris — Schurke!“ Das sprachen nicht nur die Gedanken, es waren flüsternde Laute... „Ich habe süßnen wollen, ich habe ihn lieb, ich habe ihn glücklich gemacht, ich habe zwei süße Kinder...“ Eine heiße Flut schoß in ihre Augen. Ja, das wußte sie: nun war es so weit, nun stand ihr Leben auf dem Spiel...

Zwei weiße Schmetterlinge flatterten vor ihr her, huschten auf und nieder, wiegten sich in der Luft und wiesen ihr den Weg. Sie waren im schwarzen Ernst der Tauruswände und dem Duster der Lebensbäume gleichsam ein paar fröhliche Gedanken, die sich von des Daseins Sonnenseite leichtbeschwingt in Kummer und Bitternis hinauszustehlen gewußt hatten. Der Blick Mariens folgte ihnen, den Wellenlinien ihres Flugs, ihrem harmonischen Auf und Ab, in dem etwas Beruhigendes lag wie in einer rhythmischen Musik. Rasch trocknete sie ihre Tränen. Man sollte sie nicht sehen — vor allem der nicht, den sie fürchtete. Warum fürchtete? Es war ein Ehrenmann. Die wenigen Worte, die sie vorhin mit ihm gewechselt hatte, sagten ihr das. Und er ging schon morgen wieder davon, in eine weite Ferne, und kehrte kaum jemals zurück. Sie hatte ihn nicht zu fürchten. Und es war

dennoch Furcht, die ihre zitternde Seele packte, als sie seine schlanke Gestalt unweit des Pavillons auftauchen sah. Er stand unter einem Christusborn, hielt eine Päonie in der Hand und sah dem Spiel zweier Sperlinge zu, die sich im Sande badeten.

Als er ihren Schritt hörte, schaute er auf und kam ihr mit lebhafter Bewegung entgegen.

„Das ist lieb, gnädige Frau,“ sagte er mit seinem verbindlichen Lächeln. „Ich hatte mir schon Vorwürfe gemacht, Sie zu diesem — diesem eigentümlichen Stellbuchein veranlaßt zu haben, das im Grunde genommen nutzlos ist. Denn Sie haben mir ja nichts zu sagen. Was sollte es sein? Ein Wort der Aufklärung. Warum? Ich habe sie nicht zu fordern. Ich bedarf ihrer nicht, will sie auch nicht. So ist es — das muß mir genügen. Und doch freue ich mich, daß Sie gekommen sind. Vielleicht darf ich Ihnen etwas sagen — und wäre es auch nur ein Wort der Beruhigung . . .“ Er küßte ihre Hand . . . „Gnädige Frau, ich bitte Sie nochmals: vertrauen Sie meiner Diskretion.“

Marie neigte den Kopf. Das Sprechen wurde ihr schwer; sie rang nach Luft. Es war wieder einer jener Momente, da sie ihrer ganzen starken Seelentraft bedurfte, sich aufrecht zu halten.

„Herr Doktor,“ entgegnete sie, „ich glaube Ihnen aufs Wort. Sie könnten mich vernichten. Es wäre das Schlimmste noch nicht, obwohl ich — lieber Gott, ich bin auch nur ein Weib und froh meines Glücks . . . Aber höher als mein eigenes Glück steht das meines Mannes. Das würde zertrümmert werden — und das würde mir den Tod bitter machen —“

Er hob entsetzt seine Hand. „Gnädige Frau — was soll dieses Wort!? Wahrhaftig, ich bedaure, daß ich der Einladung meines Betters gefolgt bin — ich wollte, ich wäre draußen geblieben . . . Um Gottes willen, beruhigen Sie sich doch! Sie sind totenblaß. Ich sehe, Sie zittern. Es tut Ihnen ja kein Mensch etwas zuleide . . . Gnädigste Frau, ich schlage vor, daß wir die Unterredung abbrechen. Hier meine Hand und mein Ehrenwort: es soll nie jemand durch mich erfahren, daß ich Sie dereinst unter — daß ich Sie je kennen gelernt habe!“

Er streckte ihr seine Hand entgegen. Marie nahm sie und hielt sie einen Augenblick fest. Haderst spürte, daß die kleine Hand fieberheiß war; Nerven und Pulse zuckten. „Ich gehe, gnädige Frau,“ sagte er.

„Noch nicht, Herr Doktor, bitte noch nicht. Noch ein kurzes Wort. Ich glaube, da drüben, zwischen den Bosketts sind wir ganz unbeachtet . . . Sie meinen, ich hätte Ihnen nichts zu sagen. Doch — o so viel, so viel . . . aber es ist unmöglich. Nur eine Erklärung . . .“

Sie bogen rechts ab in einen durch Fliedergebüsch führenden Weg. Marie sprach leise, stoßweise und kurz abgebrochen. Aber sie sprach hintereinander, und er unterbrach sie nicht. Der Weg war schmal, sie schritten Arm an Arm daher. Zuweilen mußte er scharf aufmerken, um zu verstehen, was sie sagte. Sie hatte den Kopf geneigt, ihre Stimme verlang dann und wann zu tonlosen Lauten, namentlich zuerst, da sie noch nicht völlig Gewalt über ihre Erregung erlangt hatte. Es kam auch vor, daß sie aufschaute und lebhafter wurde: dann ging ein Ausdruck wechselnden Empfindens über ihr Gesicht. So, als sie von dem jähen Tode der armen Antoinette Laize sprach und ihrer wunderschönen arabischen Schimmelmute Masuhma, die in Nîmes zufolge der Niederträchtigkeit eines Stallmeisters einging — so auch, als sie von den tausend Reizen der Wanderfahrten durch Transkaukasien, Südfrankreich und den Orient erzählte, inmitten eines bunten Milieus, einer Gesellschaft von Bagabunden und Künstlern, von Entgleisten und Berufsartisten und vereinzelter Elementen aus höherer sozialer Schicht . . . „Ah ja, Doktor, schütteln Sie nur den Kopf. Es ist verständlich. Ich verteidige mich gar nicht. Ich war ein wildes Mädel — elternlos, ganz auf mich selbst gestellt. Ich war wie ein ungebärdiges Füllen. Und doch — diese tolle Episode hat mir nichts geschadet. Ich blieb, die ich war. Gewiß — es fehlte nicht an Anfechtungen, aber sie taten mir nichts. Ich war unabhängig, vermögend — und klug. Das ganze war ein lustiger Spaß — ein prickelnder Zauber, ein übermütiges Auflehnen gegen das Hergebrachte — ein Spleen meinerwegen, eine verrückte Kaprixe . . . Bis wir nach Algier kamen . . .“ Sie blieb stehen. „Da — da,“ sagte sie. Ihre Augen wurden aschig; sie kam nicht weiter, die Worte wollten nicht mehr aus ihrer Kehle. Ringsum blühte noch der Flieder. Es war ein betäubender Duft. Marie schwankte und griff mit beiden Händen in den Flieder hinein, um sich zu halten. Durch ihre Finger rieselten die blauen, weißen und violetten Dolben. „Lieber Gott,“ stöhnte sie, „— lieber Gott . . .“

Alexander Sadert umfaßte sie vorsichtig, sah in ihr schmerzverzogenes Antlitz und in die angstvollen Augen und fühlte das nervöse Beben ihrer geschmeidigen Gestalt. Das alles rührte ihn. „Seien Sie tapfer, gnädige Frau,“ bat er. „Ich habe genug gehört. Ich will nicht mehr wissen . . .“

„Doch,“ hauchte sie, „— ich will, ich will! . . . Ich will zu Ende erzählen!“

„Nein,“ sagte er hart. Sie standen sich gegenüber. Sadert hatte sie in Algier mehrfach gesehen, im Heim seines Vorgesetzten des russischen Generalkonsuls. Ihre pikante Erscheinung war ihm

aufgefallen; er fand sie hübsch, anmutig und liebenswürdig: ein scharmantcs Persönchen. Man sagte, sie sei aus gutem Hause. Graf Rivaud von den Spahis betete sie förmlich an; er schien eine tiefe Neigung zu ihr gefaßt zu haben und hätte sie sicher geheiratet, wäre Gudowitsch ihm nicht in den Weg gekommen. Alles dessen entsann sich Hadert. Im übrigen war sie ihm ziemlich gleichgültig gewesen und nicht einmal begehrenswert.

Heut war das anders. Sie war zu blühender Schönheit gereift. Ein unbeschreiblicher Zauber schien ihm von ihr auszugehen; den strömte der Glanz ihrer Augen aus, über den das Leib durchsichtige Schleier hängte, der wohnte auf ihren roten Lippen. Er sah jetzt erst, wie hold sie war. Aber es war doch noch mehr, was ihn anzog. Sein Interesse wuchs, das menschliche Mitgefühl, die Anteilnahme. Das eine war klar: sie spielte Pafard mit ihrem Geschick. Wahrhaftig, es war ein Spiel um das Glück, bei dem ein Zufall die Entscheidung herbeiführen konnte. Ein erster Zufall: das war er selbst. Aber der Zufall konnte sich erneuern und böser sein . . . Armes Geschöpf! — Er hatte sie losgelassen, aber es war ihm, als zude noch ein Refler der Berührung ihrer runden Schultern durch seine Nerven. Es war auch ein eigenes Gefühl für ihn, war auch wie ein leises Nervenzittern: zu wissen, daß sie in seiner Gewalt war. —

Sie hatte ein Rauschen im Boskett vernommen und schrak zusammen. Aber es war nur ein Eichhörnchen, das mit raschem Satz sich am Birkenstamm einhakte und in den Wipfel klonn.

„Es ist nichts,“ sagte Hadert; „die Herren sind bei ihrer politischen Unterredung, die Damen unten am Wasser. Es hört uns niemand. Gnädige Frau, lassen Sie uns scheiden.“

Marie sah ihn ernst an. Ein rasches Aufatmen schwellte ihre Büste. Ihre Stimme klang wieder ruhig. „Herr Doktor, eine letzte Frage. Ich weiß das eine: ich bin das Glück meines Mannes. Ich bin ihm die treueste Frau; ich lebe und strebe mit ihm; wir gehören einander ganz und gar, sind gleichsam zu einem Wesen verschmolzen; wir lieben uns innig. Ich schenkte ihm zwei Knaben: das war die Menschwerdung unsrer großen Liebe. Ich frage Sie: wäre es gerecht nach göttlichem Gesetz und gerecht nach vernünftigem Ermessen, wenn man diese Liebe töten wollte um einer — einer Erinnerung willen?! Ja — um einer Erinnerung willen, denn mich bindet nichts, nichts mehr an die vergangenen Tage als nur noch die Erinnerung. Ist sie eine ewige Schuld, und kann keine Reue und keine Guttat sie löschen? — Und noch eins: wer kann von Schuld sprechen? Wen betrog ich denn? Meinen Mann? Ah nein, ich kannte ihn ja noch gar nicht. War ich nicht Herrin meiner selbst und als solche nur mir,

mir ganz allein Rechenschaft schuldig? — Kann einer kommen, ich meine von Rechts wegen, ein Wächter der Sittlichkeit, und zu meinem Manne sagen: ich will dir die Augen öffnen, deine Frau belog dich?! — Belog ich ihn? —"

"Ja," antwortete Haderl. "Ja, gnädige Frau . . ." Sein Ton klang weich, die Stimme wie zögernd . . . "Sie fragen mich, und ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Ich bin kein Splitterrichter und kein kleingeistiger Puritaner. Ich habe das Leben genugsam kennen gelernt, mich unbeengt zu fühlen von den Vorurteilen landläufiger Sitte, die hundertmal der Sittlichkeit ins Gesicht schlägt. Sie haben recht, Sie waren ganz frei, Sie hatten niemand Rede zu stehen als dem eigenen Gewissen. Aber Ihre Schuld begann, als Sie heirateten und ihrem Manne verheimlichten, was Sie sagen mußten. Da nahm die Lüge ihren Anfang, keine direkte: die Lüge des Verschweigens. Da ward die Lüge Betrug . . . Gnädige Frau, ich weiß, wie scharf das klingt und wie bitterböse. Ich bin Ihnen so gut wie ein Fremder, aber die Erinnerung, von der Sie sprachen, die verbindet uns; die rückt mich ganz nahe an Sie heran . . . Wenn Sie in mein Herz schauen könnten, würden Sie sehen, wie mitleidsvoll es ist. Nehmen Sie einen Freundesrat von mir an, den Rat eines erfahrenen Mannes. Fassen Sie Mut und legen Sie Ihrem Manne noch jetzt eine Beichte ab. Ich kenne ihn zu wenig, um ihn beurteilen zu können. Aber Sie sagen, er liebe Sie und Sie seien sein ganzes Glück. Das ist Ihr Schutz . . ."

Er trat ein wenig zur Seite, als sei es ihm peinlich, sie in diesem Augenblick anzusehen. Sie war schwer atmend stehen geblieben, die Lider gesenkt, die Lippen zusammengepreßt. Sie war nicht mehr blaß, sie war rot vor Scham. Dieser Fremde dünkte sie wie ein Richter und seine strafenden Worte trieben ihr das Blut in die Wangen. Sie rang nach einer Antwort. Aber nein, was sie dachte, das konnte sie nicht aussprechen, das war unmöglich. Sie gab ihm die Hand. „Haben Sie tausend Dank, Herr Doktor,“ sagte sie einfach; kein Wort weiter.

Nun gingen sie zurück, schweigend nebeneinander. Ihr Herz schrie: Beichten, beichten — jetzt noch?! Damals hätte er vielleicht alles überwunden durch seine Leidenschaft — ja, überwunden — so sagte er. So sagte er — aber der Unwahrscheinlichkeit und dem Undenkbaren gegenüber sagt man manches . . . Aus dem Verschweigen wurde die Lüge und der Betrug. Das verzeiht er nicht. Die Liebe läßt sich nicht verhöhnern. Ich kann nicht, ich kann nicht! Er ist hart in seiner straffen Moral. Er wird mich verstoßen — nicht vor der Welt; er wird die Scheidung beantragen, wird mich zwingen, in die Gründe zu willigen, wird mir

meine Kinder nehmen. Und all mein Glück und all sein Glück wird ein einziges Wort vernichten. Nicht einmal mein Tod könnte ihm helfen — er liebt mich ja. Mein Gott, mein Gott, ich kann nicht! . . .

Der neben ihr schritt, ahnte wohl, was in der zerquälten Seele vorging. Ihm war selber seltsam eigen zumute. Es keimte, rasch wie eine Treibhausblüte, etwas in ihm auf, das war stärker als das Mitleid. Es war gut, daß er morgen wieder fortging, auf Nimmerwiederkehr. Ja, das wollte er ihr noch einmal sagen — das sollte sein Schlußtrost für sie sein . . . Da war man wieder am Eisenbau des Pavillons, um dessen Pfeiler sich Weißblatt rankte. Hinter den Schneeballen begann die Lagushede; sie sah ganz schwarz aus im beginnenden Dämmer; die lichten Punkte der Windenblüten waren nicht mehr zu erkennen. Der Abend kam. Aus der Ferne klang lustiges Lachen herüber, es klang auch beinahe wie ein heller Aufschrei.

Gadert war stehen geblieben. Zum letztenmal küßte er die Hand Mariess. „Leben Sie wohl, gnädige Frau,“ sagte er; es war ein leise zitternder Nachhall in seiner Stimme. „Überlegen Sie meinen Rat und seien Sie versichert: ich weiß nichts. Wir dürfen uns schwerlich wiedersehen. Addio . . .“

Das Lachen und Schreien kam näher: es mußten die tollenden Mädchen sein. Marie horchte auf. Sie vernahm plötzlich ein helles, schmetterndes Wiehern. Gadert riß sie zur Seite. „Aufgepaßt! Teufel, was ist denn los?! . . .“ Durch das Gebüsch brach schnaufend und prustend mit bebenden Flanken und zitternden Rüßtern ein junges Pferd. Hinterher, vom Ende des Lagusganges aus, stürmten die Mädchen. „Aufhalten!“ schrie die wilde Komteß und breitete ihre Arme aus, als Zeichen dafür, wie man es machen solle. Aber der Rat taugte nicht viel. Der Gaul war nicht aufgezümt und würde in seinem rasenden Laufe jeden umgerannt haben, der sich ihm entgegengestellt hätte. Er galoppierte den Lagusweg hinauf, blieb plötzlich stehen, als er Marie und ihren Begleiter sah, warf mit lustigem Wiehern den Kopf empor, machte Kehrt und trabte den Mädchen entgegen. Nun hätte die Komteß die Arme ausbreiten können; aber sie tat es nicht. Das Fohlen begann wieder zu galoppieren, dabei gewaltig hinten ausschlagend — und da bekam es die Komteß mit der Angst. „Herrie,“ rief sie, „jetzt geht's uns an den Fagen!“ — Die Mädchen schrien auf. Nun wurde das Kößlein wild, schob den Kopf vor, blähte die Rüßtern und karrierte rücksichtslos den Mädchen entgegen. Die Komteß sauste in die Lagushede, Abgerlach fiel hintertüber und streckte die Beine in die Luft, es war wieder ein großes Schreien. Aber das Kößlein hatte freie Bahn

gewonnen, sah sich noch einmal um, stieß ein Wiehern aus, das wie ein übermütiges Lachen klang, sprang über die Hecke und trabte gemüthlich dem Weiher entgegen, wo es stehen blieb und im Grase schnupperte.

Nun erschienen die jungen Herren. Graf Limbach hatte eine große Fehpeitsche in der Hand und sah wild aus. „Wo ist denn das Vieß?“ rief er. Komteß Warby kroch aus dem Lagus; ihr Kleid war zerrissen, über ihr aufgelöstes Haar waren grüne Blättchen gestreut, sie war wütend. „Jetzt kommen Sie,“ sagte sie, „wir hätten zertreten werden können — bei einem Haar wär' mir der Kopf zerschmettert worden — gucken Sie bloß, wie ich aussehe! . . .“ Uda Gerlach hielt die Hände auf dem Rücken, da tat ihr alles weh. Das Fiddichowgeflügel zitterte vor Schreck. Will entschuldigte sich: er hätte sich erst die Peitsche geholt. „Was nützt uns denn Ihre Peitsche?“ rief die Komteß, „Sie sind mir ein schöner Held!“ — Uda Gerlach zupfte an ihren Röden.

Nam war Marie näher gekommen. Man ging zur Wiese hinab, wo die Komödie sich fortsetzte. Ein paar Knechte versuchten den Ausgebrochenen zu fangen. Aber der ließ sich nicht greifen. Er sprang über das ausgespannte Tennisnetz und machte seine Kapriolen, schielte die Knechte von der Seite an, knabberte im Grase und schlug aus, wenn man sich ihm näherte. „So geht es nicht,“ sagte Marie. Sie gab Anweisungen. Die Mädchen, die jungen Herrn und die Knechte mußten sich in weitem Kreise auf der Wiese aufstellen; dann nahm sie die Peitsche Will's und verknüpfte sie zu einer Schleife, riß eine Handvoll Gras aus und näherte sich mit lodendem Zuruf dem Pferde. Das schien neu-gierig zu werden. Es blieb stehen, reckte den Hals und schnupperte. Marie gab scharf Obacht. Der Gaul legte die Ohren zurück, die Augen glänzten, die Nüstern erweiterten sich. Plötzlich setzte er zum Sprunge an. Im selben Augenblick pfiff die Peitsche wagemuth über den Boden, die Schleife schlang sich um die Kötengelenke des Fohlens und riß es nieder. Nun sprang Marie hurtig hinzu, stürzte in die Kniee, packte den Gaul mit den Fingern in die Nüstern und drehte eine sogenannte Bremse, ein beliebter Kunstgriff, um das erschreckte Pferd willenlos zu machen. Die Knechte eilten herbei und legten dem Ausreißer Wassertrense und Führzügel an . . .

„Bravo,“ rief Hader; „der Fang mit dem Lasso, wie er im Buche steht.“

„Bravo,“ wiederholte Will; „wo hast du das alles her, Marie?“

Auch die Mädchen waren voller Bewunderung. Marie erröthete leicht. Es war ihr lieb, daß in diesem Augenblick vom Schlosse herüber das große Gong zum Souper rief. „Gehen wir,“ sagte

sie, ihre Handschuhe abklopfend, „— ich will mich auch einmal nach meinem Manne umsehen . . .“

Das Souper verlief schläfrig. Es machte den Eindruck, als ständen die Herren noch unter dem Einfluß ihrer politischen Beratung. Sie sprachen nicht von der Politik, aber ihre Gedanken waren beim Wahlkampf. Eine fröhliche Unterhaltung wollte nicht so recht in Fluß kommen, die Stimmung blieb matt. Beim Braten erhob sich Graf Barby zu einem Toast auf die Gastgeber. Doch selbst das Hoch schien minder voll zu klingen als sonst. Otto Graetz glaubte eigentümliche Beobachtungen zu machen. Er hatte ganz deutlich gehört, wie der immer taktlose dicke Fiddichow bei dem Hoch seinem Nebenmann zugerannt hatte: „Ein Vereat wär' schon besser am Plaze . . .“ Es schien ihm auch, als vermeide man es, mit ihm anzustoßen und ihn in die Unterhaltung zu ziehen. Zweifellos herrschte eine allgemeine Mißstimmung gegen ihn vor. Er lächelte darüber, aber es kam doch auch ein leiser Ärger hinzu. Es war gar zu kindisch. Er war froh, als die Tafel aufgehoben wurde.

Für die Herren waren Whisttische aufgestellt worden, die Damen ließen sich im großen Salon nieder, die jungen Mädchen dachten an Pfänderspiele. Während der Ritterschaftsrat im Rauchzimmer die Zigarrentisten öffnete, nahm der alte Graetz seinen Sohn am Arm und zog ihn in eine Fensternische.

„Hör' mal, du,“ sagte er halblaut, „ich möchte noch rasch ein paar Worte mit dir sprechen — eh' es zu spät ist. Du hast gehört, welchen Jubel es erregte, als Barby verkündete, daß er an einen Rücktritt nicht denke. Damit hat sich die Situation in gewisser Weise bedrohlich zugespitzt.“

„Warum bedrohlich, Papa?“

„Weil — sehr einfach, weil du nunmehr vor die Initiative gestellt bist, dich entweder gesellschaftlich langsam zurückzuziehen oder darauf gefaßt zu sein, daß man dir eine Tür nach der andern schließt.“

„Das ist ein Entweder Oder, das ich für Übertreibung halte. Verzeihe, Papa.“

„Lieber Junge, ich kenne die Welt etwas länger als du. So wie die Verhältnisse liegen, wird der Wahlkampf mit großer Erbitterung geführt werden. Dabei sind persönliche Angriffe nicht zu vermeiden. Sieh mal, wir hier im Kreise, wir Konservativen, ob adlig oder bürgerlich, sind ein gutes Stück der alten preussischen Junkerkasse, deren politische Berechtigung du um so eher anerkennen wirst, als du — stille, laß mich ausreden — auch einmal sozusagen zu ihr gehört hast. Aber, mein Junge, wir bilden nicht nur den Kitt einer politischen Partei, wir bilden

auch eine in sich fest geschlossene Gesellschaftsklasse — und siehst du, das ist für dich das Uble. Das überlege dir, Otto. Es ist rasch getan, es ist auch nicht schwer, dieser Gesellschaft den Fehdehandschuh hinzuworfen — aber . . .“ Er brach kurz ab. „Ich wünschte von Herzen,“ schloß er, „du hättest die Kandidatur nicht angenommen. Noch ist es Zeit, Otto . . .“

Er nahm seines Sohnes Hand, drückte sie stark und trat dann in das Zimmer zurück.

„Wollen Sie uns den Strohhmann ersetzen, Fesdrat?“ rief Uhlenhausen, der mit dem Hauptmann v. Gerlach und dem Kolziger einen Rubber spielte.

„Nee, Uhleden, ich danke. Ich will mal nach meiner Allen kiesen . . . mir ist so, als ob ein Gewitter aufstiege, und da grault sie sich immer — da möcht' ich doch lieber vor Ausbruch derheeme sein.“

Man lachte. Ein paar Scherzworte flogen hin und her. Otto setzte sich hinter den Landrat und schaute in dessen Karten. Er war zerstreut; die letzten Bemerkungen seines Vaters gingen ihm durch den Kopf. Er fand sie unrichtig, aber sie beschäftigten ihn dennoch.

Im Zimmer spielten vier Parteien. Der Tabakrauch war stark; über die Lichter der Whisttische lagerte sich eine graue Wolke. Alle waren in ihr Spiel vertieft, zuweilen klapperten die Marken und klorrte ein Geldstück. Gesprochen wurde wenig; kein politisches Wort fiel. Hin und wieder warf einer die Karte mit einem der üblichen Spielausdrücke auf den Tisch; zuweilen sprach man auch über die Wetterausichten, die Ernte, die Frostschäden, über die Zuckerrfabrik und eine neue Drillmaschine: aber immer nur in abgerissenen Sätzen.

Es war schwül und heiß geworden.

„Ob wir nicht das Fenster ein bisschen öffnen könnten?“ fragte der Landrat.

Otto erhob sich. „Ah — tausend Dank, liebster Rittmeister,“ rief Uhlenhausen und winkte mit der Hand.

Otto stieß den Fenstersflügel auf. Eine schwere Luft brütete über dem Parte. Der Himmel war schwarz verhängt; eine trodene Hitzwelle schlug Otto entgegen. Er blieb am Fenster stehen. Er fühlte sich unbehaglich und nervös. Das ärgerte ihn. Seine Nerven waren sonst recht gut imstande. Er wußte nicht, was ihm war. Auf den Widerspruch gegen seine Kandidatur hätte er gefaßt sein müssen. Vielleicht war es nur die Quälerei des Alten, die ihn momentan verstimnte. Das war doch wahrhaftig der Höhepunkt der Lächerlichkeit, für seine gesellschaftliche Stellung zu fürchten! . . . Zwischen den Bäumen leuchtete ein fahler

Schimmer auf. Es bligte; aber es mußte in weiter Ferne sein, denn kein Donner folgte. Plötzlich fuhr Otto zurück. Aus tiefer Stille erwachte jäh der Sturm. Ein mächtiger Windstoß segte in das Zimmer, löschte ein paar Lichter, blähte die Gardinen empor und trieb die auf den Tischen liegenden Karten umher.

Die Herren sprangen auf. Lachen und Schimpfen, ein berber Fluch. „Himmelbimmeltonnerwetter,“ rief der Landrat, über den nächsten Stuhl balancierend, „da mach' ich auch, daß ich nach Hause komme! . . .“ „Abrechnen,“ schrie der dicke Fiddichow, „Sie, Alterchen, Stiebede, Postmeister, gehn Sie mir nicht durch! . . .“ „Groß-Schlemm in der Hand,“ sagte Mylord Feldern zu seinen Mitspielern, „Sie wären gründlich reingeraffelt, meine Herren . . .“

Otto hatte das Fenster wieder geschlossen. Die Herren drängten nach der Türe. Der Ritterschaftsrat war schon vorangestürzt, um die Damen zu beruhigen und zum Bleiben zu bewegen; er glaubte nicht, daß das Gewitter heraufkommen würde. Aber Frau Annastreba hatte bereits das Anspannen befohlen, und nun waren auch die übrigen Gäste nicht mehr zu halten. Es entwickelte sich das übliche Durcheinander: Lebewohlsagen, Umarmungen, Aufen nach Jose und Diener, Suchen nach dem Trinkgeld, Kleiderrauschen, ein Hin und Her und Auf und Ab bei flackernden Lichtern und blakenden Lampen, im Zugwind zwischen den Türen, in den Korridoren, in dem Entree und auf der Rampe. Der Postdirektor Stiebede wollte einen Taler gewechselt haben, Herr v. Robinski stand vor ihm, schon im Paletot mit hochgeklapptem Kragen, und suchte in seinem Portemonnaie; ein Markstück fiel zu Boden und trubelte zwischen die Füße der Damen, die Diener blühten sich, die Damen rafften die Röcke zusammen. Uhlenhausen zappelte nervös, mit raschem Gliederschlenkern umher und rief nach dem Bürgermeister; der Bürgermeister sollte in die Druderei des Kreis-Anzeigers gehen und die alten Flugblätter kassieren lassen. „Mittwoch abend im ‚Marktgraf Johann‘,“ gab Mylord Feldern flüsternd die Parole aus, „alle Mann zur Stelle . . .“ „Aber nu' feste druff,“ tuschelte Fiddichow; „Fahrenheit, bringen Sie Ihren Provisor mit. Wo ist denn der Harbs? . . .“ „Der sitzt noch in der Stube und denkt wahrscheinlich über sein Serum nach. Lieber Oberamtmann, wenn Ihr den Harbs in das Wahlkomitee nehmt, trete ich aus — auf der Stelle! Es fällt mir nicht ein, mich ewig . . .“ „Pst,“ machte Fiddichow, „Mensch sei'n Sie nicht immer gleich so giftig! Halten Sie mal meinen Havelod — ich kann den verfluchtigen Armel nicht finden. Das ist ja gar nicht mein Hut! Wer hat mir denn nun wieder den Hut umgetauscht! Sie, Diener, Josef, Franz, August, das ist nicht

mein Gut — schockschwerenot, wo ist denn mein Gut geblieben!? . . .“ „Graf Limbach,“ schrie Herr v. Feldern und drängte sich, in einen schottischen Plaid gewickelt, durch die Gäste, „Graf Limbach — hier — hierher, hier steht Groß-Scharlibbe!“ — Er war ganz plötzlich ängstlich geworden; wenn dieser Graf ihm aus dem ‚Widel‘ schlüpfte, ging das Jonglieren von neuem los. Bill sagte seit einer Viertelstunde der kleinen Anni Barbh Adieu; er redete Unsinn und drückte ihr bereits zum fünften Male die Hand zum Abschied. „Also, wenn Sie noch bleiben, lieber Graf,“ sagte Barbh, „sprechen Sie vielleicht mal in Hohen-Elz vor. . .“ „Werde nicht verfehlen, Herr Graf. . .“ „Würden uns sehr freuen, Herr Graf,“ sagte die Gräfin. . . „Außerordentlich lebenswürdig, gnädigste Gräfin. . .“ „Kommen Sie man,“ flüsterte die Komtesz und zwinkerte mit ihren blanken Zigeuneraugen. . . „Graf Limbach, hier — hier steht Groß-Scharlibbe!“ schrie Mylord Feldern und reichte den langen Hals.

Die ersten Wagen fuhren vor. „Zempelburg!“ rief der Diener. Nun gab es das letzte Adieu. Der Ritterschaftsrat stand unter dem Portal; neben ihm hielt der Rollstuhl mit der armen Rudolfine, die für jeden ein freundliches Lächeln hatte. „Adlich-Bartlau!“ rief der Diener. Die Gerlachschen Blondköpfe huschten tichernd, bis zur Nasenspitze eingehüllt, auf die Rampe. „Rocknow“ rief der Diener, „Herr Doktor Harbs!“ — Der gespenstische Schimmel sah in der Wetterbeleuchtung wahrhaft dämonisch aus. „Wenn ich bloß erst meinen Gut hätte!“ schimpfte der dicke Oberamtmann. „Ubleiden, haben Sie meine Frau nicht gesehen?“ fragte der Oekonomierat; „ich kann sie nicht finden. Weiß der Teufel, wo sie wieder steckt! Pünktlichkeit ist den Frauen nun mal partout nicht anzugewöhnen.“ Er hielt sein rotes Taschentuch in der Hand und sah grimmig aus. Da zupfte ihn jemand am Paletot; Annastreda saß, in Mäntel und Tücher gewickelt, ganz gemütlich auf einem Stuhl hinter ihm. „Stechen dein Taschentuch wieder ein, Graez,“ sagte sie mit der üblichen Betonung. „Hohen-Elz!“ schrie der Diener vom Portal aus in das Entree hinein.

Der letzte Wagen war der von Rüttersdorf. „Nochmals tausend Dank,“ sagte der Ritterschaftsrat zu Otto; „ich werde an Gössel berichten. Im übrigen bleibt’s, wie es ist. . .“ „Wie es ist,“ entgegnete Otto fest. Alexander Sadert küßte Marie stumm die Hand. Sie fühlte dabei den leisen Druck seiner Finger, wie ein Zeichen der Mahnung oder des Versprechens. Der Volontär, Herr Arnemann, der sich göttlich amüsiert hatte, half ihr in den Wagen. Sie war bisher seine stumme Bewunderung gewesen; aber heute dachte er nur noch an Uda Gerlach, ihren blonden Schopf und ihr niedliches Näschen; er war gräßlich verliebt.

Das Wetter hielt sich. Als der Wagen in die durch Selber führende Landstraße einbog, wurde der Blick weiter. Der ganze Himmel war schwarz bezogen; am Horizont hatte das Dunkel eine gelbliche Färbung; ein schmutzig fahler Fleck bezeichnete die Stelle, wo der Mond hinter lichterem Wolken stand. Aber es blühte nicht mehr.

Unterwegs wurde wenig gesprochen. Die Anwesenheit des Volontärs legte Otto und Marie eine gewisse Rücksicht auf. Herr Arnemann selbst versuchte einige Male, eine geistreiche Unterhaltung einzuleiten; doch es glückte nicht recht. Da schwieg er, und als der Rittmeister zu ihm sagte: „Herr Arnemann, bitte morgen früh fünf Uhr an Schlag siebenzehn,“ da machte er ein verletztes Gesicht. Diese dienstliche Bemerkung stürzte ihn aus allen Himmeln.

Kurz vor Mitternacht traf man in Rüttersdorf ein. Use und Franz standen mit Windlichtern auf der Rampe.

„Alles in Ordnung?“ fragte Otto, aus dem Wagen steigend.

„Sehr wohl, Herr Rittmeister,“ antwortete Franz.

„Schlafen die Kinder?“

„Befehlen, gnädige Frau,“ entgegnete Use, „die schlafen längst.“

„Ich möchte noch mal durch den Park bummeln,“ sagte Otto zu seiner Frau. „Es ist eine so eigentümliche Stimmung in der Natur. Kommst du mit?“

„Gern . . .“ Sie wandte sich an Use. „Emma soll nicht warten, ich bleibe mich allein aus.“

„Kriecht auch in die Klappen,“ fügte Otto hinzu, „ich brauch’ euch nicht mehr.“

Er warf Franz seinen Paletot zu, umfaßte Marie und schritt mit ihr die Rampe hinab. „Ah,“ sagte er, „es war mir ein Bedürfnis, noch ein wenig frische Luft zu schnappen.“

„Schade, daß es so schwül ist.“

„Ja, es ist drückend. Gehn wir nach den Wiesen zu, da wird es frischer sein. Nur auf ein Viertelstündchen . . .“

Sie schritten den Graben entlang, in dem die Frösche schrien, dann zwischen Wänden wilden Weins über eine kleine Brücke und rechts ab an den Schneebällen vorüber, deren weiße Blütenkugeln durch die Nacht leuchteten.

„Du bist verstimmt, lieber Schatz,“ sagte Marie.

„Ein wenig, Wie, es ärgert mich selbst. Sag, Kind, was war denn das mit dem durchgegangenen Gaule, den du wieder eingefangen hast? Die Fahrenheit erzählte davon —“

„Ach, Otto, es war nichts weiter! Eins der Fohlen war ausgebrochen und alle Welt hinterher. Da benützte ich eine Peitschenschnur als Lasso, fing den Burschen und hielt ihn an den Müstern

fest. Es ist ein einfacher Griff; jeder, der mit Pferden umzugehen weiß, kennt ihn."

"Na ja . . . bei der Fahrenheit klingt das immer ganz anders . . . Aber, Maus — laß doch derlei in Zukunft. Es sieht so — so kunstreitermäßig aus . . ."

Ihr Arm zuckte in dem seinen. Sie schwieg. Da sagte er: „Du bist mir doch nicht böse, Liebling?"

"Nein," erwiderte sie, "du magst recht haben."

Der Park lichtete sich, eine weite Wiesenniederung tat sich auf, von der eine erfrischende Kühle emporstieg. Otto und Marie schritten mitten auf die Wiese und blieben hier stehen. Nun sah man deutlich, wie ringsum die Wetter zogen. Der Wipfelkranz des Parks starrte schwarz zum Himmel. Darüber ballten sich die Wolken in einem tiefen eintönigen Grau und wanderten langsam von Westen nach Osten, rund herum um ein winziges Stück Blau im Zenit. Es war ein merkwürdiges Bild, dieses Wandern der Wetter, deren elektrischen Druck man spürte und die durch geheimnisvolle Gewalten in der Ferne gehalten wurden. Die Luft war ganz still; kein Blättchen auf den Bäumen regte sich, kein Grashalm der Wiese. Die Luft war schwer trotz des kühleren Hauchs, der aus der Niederung kam; man hätte wünschen können, daß die Wetter sich fänden und näherten, die Atmosphäre zu reinigen.

Otto hatte seinen Arm um Mariens Schultern gelegt, seine Hand strich über ihre Wange. Da fühlte er einen feuchten warmen Tropfen und schaute ihr erstaunt und erschreckt in das blasser Gesicht. Ihre Augen standen voll Tränen.

16

In der ersten Hälfte Juli, unmittelbar vor Beginn der Ernte, fand in Rüttersdorf die Taufe der Zwillinge statt.

Da die Wahlangelegenheiten den Rittmeister sehr in Anspruch nahmen, sollte die Feier nur in kleinem Kreise begangen werden. Außer den Stockhausenern waren nur noch Haderth-Wendhausen, Graf Barby, Bill Limbach, der Landrat v. Uhlenhausen, Baron Feldern und die Adlich-Bartlauer geladen worden: die Familien, die seit langen Jahren intimer in Rüttersdorf verkehrten.

Mylord Feldern schrieb bedauernd ab: die Übergabe von Groß-Scharlibbe an den Grafen Limbach beanspruche so sehr seine Zeit, daß es ihm leider unmöglich sei, sich frei zu machen. Folgendes hatte sich begeben. Am Tage nach dem Souper in Wendhausen bat Bill seinen Gastgeber um einen Wagen nach Hohen-Elz. Feldern mußte zusagen, aber er erschraf. Was wollte der Graf in Hohen-Elz? Mit Barby über die Verhältnisse in Groß-

Scharlibbe reden, über den Betrieb, die Ernteausichten, die Bewirtschaftung, den geforderten Preis? Das wäre höchst fatal; Barby war ein tüchtiger Landwirt und ließ sich nicht beeinflussen; mit seinen guten Ratschlägen war Feldern nicht gedient. Aber er mußte fröhliche Miene zum bösen Spiel machen: Bill bekam seinen Wagen und ratterte davon. Barby war sehr erstaunt, als Limbach ihm guten Tag sagte und unvermittelt fortfuhr: „Hoffentlich ist Ihnen der gestrige Abend gut bekommen, Herr Graf. Mir ausgezeichnet. Ich habe mich unmensächlich verliebt. Ich liebe Ihr Fräulein Tochter Komteß Anni und möchte gehorsamst bitten, um sie werben zu dürfen . . .“ Ähnliches war Barby noch nicht vorgekommen. Er rief zunächst seine Frau. Die Gräfin war ganz Mutter. Sie überlegte blitschnell. Anni wurde dreiundzwanzig Jahr; in der Nachbarschaft gab es keine geeigneten Partien; der Winterbesuch in Berlin war zu kurz für passende Anknüpfungen; Limbach war von gutem Namen; er wollte Scharlibbe kaufen, mußte also auch einiges Vermögen haben; er war zudem ein recht stattlicher Mann. Da konnte sie ruhig ihren Segen geben. Sie fragte nur: „Ist denn mit Anni schon alles abgemacht?“ — „Nein, gnädigste Gräfin,“ antwortete Bill, „das würde ich nicht ohne Ihre Zustimmung gewagt haben. Aber sie hat gestern abend beim Abschied so lieblich mit den Augen gezwinkert, daß ich meiner Sache sicher bin. Darf ich untertänigst bitten, die Komteß benachrichtigen zu wollen?“ — So rasch ging das aber nicht. Barby schaute Limbach von der Seite an. Er gefiel ihm. Barby entsann sich: der Pascha war ein guter Soldat gewesen; eine Herzensdummheit hatte ihn aus dem Sattel geworfen; Dummheiten macht jeder einmal; wer sich die Hörner rechtzeitig abstößt, wird gewöhnlich ein guter Ehemann. Aber über die materiellen Verhältnisse mußte noch ein Wort gesprochen werden. Bill besaß hundertundfünfzigtausend Mark Vermögen; Anni sollte dreimalhunderttausend als Mitgift bekommen (unter allerhand Bedingungen; Barby ging sicher). Immerhin: das junge Paar konnte leben. Auch gegen den Ankauf von Groß-Scharlibbe hatte der Hohen-Elzer nichts; das Gut war verschuldet, aber kein schlechter Besitz; und dann hatte man die Kinder ‚dichtebei‘, sozusagen unter den Fingern. Aber an die Forderungen Mylords war nicht zu denken —; Gott bewahre! „Mein lieber Graf,“ sagte Barby, „ich werde für Sie handeln. Passen Sie mal auf, wie ich mit Mylord umspringe. Ein Viertel streiche ich von vornherein. Dann will ich die Grundbuchakten sehen, die Ritterschaftstagen und die Bücher. Vor allem die Bücher. Wir haben keine Eile . . .“ Hierauf wurde Anni gerufen. Sie wußte schon, daß Limbach im Schlosse war;

sie saß in ihrer Stube und ihr Herz klopfte und hülpste; sie hatte sich schön gemacht und das Zoddelhaar gebändigt. Nun entwickelte sich alles so rasch wie in einem letzten Akt auf der Bühne. Will öffnete nur die Arme und Anni flog ihm an die Brust. Dann wurde gefrühstückt und dabei setzte man die Verlobungsanzeigen auf.

Jetzt begannen für Feldern schlimme Tage. Ein verfluchter Kerl, dieser immer korrekte, sehr vornehme und tadellose Graf Barby! Bernstein und Goldstein waren Lämmer gegen ihn. Der ließ sich nichts vormachen. Er prüfte genau und er verstand seine Sache. Der Rüttersdorfer Graez half ihm bei der Abschätzung; Feldern hatte den Zempelburger Strackwitz zur Seite. Aber der Zempelburger war ein Esel und Graez ein gewiegter Landwirt. Tagelang raderte man auf den Feldern umher und zankte sich; tagelang saß man über den Büchern und schrie. Mylord schrie am meisten. Zuweilen rief er: „Finiß, meine Herren! Jetzt ist's genug. Für ein Butterbrot gebe ich meine Klitsche nicht her. Ich verkaufe nicht, ich bleibe . . .“ Aber in der Nacht kam immer wieder die Überlegung, und am nächsten Morgen fuhr er nach Rodnow und sprach erst mit Goldstein und unterhandelte hierauf mit Bernstein. Dann begann der Ärger von neuem. Feldern rechnete auch im Traume. Am wütendsten war er auf Otto. „Ich vernichte ihn,“ sagte er zu seinem Schwiegerjohn. „Ich helfe dir dabei,“ antwortete Robinskä. —

Feldern hatte also zur Tauffeier in Rüttersdorf abgesagt. Er war nicht der einzige. Uhlenhausen schrieb, seine Frau sei nicht recht auf dem Posten. Offener sprach sich Herr v. Gerlach aus. Er schrieb sehr höflich, daß er es bei der Erbitterung des Wahlkampfes für zweckmäßiger halte, sich vorläufig von dem intimeren privaten Verkehr mit den politischen Gegnern zurückzuziehen, bis die Situation geklärt sei. Graez möge ihm das nicht übelnehmen — er, Gerlach, könne nun mal nicht aus seiner Haut: es sei ihm unangenehm, in aller Freundschaft mit einem zusammen zu sein, dem er vielleicht schon am nächsten Tage ausgesprochen feindlich gegenüberzutreten müsse.

Der Ritterschaftsrat v. Gadert, Graf Barby und Will (der sich inzwischen in Rodnow eingemietet) hatten zugesagt. Daß Barby gekommen war, freute Otto besonders. Das war der Beweis, daß auch politische Gegner freundschaftlich miteinander verkehren konnten. In Wahrheit war Barby der Besuch nicht gerade leicht geworden. Er war ein Gentleman durch und durch, aber ein wenig beeinflusste ihn diese politische Gegnerschaft doch. Es war in der Tat kaum zu vermeiden, daß man in den Wahlreden auch die Persönlichkeit des Gegenkandidaten streifte. Er hatte das

bisher immer ziemlich geschickt gemacht, nach Möglichkeit umgangen und, wo es sich nicht anders machen ließ, von Graetz als Ehrenmann gesprochen, „aber, meine Herren, politisch . . .“ Diese notwendigen Aber vor der Öffentlichkeit störten ihn in dem alten herzlichen Verkehr mit Graetz. Er kam sich nicht ehrlich vor; es war lediglich eine Gefühlsache. Am liebsten hätte auch er eine Notlüge erfunden, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Aber das ging Limbachs wegen nicht recht. Limbach war ein Nefse der Frau Annafreda; durch ihn traten die Barbys in ein Verwandtschaftsverhältnis, wenn auch ein noch so weitläufiges, zu den Graetzs. Da mußten schon besondere Rücksichten vormalten, es half alles nichts. Übrigens hatte sich Barbys vorgenommen, in Rüttersdorf nicht eine Silbe von Politik zu sprechen und möglichst bald wieder abzufahren. Für die Folge dachte er seiner Frau den Verkehr zu überlassen, sich selbst aber zurückzuhalten; die ganze Geschichte war ihm höchst unangenehm. —

Auch Fritz Brettschneider hatte auf der Schloßterrasse mit den anderen Beamten seine Glückwünsche zu der Tauffeier dargebracht und ging nun hinab in das Dorf. Er war im Sonntagsstaat, trug seinen langen schwarzen Rock und einen kleinen runden Hut. Aber seine Miene war wenig feiertäglich. Er war in Gedanken, und die Gedanken waren ärgerlicher Art. Da unten in der Kolonie ging ihm alles verquer. Die Leute wollten sich durchaus nicht mit den neuen Einrichtungen befreunden, es gab ewig Reibereien und er selbst wurde als ‚Aufpasser‘ gehänselt und verhöhnt. Es war in der Tat merkwürdig. Die Leute hatten alles, dessen sie bedurften, sie waren sorgenlos und doch nicht so recht zufrieden. Es gab Dinge, die ihm unbegreiflich waren. An die regelrechte Ablieferung der unsauberen Wäsche beispielsweise konnten sich die Leute absolut nicht gewöhnen; es war da ein alter Kerl, der ihm auf eine Rüge hin schlankweg erwidert hatte: „Ach wat, die ewige Wascherei! Man wird ja nich mal warm in seinem Hemde!“ —

Das war zum Lachen, aber es war auch bezeichnend. Dieser alte Kerl war durchaus kein Schmutzian: der Eingriff in sein Privatleben behagte ihm einfach nicht. Vielleicht war es das, was die Leute mißmutig machte. Sie waren tätig und fleißig wie immer; aber zu glauben, daß die Verbesserung ihrer Lebenslage sie nunmehr wirklich zufrieden gestimmt hätte, war ein Irrtum.

Fritz war in trübseliger Stimmung. Zu allem Ärger in der Kolonie kam seine Liebesnot. Es war nun wirklich eingetroffen: Doktor Wanowski hatte in aller Form beim Doppel-Schulze um die Hand Friedas angehalten. Das ganze Dorf wußte es: ein

Bauernmädchel konnte Frau Doktorin werden. Klein-Gebilde schrie, ein Schaf wie die Frieda sei noch gar nicht dagewesen; ob der Wanowski ein Polacke sei und ein Katholik, das sei doch wahrhaftig egal: er habe Geld wie Heu, auf wen warte die Frieda denn noch! — Im Schulzenhof wollten die Tränen nicht trocknen. Der Alte lag im Bette und stöhnte; das Rheuma raste wieder durch seine Glieder. Das kam bloß von der Aufregung; o die verdammten Weiber! Wanowski war davongelaufen und kam nicht wieder, und von Harbs wollte der Schulze nichts wissen. In der Küche heulte die Schulzen. Sie hatte bisher der Frieda tapfer zur Seite gestanden; nun verlor sie den Mut. Sie hat Frieda himmelhoch, sich die Sache zu überlegen. Wanowski werde schon wiedertommen. Sie habe ihm gräßliche Worte in das Gesicht geschrien und vor ihm ausgespußt; aber er werde schon wiedertommen.

Vor dem Blicke, den die Frieda ihr zuwarf, erschraf die Schulzenmutter. Sie war ohne großes Feingefühl, aber dieser harte, kalte, feindselige Blick ging ihr durch und durch. Nun hatte sie auch mit der Tochter verspielt. Die sprach nicht mehr, sie weinte auch nicht, es wurde wieder still im Hause. Frieda tat, als ob nichts geschehen sei. Aber ihre Wangen verblichen, um ihre Augen spielten bläuliche Schatten, sie magerte ab. An dem stämmigen Mädchen zehrte der Schmerz. Wochenlang sah sie Fritz nicht und verging vor Sehnsucht. In ihrer Kammer zerbiß sie die Rissen; sie saß Stunde um Stunde am Fenster und stierte in den Mond; sie las im Gesangbuch Reihen von Liedern, halblaut und mechanisch. Doch eines Abends jauchzte sie auf. Ein Steinchen klorrte gegen ihr Fenster: das war der Fritz. Einen Augenblick schwankte sie: alles Blut schien sich in ihrem Herzen zu stauen, sie fuhr mit den Händen an die Schläfe. Von unten herauf hörte sie Fritzens wispemde Stimme: „Frieda — du, Frieda, laß mich ein . . .“ Sie winkte ihm zu; ihre Zähne knirschten wie im Frost aufeinander. Plötzlich warf sie in rasender Hast einen Rock über. Knöpfte ihr Mieder zu und öffnete die Thür. Da stand schon der Fritz. Sie zog ihn mit sich. „Komm in den Garten, es schläft alles. Nicht hier — ich will nicht . . .“ Im Garten, hinter dem Backofen war eine Stelle, die lag auch bei Mondschein in tiefem Schatten. Da standen drei Apfelbäume, deren Wipfel ein weites Dach bildeten. Der Grasschnitt hatte begonnen, das Heu duftete; es war eine feierliche Stille. In fliegenden Worten erzählte Frieda ihr Leid. „Vater hat mich geschlagen, Fritz, es war mit egal, ich merkte es gar nicht. Ich habe vor dem Polacken ausgespußt und hab’ ihm zugeschrien, eh’ daß ich ihn nähme, lieber henkt’ ich mich auf. Da ist er gegangen. So blaß wie Kalk, und

er hat gezittert . . .“ „Ich schlag ihn noch tot!“ fuhr Fritz grimmig auf. Dann wurde er zärtlich. Unter Schauern von Küssen flüsterte er ihr ins Ohr: „Wen hast du zu fragen? Bist du wem Rechenschaft schuldig? Bloß dir allein! Bist du nicht frei? . . .“ Sie hielt seine Hände fest, nickte und sagte: „Ja, und eben darum. Gewiß bin ich frei und laß mich nicht zwingen. Ich könnte auf und davongehen wie die Räte Bärwinkel, und keiner könnte mir's wehren. Aber ich will's nicht. Ich hab' meinen Stolz und meinen Troß, ich will's nicht. Der Vater verachtet uns Weiber. O — ich will's ihm zeigen! Stur wie sein Kopf, so kann ich auch sein. Paß auf,“ und da preßte sie Fritzens Hände mit wilder Gewalt, „nun hat's am längsten gedauert — wart' noch bis Micheli, da hab' ich den Vater 'rum! . . .“

Fritz hatte Glauben und Hoffnung verloren. Ach, war die Frieda eine Närrin! Er hatte ihr erzählt, wie sie es machen wollten. Es war so einfach. Arbeit gab es ja überall. Aber auch sie hatte ihren Kopf für sich. Als er über den Dorfplatz schritt, sah er sie vom Krämer kommen. Sie blieb stehen und nickte ihm freundlich zu. Er wollte ihr entgegeneilen, aber da winkte sie mit der Hand. Er verstand sofort: der Vater mußte im Garten sein; seit es ihm besser erging, saß er gern in der Sonne. Fritz schaute seinem Mädchen nach; ihr Haar flimmerte hell, sie schritt rasch aus und ihr Rock flatterte. Da seufzte der arme Junge, wandte sich ab und trat in das Haus des Onkels.

Piepmaul war nicht in der Wohnstube; aber Fritz hörte die krächzende Stimme des Alten draußen im Hofe. Da schimpfte er den blöden Hezel aus, der den Dunghaufen nicht zusammenhielt und die Sense hatte im Regen stehen lassen. Hezel hörte Piepmaul stumpfsinnig zu, sperrte den Mund auf und kraute mit der Hand dem neben ihm stehenden Blubber den Kopf. —

„Tag, Onkel,“ sagte Friße.

„Ah, bist du's?“ nöhlte der Alte, „und so fein? Ach so, die Laufe . . .“ Er grinste und nahm für einen Augenblick die Pfeife aus dem Mundwinkel . . . „Bist du im Schlosse nicht auch zum Mittagessen geladen geweest? — Bengel,“ fuhr er den Knecht an, „stier nicht so affig in die Lust! Vorwärts, die Harke — zusammengesetzt — heidi — und dann die Sense gepuht und gedengelt! Friße, es geht so nicht weiter. Ich habe einen Ochsen und ein Kalb als Gesinde, dabermitt soll ich die Wirtschaft führen!“

Fritz lachte zu diesem Schmerzensschrei. Der Alte sah übel aus. Er ging gebückt, hustete viel, und auf seinen bläulichen Wangen brannten rote Flecken.

„Onkel, nun kommt ja Hilfe. Ich bin eben dabei und will den Litzmann von der Bahn holen. Kann ich nicht deinen Wagen kriegen?“

Der Alte wurde hellhörig. Er vergab sonst nie seine Pferde. Aber in diesem Falle hatte er nichts dagegen. Der Tittmann kam ihm gerade zurecht. Das war ein lustiger Junge, mit dem man seine Unterhaltung hatte, der auch ordentlich kneipen konnte. Fritz wollte für ihn vorläufig Wohnung und Beföstigung zahlen; das war abgemacht, denn Piepmaul zweifelte, daß Peter Tittmann mit vollem Beutel heimkehren werde. Außerdem aber sollte Tittmann in der Wirtschaft helfen. Das war die Hauptsache, das hatte er auch schriftlich zugesagt.

Fritz spannte mit Hengel die Pferde vor den Korbwagen, schwang sich dann auf den Vorderstz und nahm die Leinen. „Ich fahre ganz langsam, Onkel, ich habe noch Zeit; ich überanstrengende deine Gäule nicht. Adjus . . .“ Er schnalzte mit der Zunge und fuhr davon.

Es hatte lange nicht geregnet; der Wagen mahlte durch den dicken Sand, unter den Hufen der Pferde quollen Staubbstreifen auf. Fritz saß träge auf seinem Strohbund, über das ein Wohlach gebreitet war; die Leinen hingen lang, die beiden Braunen beeilten sich nicht.

Es war ein schöner Sommertag. Die Sonne brütete über dem reifen Getreide, die vollen Ähren nickten am Wege. Seit Jahren hatte man nicht einer so glänzenden Ernte entgegensehen können. Fritz war ermüdet, aber der Stand der Felder interessierte ihn doch. Auf Stodthausener Boden war der Roggen wahrhaftig übermannshoch; aber er raschelte schon, es war Zeit zum Schnitt.

Als er in den Wald kam, dachte Fritz wieder an sein geliebtes Mädchen. „Wart noch bis Micheli,“ hatte sie gesagt. Das war das letzte Ziel. Sie mußte irgendetwas im Sinne haben, von dem er nichts wußte. Sie war viel tapferer als er. Er seufzte wieder. Mein Gott, es drehte sich doch alles nur um das Geld! Aus Piepmaul wurde man nicht klug. Mal sprach er so, mal so. War er in guter Laune, so schlug er wohl Fritz auf die Schulter und sagte mit seiner heulenden Stimme: „Du krießt allens. Paß emoal uff, du hast ja keene Ahndung, wat du emoal vorn reicher Rierl wern wirtscht, Friize . . .“

Er rückte sich auf seinem Sitz zurecht und hieb auf die Pferde ein. Es begann zu dämmern. Die Niefen warfen lange Schatten, um die röllichen Stämme floß ein helles Grau.

Jenseit des Waldes sah man schon die Station. Ein Junge hielt ihm die Pferde. Fritz kam gerade auf den Perron, als der Zug vor das Stationsgebäude fuhr. „Bretttschneider — hier!“ hörte er die Stimme Tittmanns. Ein langer hagerer Mann kletterte mühselig aus einem Abteil der dritten Klasse und zog einen hölzernen Koffer hinter sich her. Fritz erschraf. Mein Gott,

sah der Tittmann aus! Die Kleidung umschlotterte ihn; er ging gebückt wie ein Rückenanker; sein Schläfenhaar war völlig weiß, der sonst zu scharfen Spitzen aufgedrehte Schnurrbart hing ungepflegt und in grauen Strähnen zu seiten des Kinns herab. Das linke Auge verdeckte ein schwarzes Stück Tuch, das durch eine Schnur am Hintertopf festgehalten wurde. Wenn Tittmann sprach, sah man in dem sonst so blendend weißen Wollsgewiß noch immer den einen schwarzblau angelaufenen Zahn.

Der Stationsvorsteher und ein Schuppenarbeiter erkannten den alten Langenpfuhler wieder und begrüßten ihn. Ob man in der Restauration erst einen Willkommenschluck trinken wolle, fragte Fritz. Das geschah. Es saßen da noch ein paar aus der Umgegend, ein Holzhändler, der Müller aus der Buchmühle, zwei Bartlauer Bauern und der Gastwirt aus Langenpfuhl. Es gab ein Aufsehen, als es hieß, Tittmann sei da. Oh, man entsann sich des Peter noch recht gut. Der „Sergeant“ war er gewöhnlich genannt worden; man kannte seine Streiche, seine Liebchaft mit der Käte Bärwinkel, da diese noch ein halbes Kind gewesen war, seine Reittunfstände, seine Verwogenheit und sein großes Maul. Und dann war er mit Fritz zusammen auf die Wanderschaft gegangen... Der Langenpfuhler Gastwirt gab ihm die Hand. „Na, Tittmann,“ sagte er, „bist du auch mal wieder da! Hast dich wohl gut 'rumgetrieben in der Welt?...“ „Aber wie, Bugenhagen, aber wie! Sacre bleu!...“ „Bleiben Sie denn nun in Langenpfuhl?“ fragte der Stationsvorsteher... „In Rüttersdorf, lieber Dubski, will mich bloß ein bißchen erholen, dann geht's nach Paris — aber zuerst nach Bukarest und Belgrad...“ Alles staunte. Wetter, war das ein Kerl! —

Fritz ließ sich nichts vormachen. Er sah sofort: mit dem Tittmann war es auf dem absteigenden Aste. Er war nur noch eine Ruine. Auf dem Heimwege renommierte er zwar in altgewohnter Weise: er habe ein Riesengeschäft in Aussicht; es gehörten ein paar tausend Mark dazu, aber dafür seien Hunderttausende zu verdienen; er ließ auch Andeutungen fallen, daß er Fritz beteiligen wolle. Dann schimpfte er wieder, wie mordsmäßig auf dem Hund er sei; die Gefängniszeit in Sofia habe ihm den Rest gegeben. Aber er hoffe sich rasch zu erholen, setzte er hinzu; organisch sei er kerngesund, er brauche nur Luft und Ruhe — freilich, das linke Auge, das könne ihm auch kein Doktor wiedergeben. Nun kam er auf seine Abenteuer im Orient. Er erzählte Räuber geschichten. Was wahr daran, was nicht, ließ sich schwer unterscheiden. Aber interessant war es — interessant war der ganze Mensch, dieser ehemalige Trainsergeant, der unter das Lebantegesinde geschleudert worden war und bei etwas mehr Glück

dort unten vielleicht seine Karriere gemacht hätte. In Marokko war ein englischer Unteroffizier Instruktur der Artillerie geworden und Liebling des Sultans und hatte eine Ministerstellung.

Er schwappte weiter. Friß war es etwas bedrückt um das Herz. Er hatte das Gefühl, eine große Dummheit gemacht zu haben, als er Littmann die Heimkehr erleichtert hatte. Die Schranke zwischen den Freunden war hoch geworden. Friß spürte das: er hatte wirklich nichts Gemeinsames mehr mit diesem im internationalen Gaunertum des Orients gänzlich verkommenen Strolche.

Als man wieder durch die Felder fuhr, war es völlig Abend geworden. Littmann fröstelte trotz der warmen Luft und schlug seinen Kragen auf. Aber der Saatenstand erfreute ihn. Er begann sentimental zu werden und von der Heimat zu schwärmen. Er kam direkt aus Sofia und war Tag und Nacht gefahren, in endlosen Bummelzügen und bei schwebender Hitze. Hier atmete er endlich einmal reine Luft, sagte er — es sei doch ein eigenes Gefühl, zu Hause zu sein. Er erkannte nun auch die Gegend: den Fuchsberg mit der Teufelskranz, den Kirchturm von Hohen-Etz, das Schloß von Rüttersdorf. „Schwerebrett, was ist denn das?!" rief er, als der Wagen in weitem Bogen um die Kolonie fuhr; „ist das eine Villenanlage — so eine Art Sommerfrische?"

Friß lachte und sprach von der Begründung dieser Arbeiterkolonie, die er in den Himmel hob. „Z der Tausend," sagte Littmann kopfschüttelnd, „und du bist da der Oberscherge oder vielmehr der Inspektor?"

„Kolonieinspektor und zugleich Gutsbogh — jawohl."

„Na, das ist ja alles mögliche," meinte Littmann mit höhnischem Spiel der Mundwinkel. „Und sag mal: die Leute, die lassen sich das alles so ruhig gefallen?"

„Was denn — ‚gefallen‘? Ich versteh dich nicht."

„Mein Himmel, was du mir da von eurer Kolonie erzählst, das ist doch nichts andres als die unerhörteste Einschränkung jedweder persönlichen Freiheit! Eine Tyrannei sondergleichen — der nackte Absolutismus!"

Friß sah Littmann von der Seite an und tippte dann mit dem Zeigefinger auf die Stirn. „Du bist verrückt, Peter."

Littmann antwortete nichts; er schmunzelte eigentümlich und schüttelte wieder den Kopf. Erst nach einer kleinen Pause, als der Wagen schon die Dorfstraße hinabfuhr, fragte er: „Du, Friße, bist du eigentlich noch der alte feste Sozialdemokrat?"

„Bewahre," antwortete Friß, „das bin ich auch nie gewesen. Einmal — na ja, da — du weißt schon, was ich meine . . . Aber da hattest Ihr mich betrunken gemacht, Ihr verfluchten Kerle . . ."

„Und der Alte? Und Piepmaul?“

„Der ist es noch. Besonders, wenn er einen zu viel hat. Da möchte er die Erdfugel mit Petroleum begießen und anstecken. So red't er wenigstens.“

„Bravo! Das ist schon mehr Anarchist. Ach du, ich könnt' dir erzählen ... Was ich in Bulgarien für Erfahrungen gemacht habe! ...“

Nun hielt der Wagen auf dem Hofe des alten Brettschneider. Piepmaul stand, die Pfeife im linken Mundwinkel, die Hände in den Hosentaschen, ohne Rock und Weste in der Hintertür und schrie in das Dunkel hinein: „Gezel — Lummel entsamigter — id' wer' der Beene machen! Kummste nu' endlich mit de Latichte!“

An dem Blatt merkte Friß: der Bauer war wieder betrunken. —

„Alter Piepmaul!“ rief Tittmann, „Brettschneider — he — da ist man! 'n bißchen abgeklappert, aber immer noch das alte fidele Haus. Wenn ich man erst vom Wagen 'runter wäre ...“

„Gezel!“ brüllte der Alte, „i du Dunderwetter, so 'n Deibelsluder! ... Friße, ich weiß nicht, wo der Dengel steckt. Spann selber aus, reibe die Biester ab, damit sie sich nicht verfühlen, aber schütt ihnen noch nicht gleich Futter. Erst in 'n Viertelstündchen ... Na, Tittmann — na, da ist er ja ... nu' komm man erst rein, Peter — hoho, Peter, Petrus, Peterchen — kommt man erst 'rein, ich habe zur Ehre des Empfangs eine neue Flasche aufgeproppt — Peterchen, immer noch Peterchen — was!“ Er schüttelte Tittmann die Hand und stierte ihm in das Gesicht ... „Peterchen, was habt Ihr denn für einen schwarzen Lappen im Gesichte? 'n schlimmet Doge?“

„Gar keens mehr, Piepmaul. Das hab' ich in Konstantinopel gelassen. Aber mit dem andern guck ich Euch noch 'n Loch durch die Wand.“

Der Bauer lachte, bis er das Husten bekam. „Nu' man 'rin,“ ächzte er, „Peterchen — äh — nu' woll'n wir mal erscht eenen trinken ...“ Er schob Tittmann voran und torkelte über die Stufen der Haustür.

Friß spannte aus. Ein widriges Gefühl stieg in ihm auf. Er holte tief Atem und führte die Pferde im Dunkeln in den Stall.

17

In einem der nächsten Tage begann die Ernte. Da man in Rüttersdorf keine Wanderarbeiter annahm, so gab es gewaltig zu tun. Es waren heiße Zeiten.

Graß hatte nach der Stockhausener Grenze zu noch eine neue hölzerne Scheune aufführen lassen: die Ernte war in diesem Jahre

so reich, daß die Unterbringung des Getreides Schwierigkeiten machte. Aber trotz der vermehrten Feldarbeit ruhte die politische Agitation nicht. Die Wahl war auf den achtundzwanzigsten September festgesetzt worden: man hatte also nur noch wenige Wochen vor sich, die ausgenützt werden mußten.

Die Vertreter der sich gegenseitig bekämpfenden vier Parteien: Graf Barby, Graek, der Antisemit Firmenich und der Sozialdemokrat Glasen entfalteten eine rege Tätigkeit. Seit Graek sicher war, daß ein Zusammengehen mit den Konservativen unmöglich war, versuchte er die trennenden Gegensätze nicht mehr zu vertuschen. Eine gewisse persönliche Rücksicht hatte er in den Versammlungen bisher auf Barby genommen. Zu seiner Mißstimmung mußte er aber erfahren, daß er auf der anderen Seite weniger zart behandelt wurde. Barby selbst allerdings vergab sich nichts; er sprach stets nur von den „Irrtümern des Herrn Gegners“, vermied verletzende Worte, wurde nie aggressiv. Um so weniger Beschränkung legten sich seine Begleiter auf. Feldern mit seinem Schwiegersohn und der Oberamtmann Fiddichow waren das Dreiblatt seiner ständigen Adjutanten.

Mylord hatte nichts zu tun. Der Verkauf von Groß-Scharlibbe war perfekt geworden, am ersten Oktober hatte er das Gut zu räumen. Aber bis dahin war er noch kreiseingefessen und gedachte von seinem Wahlrecht Gebrauch zu machen. Die Ernte hatte er auf dem Palm an Bernstein und Goldstein vergeben; seine beiden Leibjuden ordneten auch sonst seine Verbindlichkeiten. Nun war er frei und konnte sich kopfüber in die Politik stürzen. Im Grunde genommen hatte er auch für Barby nichts übrig, der auf den Preis von Scharlibbe gewaltig gedrückt hatte; aber Barby hatte schließlich im Interesse seines Schwiegersohnes Limbach gehandelt. Anders lag es bei Graek. In dessen Hause hatte man ehemals freundschaftlich verkehrt, und Feldern hatte gegen ihn als Mittagator um so weniger etwas einzuwenden gehabt, als er der sicheren Überzeugung gewesen war, Graek würde schon aus Mitgefühl mit seiner Lage ein Gegengewicht zu der Preisdrückerei Barbys bilden. Darin irrte er sich nun: Graek war einfach gerecht und tagierte nach bestem Ermessen.

Nun schäumte Mylord sich aus. Das Tafeltuch zwischen ihm und dem Rüttersdorfer war für immer zerschnitten, jetzt galt es offene Feindschaft. In den Versammlungen mütete er gegen ihn.

Wenn Mylord schwieg, kam Robinski an die Reihe, und trat Robinski ab, so erschien der dicke Fiddichow am Rednerpult. Otto hörte davon vorläufig nur aus den Versammlungsberichten im Kreisblatt. Aber er behielt seine Ruhe bei. Auch die Freude über die gute Ernte überwog seinen Ärger. Er ritt am Spät-

nachmittage langsam über die Felder den Wiesen zu. Ein Teil des Roggens war bereits gefallen; die Garben standen gebunden auf der weiten Stoppel, über die ein Krähenschwarm strich. Überall sah man schaffende Gruppen; die Mäher auf der Berglehne besperten noch, unten schnitten die Maschinen mit frestendem Geräusch in das gelbe Getreide, das in breiten Wellen niedersank, um sich gewissermaßen von selbst wieder aufzurichten. Graß hielt hie und da sein Pferd an, redete zu den Leuten, machte seinen Scherz mit ihnen und verhiß ihnen ein fröhliches Erntefest. Als er vom Fuchsberg aus seinen Vater auf der dicken Karline herantraben sah, setzte er sein Pferd in Galopp und ritt ihm entgegen.

„n Abend, Väterchen,“ rief er fröhlich; „willst du Vergleiche anstellen zwischen Rüttersdorf und Stodhausen? Oder gilt's nur einer Stippvisite!“ —

„Tag, mein Junge,“ sagte der Feldrat, „weder Visite noch sonst was. Ich sah dich von weitem und dachte, willst mal fragen, wie's der Marie ergeht. Sie war neulich so ein bißchen bläulich.“

„Das ist sie jetzt öfters, Papa. Sie schont sich zu wenig. Wenn Ernte und Wahl vorüber, denke ich an eine gemeinschaftliche Erholungsreise.“

„Apropos Wahl...“ Der Alte drängte sein Pferd etwas näher an den Rappen Ottos heran.

„Aha,“ dachte Otto, „nun kommt's. Den Wahlen galt's wieder einmal.“

Sie ritten dicht nebeneinander ganz langsam die Kirschbaumallee hinab.

„Ich wußte ja,“ fuhr der Feldrat fort, „daß es noch Unannehmlichkeiten in Masse geben würde. Na, schließlich — die muß man einstecken. Man muß auch für seine Überzeugung bluten können. Nicht wahr?“

„Nichts dagegen zu sagen, Papa,“ antwortete Otto.

„Aber wenn auch die junge Generation darunter leiden soll, da möchte man doch zum Kreuzdonnerwetter am liebsten aus der Haut fahren!“ rief der Alte. Er schneuzte sich; sein Gesicht war dunkelrot.

„Papa, ich verstehe dich nicht.“

„Wirft mich schon noch verstehen! Unserer Jungen wegen, den Zwillingen zuliebe, wollten wir unsern Adel wieder aufnehmen lassen. Wir wär's wurscht gewesen — aber Mutter klöhte, du warst dafür, auch die Marie. Schön. Ich mache die Eingabe. So was ist rasch erledigt. Hindernisse liegen nicht vor, der Adel war da, ist bloß freiwillig abgelegt worden, die ganze Geschichte hätte dem Heroldsamt eine halbe Stunde Zeit gekostet. Aber

ich kriege keine Antwort. Warum nicht? Ich mahne. Ich kriege keine Antwort. Ich mahne anzüglicher. Da schreibt mir das Heroldsamt, die Sache wäre noch in der Prüfung. Oho, das chokierte mich. Ich setze mich hinter Uhlen, der setzt sich hinter Marwitz, den Heroldsmeister. Also, mein lieber Otto, es ist eine große Stänkerelei. Gute Freunde und getreue Nachbarn haben gepecht und geschlirt und einem hohen Herrn von der Regierung einen dicken Floh ins Ohr gesetzt. Details weiß ich nicht; ich weiß nur, daß man dich oben sozusagen als politischen Störenfried betrachtet und daß demzufolge die „Prüfung“ unsrer Adelsansprüche sich noch einigermaßen in die Länge recken kann, wenn man es nicht vorzieht, die ganze Geschichte einfach unter die Bank fallen zu lassen. Da hast du den Salat!“

Otto hieb mit seiner Reitgerte in die Wipfel der Kirchbäume hinein, daß die Blätter flogen. „Es ist weiß Gott zum Tollwerden!“ rief er wütend. „Ich wollte mich nicht ärgern — aber da muß man schon ganz besonders dickschälig veranlagt sein, wenn man sich das alles in heiterer Ruhe gefallen lassen soll! Es käme mir nicht darauf an, einen Heidenstandal zu machen und die Wiederaufnahme unsres Adels als gerechtfertigt und gesetzlich erlaubt einfach zu verlangen. Es dünkt mich bloß gar zu läppisch. Lassen wir den Krempel ruhen. Meine Bengels werden sich auch ohne das ‚von‘ löblich durch die Welt schlagen können.“

„Ganz gewiß. Die Adelsgeschichte verstimmt mich auch am allerwenigsten, obschon . . . na — Schwamm drüber — da wein’ ich keine Träne . . . Aber mich verstimmt andres. Ich komme nicht darüber ’raus, daß du so leichtthin von uns abgefallen bist —“

„Vater, also auch du?! Abfall! Sage Renegat wie Mylord Feldern. Abtrünniger, Überläufer!“

„Otto, ich scherze nicht. Es wurmt mich; es schmerzt mich tief. Du bist Fleisch von meinem Fleisch und Blut von meinem Blut. Nicht der Adel macht den Junker, sondern das Blut. Und ich will dir einmal etwas sagen: dein Blut wirst du nicht los. Du unterbindest die Adern — eines Tages wird die Binde sich lösen und das Blut um so stärker fließen. Du belügst dich selbst. Du gehörst zu uns, durch Geburt und Erziehung, durch die Scholle und durch das Gottesrecht deiner Persönlichkeit. Du gehörst zu uns und nicht zu denen drüben . . .“

Er winkte mit der Hand. „Fahre nicht auf, ich mein’ es nicht böse. Ich will auch nicht vom einzelnen sprechen. Es wär’ schlimm, wenn wir alle der gleichen Meinung wären. Das was mir wehe tut, ich wiederhole es, ist deine prinzipielle Gegensächlichkeit zu

der Gesellschaft, der du durch die Bande des Grundbesitzes zugehörst. Und das wird sich rächen. Wir Junker sind das Produkt unsrer Erde. Wenn wir nicht zusammenhalten, so fest wie das Karree Winkelrieds, eisenfest, Otto, wenn man unsre Existenz bedroht und uns unsre ökonomische Selbständigkeit nimmt, dann hat Preußen seine kräftigste politische Stütze verloren. Das ist kein Raisonnement, hinter dem sich die Selbstsucht versteckt: ich könnte ja ruhig zusehen, gerade wie du, wenn es um uns zusammenkracht. Wir sind zufällig reiche Leute. Aber die Solidarität im Junkertum ist für unser Land eine absolute Notwendigkeit, daß die Interessen des einzelnen und die kleinen Meinungsverschiedenheiten verstummen müssen. In meinem alten Schädel wohnt der Hochmut nicht — und dennoch sage ich stolz: zum guten Teile ist der Junker der Erzieher unsrer Gesellschaft, und wiederum lehrt ihn sein Grundbesitz diese Erzieherenschaft. Drei Säulen hat der monarchische Staat: seinen Offizier, seinen Beamten, seinen Landjunker. Offizier und Beamter aber sind aus des Junkers Schule, sonst wären sie längst verdorben in der großen republikanischen Freiheitsbrühe der Demokratie... Ja, mein Junge, so ist es. Und nun ein letztes Wort. Zwischen uns beiden, zwischen dir und mir, sei die politische Streitart begraben. Ex est cantus. Dir würde das ‚von‘ nicht recht stehen, und bei deinen Bengeln — da wollen wir abwarten. Ich Alter aber bleibe schon lieber der Junker ohne — ja, ohne ‚von‘...“

Er streckte den rechten Arm mit dem Reitstock aus und wies über die Felder. „Na, bist du zufrieden?“ fragte er.

Otto nickte zustimmend. Auf das von vornhin, auf das große Herzensgeständnis, die begeisterte Apologie des Junkertums, da wollte und konnte er nicht antworten. Er nickte nochmals. „Gott sei Dank, Papa. Es wird ein glänzendes Jahr. Der Ersatz für das vorige. Kommst du mit, der Marie ‚guten Abend‘ sagen?“

„Ne — grüße sie herzlich. Ich muß nach Hause. Mutter wartet. Apropos, was hast du denn zu Gössels Tode gesagt?“

„Was?!“ schrie Otto auf. Sein Knappe bäumte; in jähem Erschrecken hatte der Rittmeister heftig an der Kandare gerissen. Er war totenblaß geworden. „Was sagst du, Vater? Gössel tot?!“

Der Feldrat war sehr erstaunt. „Ja, hast du es denn nicht heute mittag in der Zeitung gelesen?“

„Nein. Ich habe in diesen Tagen so viel zu tun, daß ich die Blätter erst immer des Abends durchfliegen kann. Mein Gott, ist denn das denkbar? Gössel ist gestorben —? Ich habe ja doch erst vor kaum einer Woche einen Brief von ihm aus Görbersdorf bekommen —“

„Es stand in der Kreuzzeitung. Plötzlich verstorben infolge einer Lungenblutung. Die Kreuzzeitung widmet ihm übrigens einen höchst ehrenvollen Nachruf — freilich mehr dem Menschenfreund als dem Politiker . . . Mein Himmel, Junge, du bist ja ganz blaß geworden! Hätt' ich gewußt, daß dir der Todesfall noch unbekannt, so hätte ich dich natürlich schonender vorbereitet. Sei mir nicht böse —“

„Aber ich bitte dich, Papa . . . Es geht mir sehr nahe — ja wahrhaftig, in unserm armen Göffel wird ein großer Menschenfreund zu Grabe getragen.“

„Die Beerdigung soll in Lungenpfuhl stattfinden,“ sagte der Feldrat. „Ich werde dabei sein — ich fahre hinüber — grade, grade, weil er mein politischer Gegner war. Er war ein großer Phantast, aber er hat es wenigstens ehrlich gemeint. Das sagt nicht viel in der Praxis des Lebens — immerhin, es ist anständig. Adjo, Otto . . .“

Mit verhängtem Bügel ritt Otto dahin. Es wurde ihm schwer, hinter der brennenden Stirn die Gedanken zu sammeln. Göffel tot — aber sein Andenken lebte. Das Vermächtnis, das er hinterlassen hatte, das sollte wachsen und blühen und goldene Früchte tragen. Nun hieß es, verdoppelt arbeiten, um den Idealen, für die der große Wohltäter gelebt hatte, zu endlichem Siege zu verhelfen. Ideale, aber keine Phantasien. Des Vaters Worte fielen ihm ein, sein Hoheslied auf das Junkertum. Er senkte den Kopf. Etwas vom alten Junkerstolz lebte auch in ihm, von der Persönlichkeitsmacht der Eroberer Ostbiens. Aber ein Solidaritätsgefühl ließen die Fiddichow und Genossen nicht aufkommen. Es war richtig, was der Feldrat gesagt hatte: seine treueste Stütze hatte die Monarchie im Junkertum — es war sicher auch richtig, was ein vielgenannter volkswirtschaftlicher Schriftsteller aus dem Exil geschrieben hatte: wer preußische Politik treiben will, muß dafür die Junker gewinnen. Preußische, nicht deutsche.

Otto rückte seine Mütze aus der Stirn; auf der Stirn perlten blanke Tropfen. In einem täuschte sich der Vater. Es war klar: immer mußte der Junker eine Speiche im Rad der Regierung bilden, aber er mußte auch darnach sein. Nicht er, Otto Graetz, nein, nicht er war ein Abtrünniger; die aus der Klasse und Rasse fielen, das waren die Feldern und Fiddichow! Das waren die Feldern und Fiddichow, die Junker mit Adels- und Bürgerblut, die durch ihre Raubtierinstinkte den ganzen Stand schändeten — und mit ihnen sich solidarisch zu erklären, war weder kluge Taktik, noch eine Notwendigkeit. Es war ein grimmiger Fehler.

Otto hob wieder den Kopf. Im Trabe, den Kopf im Nacken und die Stirne frei, ritt er in den Schloßhof ein. —

Zwei Tage später fand im Erbbegräbnis zu Langenpfehl die Beerdigung des Doktor Gössel statt. Der Beisetzung ging eine kurze Feier im Gartensaal des Langenpfehler Schlosses voran. Dort war der Sarg aufgebahrt worden, vor dem der Geistliche seine Weihrede hielt. Die Beteiligung aus der Nachbarschaft war nicht allzu groß. Otto sah, außer den näheren Freunden und Gesinnungsgenossen des Verstorbenen, von den Vertretern der Konservativen nur seinen Vater, den Grafen Barby und den Landrat v. Uhlenhausen.

Der Wahlkampf begann nun zur Schlacht zu werden. Herr Lorenz Glasen, der Sozialdemokrat, erschien im Kreise und berief in Rodnow und Stanzig Versammlungen ein. Er hatte äußerlich viel Sympathisches, war ein schon älterer Mann mit grauem Kopf und freundlichen Augen und dem Gehaben eines gutmütigen Philisters. Aber wenn er die Rednertribüne betrat, da wurde er ein anderer. Da wurden die Augen flammend und schossen Blitze, das Gesicht verfinsterte sich, und von den Lippen dröhnte der Schall der Worte — es war wirklich ein Dröhnen, es war wie ein tosendes Wetter. Er beherrschte wunderbar die Gabe der Rede, und er kannte keine Rücksicht. Er war auch klug.

Er ließ die Bauern aus dem Spiel und beschränkte sich darauf, das Elend der Landarbeiter, der kleinen Häusler und Tagelöhner in brennenden Farben zu malen. Viel gewaltiger als gegen die Konservativen donnerte er gegen die agrarischen Deutschsozialen. Das war der gefährlichere Feind. Die konservativen Herren nahmen wenigstens kein Blatt vor den Mund, sie gestanden mit der Naivität eines trohigen Jungen ihre selbstsüchtigen Pläne ohne weiteres ein. Aber die um den Rittmeister Graetz, das waren die Füchse im Lammsfell, die klugen Rechner, die ihre lodenden Röder auswarfen, die nicht mit Versprechungen, sondern durch Taten sinnen, die Dekorationen hinbauten und ein glänzendes Schauspiel zum besten gaben — und hatten sie erst ihr Opfer, dann zogen sie die Schlinge so fest zu, daß kein Zappeln mehr möglich war. Sie errichteten dem überwundenen Feudalismus neue Zwingburgen, sie nannten sie Arbeiterkolonien. Da saß das geknechtete Volk und mußte tanzen nach der Pfeife des Herrn. Kerker und Folter gab es freilich nicht mehr; jetzt nährte man seine Sklaven gut, denn man brauchte ihre Muskelkraft. Aber Sklaven blieben die Ärmsten doch, mit ehernen Fesseln gebunden, und wem es gelang, seine Ketten zu zerbrechen, der verfiel dem Elend, der konnte verhungern... Graetz war der Typus des modernen Sklavenhalters: der Autokrat, der absolute

Herrscher, der echte Großgrundbesitzer, der seinen Arbeitern einen blinkenden Bettel hinwarf und dafür ihren rechtmäßigen Lohn in die Tasche steckte . . .

Firmenich, der antisemitische Agitator, blies in dasselbe Horn, nur ging er von andern Voraussetzungen aus. Die Emanzipation der Juden, der plötzliche gewaltige Einbruch des Hebräertums in die germanische Welt, hatte tausend Laster entfesselt. Aber das Schlimmste war der förmlich hypnotische Einfluß dieser nach Herder uns 'ewig fremden' Rasse. Deutschland verjüdelte, der Adel verjüdelte, das ganze Land verjüdelte. Sein karthaginisches Ausbeutesystem hatte auch der Großgrundbesitz vom Juden gelernt; kein galizischer Lumpenhund konnte mit größerem Raffinement sein unseliges Opfer umgarnen wie der Rittmeister Graetz. Nun nahm Herr Firmenich Graetz unter das Messer und sezerte ihn. Die Konservativen setzten die Sektion fort. Fiddichow polterte seine Grobheiten heraus, Mylord Feldern schloß seine Waffen und spitzte sie zu Pfeilen, Robinski geiserte mit schäumendem Munde. Der Schwiegerjohn Mylords war der haßerfüllteste Feind Ottos geworden. Seit dem Verkauf von Groß-Scharlibbe grüßte er Graetz nicht mehr. Mit Barby hätte man über den Preis allenfalls noch verhandeln können; aber die Tagen des Rittmeisters waren so niedrig, daß für ihn, den armen Robinski, so gut wie nichts übrig blieb. Nun konnte er sich eine Kutsche pachten. Aber bevor er fortzog, das hatte er sich vorgenommen, sollte der Rittersdorfer noch ein paar Wahrheiten hören. Dazu bot der Wahlkampf die beste Gelegenheit. Man sah ihn in letzter Zeit auch häufig mit einem, der Pole war wie er: mit Wanowski. Zuweilen übernachtete Robinski im 'Markgraf Johann'; dann hatte er mit Wanowski bis zum frühen Morgen potuliert. —

Graetz hielt sich tapfer. In der Erbitterung des Gefechts blieb freilich auch ihm nichts übrig, als seine vornehme Reserve fallen zu lassen. Er mußte die Angriffe abwehren, mußte sie auch zurückgeben. Man reizte ihn; da wurde er zornig. Eines Abends, bei einer Versammlung in Rodnow, hielt er Abrechnung mit den Freunden von einst. Man werfe ihm vor, daß er einen Keil in die konservative Politik des Wahlkreises getrieben habe. Das sei falsch. Nicht zerplittern wolle er, sondern nur abspalten — die Schädlinge abspalten, die sich in das Mark und den Saft jenes großen alten Baumes hineingefressen hätten, der einst seinen riesigen Wipfel weithin über das platte Land gebreitet. Er fand scharfe Worte bei der Charakterisierung jener 'Schädlinge', die dem Großgrundbesitz tausendmal mehr das Leben erschwerten als die Konkurrenz der Industrie. Er nannte keine Namen, doch man wußte, auf wen er zielte. Er sprach sich in wachsende Er-

regung hinein; sein Antlitz begann sich zu röten, das Auge zu leuchten; die Stimme schwoll an, er gestikulirte lebhaft. Er mußte: es ging aufs Ganze — es war ein Abschiednehmen von den Nachbarn, es war der Anfang vom Ende.

Dieser Versammlung wohnte auch Graf Limbach bei. Er schlich sich nach Beendigung des Vortrags mit trübseliger Miene an Otto heran und drückte ihm die Hand. „Ich gratuliere dir,“ sagte er; „es war sehr schön, es war auch niederträchtig. Es war wohl vieles wahr und vieles — ich weiß nicht. Jedenfalls war es mutig. Nun rede die Brust — und dann verkrieche dich. Unten durch warst du schon — heut hast du den Bruch vollzogen.“

„Es mußte so kommen, Bill; es war notwendig.“

„Na ja — schade — es tut mir eigentlich leid . . . Du magst ja recht haben: es ist Ehrenpflicht, im eigenen Hause auf Reinlichkeit zu achten. Das erhält auch das Haus; da frißt der Dreck nicht weiter. Aber man bejuzt sich selber so ungern — und dann macht es Mühe — und dann sieht's der Nachbar und frohlockt: guck 'mal die Schweinerei nebenan! Das ist auch nicht angenehm. Es hat alles seine zwei Seiten . . . Komm, Otto, jetzt gehen wir in den Markgrafen und spülen allen Mannesmut mit einer Pule Sekt durch die Kehle. Komm! . . .“

18

Tittmann hatte sich beim alten Brettschneider gemütlich eingerichtet. In den ersten Tagen gefiel es ihm wenig. Sein Mansardenstübchen war klein, niedrig und heiß, das Bett zu kurz das übrige Meublement jammervoll. Das Waschbecken stand auf einem durchlöcherten Strohstuhl, der Leuchter wurde ersetzt durch eine leere Weinflasche, in der eine Unschlittkerze steckte. Aber gerade in diesen ersten Tagen war Peter viel im Freien. Er wickelte sich morgens ein Butterbrot ein, ging in den Wald und legte sich in das Moos. Da blieb er stundenlang liegen und brütete neue Pläne aus. Das liebte er, das tat ihm auch wohl. Er erholte sich zusehends. Die frische Luft und die Ruhe waren für ihn die beste Medizin.

Er war sich klar darüber, daß er hier nicht lange aushalten würde. Er war an ein aufregendes und wechselvolles Leben gewöhnt, und in Rüttersdorf — ach du lieber Gott, war es zum Sterben langweilig. Er hatte auch schon wieder neue Ideen und hielt alle Verbindungen aufrecht. Eine war dabei, die versprach guten Gewinnst. Aber sie verlangte ein gewisses Betriebskapital, und Tittmann war arm wie ein Handwerksbursche aus seinem letzten Abenteuer hervorgegangen. Da dachte er daran,

Piepmaul für sich zu gewinnen. Der Alte war geizig, gewiß; aber er war auch geldgierig. Er war ein schlauer Rader und doch wieder nicht klug genug, um sich nicht von einem geschickten Schwadronneur über das Ohr hauen zu lassen. Tittmann beschloß, mit Vorsicht seine Minen zu legen.

Er ging für Piepmaul hinter dem Pfluge her, lud Mist auf und säte und kümmerte sich um die Wirtschaft. Das gab Bilder für den Stift eines Karikaturenzeichners. Tittmann mußte seine städtische Garderobe auftragen. Sie war recht schäbig geworden, aber hatte doch Schnitt. Einmal ritt Graez in Begleitung von Hellmann zur Inspektion durch die Felder und bemerkte auf Piepmauls Land eine wunderliche Erscheinung: einen langen Menschen im Frack, der die Dunghaufen auf dem Acker mit der Forke zerstreute. „Wetter, wer ist denn das?“ rief Graez verwundert. Hellmann lachte. „Das ist der Tittmann, Herr Rittmeister. Wissen der Herr Rittmeister nicht? Der mit dem Fritz Brettschneider auswanderte und unter die Fremdenlegion ging. Er soll sich überall herumgetrieben haben, und jetzt ist er zurückgekehrt, ganz verkommen und hat bloß noch ein Auge. Er führt die Wirtschaft bei Piepmaul...“ Das erzählte Graez beim Mittagessen seiner Frau, die sich auch höchlichst über den Feldarbeiter im Frack amüsierte. Bei Piepmaul war alles originell. —

Aber Tittmann brauchte Geld. Er eröffnete sich Fritz und wollte ihn für seine neuen Geschäfte interessieren. Er zeigte ihm auch Briefe. In Serbien, im Tal von Rujawacsa, nach der bulgarischen Grenze zu, sollte ein Spielbad begründet werden. Ein „politischer Freund“ Tittmanns weilte in Paris, das Unternehmen zu finanzieren. Peter sollte nachkommen; es seien ungeheure Summen zu verdienen. Fritz hörte zu und schüttelte den Kopf. Nicht einen Taler mehr, erklärte er kurz. Er blieb dabei. Tittmann sagte nichts, aber er merkte es sich; dem Fritz wollte er bei Gelegenheit die Ungefälligkeit heimzahlen.

Nun nahm er sich Piepmaul vor. Bei dem hatte er auch kein Glück. Piepmaul hielt alles für Schwindel, was Tittmann ihm vorerzählte. Dennoch verständigte er sich mit ihm. Er sagte ihm: „Peter, so lange ich lebe, rüd' ich nichts 'raus. Aber wer weiß, wie lange es noch dauert. Wenn du bei mir bleibst und mir weiter in der Wirtschaft hilfst, setze ich dir tausend Mark in meinem Testamente aus. Ich bring's gleich zu Papiere...“ Tittmann schaute den Alten von der Seite an. Die tausend Mark waren ihm schon recht, aber Piepmaul war zähe. Freilich, er sah ver-teufelt schlecht aus, und Doktor Wanowski hatte neulich einmal zu Peter geäußert: „Wissen Sie, wenn der Alte so weiterläuft, dann garantiere ich ihm nicht mehr ein halbes Jahr...“

Wanowski umschlich noch immer das Dorf. Der Verkauf der Apotheke Fahrenheits an ihn war perfekt geworden; aber die Übergabe sollte erst am Neujahrstage erfolgen. Bis dahin wohnte er noch in der Tempelburg beim Major v. Albinus. Es war kein Vergnügen, den armen Verrückten in Schach zu halten, es erforderte eine ungeheure Anspannung des Willens. Wanowski hatte den Unfug satt. Er malte sich glücklichere Zukunftsbilder aus; es kam vor, daß ihm in ruhelosen Stunden die Tränen in die Augen schossen. Im Grunde genommen war dieser merkwürdige Mensch eine geborene Verbrechernatur. Aber er konnte sich hinsetzen und sich selber beweinen.

Ende August besuchte er wieder einmal seinen alten Patienten in Rüttersdorf. Da fand er Tittmann bei Piepmaul vor. Dieser Strolch mit dem internationalen Gaunerschiff interessierte ihn schon deshalb, weil er beiläufig ein häßliches Wort über seinen ehemaligen Freund Fritz fallen ließ. Wanowski war von Rocknow zu Fuß gekommen; er war ein langsamer Spaziergänger, aber er liebte weite Märsche: er betrachtete die körperliche Ermüdung als ein Gegengewicht zu der fiebrigen Ruhelosigkeit seines Geistes.

An diesem Tage hatte Piepmaul einen so heftigen Anfall, daß er im Bette bleiben mußte. Wanowski untersuchte den Kranken genau und zuckte mit den Schultern. Er wollte ihm ein neues Pulver verschreiben und bat Tittmann, ihn nach Rocknow zu begleiten; dann könne er die Medizin gleich mit zurücknehmen.

Das war Peter recht. Er kleidete sich um, bürstete seinen Anzug sauber ab und verabschiedete sich von Piepmaul. Der konnte kaum sprechen; er lag mit blauem Gesicht und offenem Munde im Bett und röchelte schwer. Tittmann befahl noch der Magd, sich öfters nach dem Bauer umzusehen, und schloß sich sodann Wanowski an. Der schon rauchend vor der Haustür wartete.

Man ging nicht durch das Dorf, sondern hinten herum, über die Wiesen, um so bald als möglich in den Wald zu kommen. Es war am Spätnachmittag und nicht allzu heiß. Die beiden schlenderten gemächlich den Wiesenweg hinab.

„Es steht schlimm mit dem Alten, Herr Doktor?“ fragte Tittmann.

„Gewiß,“ antwortete Wanowski. „Die Trunksucht hat ihn ruiniert. Ich habe ihn neulich mit der Sonde untersucht: Nachen und Kehlkopf sind in bösem Zustande. Die Lungenerweiterung und die beständige Reizung der Luftröhrenäste durch den verdammten Brammtwein haben schließlich das Asthma herbeigeführt. Ein starker Anfall kann ihn ersticken.“

„Und Sie meinen, das kann bald einmal eintreten?“

„Jeden Augenblick. Er kann aber auch noch Monate leben. Er ist eine enorm widerstandsfähige Natur . . . Nun erzählen Sie mir mal etwas von Ihren Kreuz- und Querzügen da unten. Das muß höllisch interessant gewesen sein. Apropos: Sie schimpften vorhin auf den jungen Brettschneider. Ich denke, das ist Ihr Freund. Haben Sie nicht zusammen bei der Fremdenlegion gedient?“

„Freilich. Mein Freund — nun ja. Ich war ein besserer Freund als er. Ich habe ihm hundertmal geholfen. Und nun ich in der Tinte sitze, will er nichts von mir wissen.“

Wanowski nickte. „Ich tätere auch, er ist ein Schmutzian,“ meinte er.

„Ein Knicker, Herr Doktor, ein gemeiner Filz. Er taugt auch sonst nichts. Früher war er ein begeisterter Sozialdemokrat — jetzt hält er's mit dem Rittmeister Graetz.“

„Ah so — natürlich. Was Brot ich esse, des Lied ich singe. Das nennt man Überzeugung. Die Deutschsozialen! Mein lieber Herr Tittmann, einen schlimmeren Seelenfänger als den Rittmeister Graetz hab' ich mein Lebtag nicht kennen gelernt. Er nimmt seinen Leuten den letzten Rest von Freiheit, und das nennt er dann soziale Reform . . .“

Nun wurde die Unterhaltung politisch. Tittmann offenbarte sich als Sozialdemokrat. Er hatte keine Ahnung vom Wesen und von den Zielen des Sozialismus, den er in unklarer Weise mit anarchistischen Glaubenssätzen vermischte, die er wiederum in verlorener Gesellschaft im Orient aufgeschnappt hatte. Wanowski war vorsichtig; er hütete sich auch, Tittmann Aufschluß über das eigenartige Doppelspiel des alten Piepmaul zu geben; das schien ihm vor der Hand nicht nötig, das hatte noch Zeit. Er hatte das Gefühl, daß sein Begleiter ihm in seinem Haß gegen Fritz Brettschneider vielleicht dienlich sein könne. Aber dieser Tittmann mußte gewissermaßen präpariert werden. Er war schon ein Burfsche, den man als geschmeidiges Werkzeug benutzen konnte; das sah man an der ganzen Physiognomie: der zurückliegenden Stirn, dem Auge, der Form des Unterkiefers. Er war für Wanowski ein Gezeichneteter.

Die beiden hatten die Waldküstere erreicht, blieben hier noch einmal stehen und schauten zurück. Die Sonne, schon stark im Sinken, stand als großer roter Ball, von einer feinen Dunstschicht umgeben, am Himmel. Man sah im Widerschein die ganze Fensterreihe des oberen Stockwerks im Rüttersdorfer Schlosse brennen: eine Reihe glühender Punkte, die über den Parkwipfeln schwebten. Die Dächer der Kolonie leuchteten in hellem Rot.

Auf sie wies die Hand Banowski. „Das ist der Rüber,“ sagte er, „und zugleich das Gefängnis . . . Wer da einmal auflärend wirken wollte, der täte ein gutes Werk . . .“

Tittmann hatte schon gelegentlich aus der Unterhaltung der Bauern im Krüge gehört, daß in der Kolonie nicht alles zum besten stand. Er fand das von seinem Standpunkte aus ganz natürlich; die Phrase von der ‚Freiheit der Persönlichkeit‘ gebrauchte er gern. Nun aber hörte er sie ergänzen und erweitern. Banowski sprach klar und verständlich. Das Bewußtsein, daß die Anlage der Kolonie die Leute nur noch fester an die Scholle ketten solle, lebe instinktiv in den Arbeitern; ein jeder von ihnen sehne sich nach einem Stückchen individueller Freiheit, die in dem großen Schema gänzlich untergehe: nur wage es keiner zu sagen. Und da müsse man einhaken. Es müsse sich einer finden, der — offen oder heimlich — den Leuten ein Licht anstede. Vom Kollektivismus, vom Genossenschaftswesen, sei diese Kolonie himmelweit entfernt. Es sei ein großer Sklavenstall; über jedem einzelnen schwebte die Peitsche des Herrn; es sei ein härterer Zwang als vordem; es sei eine regelrechte Erziehung zum menschenunwürdigsten Helotentum . . .

Auch der Wald vernahm, was der kluge Heker sprach. Er rauschte nur leise; in den Buchenwipfeln wehte ein lauer Wind. Die beiden gingen querwaldein, auf einem schmalen Pfade, der tausend Schönheiten erschloß. Aber keiner der Männer sah sie. Sie schritten dicht nebeneinander, der Pole halblaut redend, doch mit lebhafter Gesticulation, Tittmann schweigend, mit gesenktem Kopfe, heißen Brand auf den Wangen. Das war etwas für ihn. Das war auch eine Revanche für die Anidrigkeit Brettschneiders. Wenn die Kolonie rebellierte, verlor Fritz seine Stellung; dann konnte er sich eine neue suchen oder wieder auf die Wanderschaft gehen. Oho, mein alter Junge, so haben wir nicht gewettet; nun sollst du einmal Freund Tittmann kennen lernen! — Die ganze Sache interessierte ihn auch sonst. Der Instinkt des Schlechten regte sich in ihm, der Umsturzbegabe lockte ihn. Er fühlte sich schon als Agitator. „Ich werde den Leuten mit brennender Lunte kommen,“ renommierte er; „passen Sie auf, Herr Doktor, ich werde ihnen ein Licht anzünden, das soll zu heller Flamme werden. Sapristi, ich weiß schon, wie ich's mache. Es sind da zwei, drei von den jungen Burschen, hinter die steck' ich mich zunächst. Ich werd' sie mir vornehmen — ich kneipe mit ihnen . . . Teufel, wenn man nur Geld hätte!“ unterbrach er sich und schnippte mit den Fingern.

Banowski blieb stehen. „Ich leihe Ihnen,“ sagte er ruhig. Er zog seine Geldtasche und reichte Tittmann einen Hundertmark-

schein. „Geben Sie es mir zurück, wenn Sie können. Es eilt nicht.“

Peter stotterte einen Dank. Was will der eigentlich? schoß es ihm durch den Kopf. Nachdenklich faltete er die Banknote zusammen und steckte sie in die Westentasche. Was will der? fragte er sich wieder. Es war klar, daß der polnische Doktor seine bestimmten Absichten verfolgte. Zunächst die Erregung einer allgemeinen Unzufriedenheit in der Kolonie. Und weiter? . . . Ein hämisches Lächeln glitt rasch um den Mund Tittmanns. Nun entsann er sich — richtig, Friß und Wanowski waren ja Nebenbuhler — Piepmaul hatte ihm davon gesprochen . . . Er fuhr mit dem Daumen in die Westentasche. Da knitterte der Hundertmarkschein. Es war rasch verdientes Geld. Den Doktor [mußte man sich warm halten . . .

Im Busch krachte und raschelte es. Drei Rehe jagten über den Pfad. Pferdegestampf und ein helles Wiehern hatten sie erschreckt. Das tönte von der großen Allee herüber, die hier den Wald durchschneidet, einer Allee wundervoller hochstämmiger Birken, die, fast eine halbe Meile lang, vom Stockhausener Forsthaufe bis zur Chaussee Rodnow-Stanzig führte.

Wanowski packte Tittmann am Rockschöß. „Stehen bleiben,“ flüsterte er, „die da braucht nicht zu sehen, daß wir zusammen sind . . .“

Die da war eine Reiterin: die Rüttersdorfer Herrin. Sie ritt ihren Hadubrand, einen schönen Ostpreußen, den Otto ihr vor drei Jahren geschenkt hatte. Tittmann als guten Pferdefenner interessierte zunächst der Wallach. Er stand hinter einem hohen und dichten Wacholderstrauch, der ihn völlig bedeckte, ohne daß er selbst von der Reiterin bemerkt werden konnte. „Famoser Gaul,“ murmelte er. Das war der Hadubrand: ein mächtiger Brauner mit leichtem, feinem Kopf, biegsamem Genick, großen und ausdrucksvollen Augen, langer Schulter und starker Fesselung — ein Prachttier. Und wie gab sich der Braune unter seiner Herrin! Wie saß sie auch! Sie kam in abgekürztem Trabe näher, das Pferd vorsichtig gesammelt, leicht auf und nieder federnd. Tittmann erkannte sofort, daß das eine geschulte Reiterin war, und die Übungen zu Pferde ihr Freude machten. Schon der gesammelte Trab ist keine Gebrauchshaltung für den Spazierritt; er war eine Vorübung zu dem kurzen Zirkel, den Marie nunmehr ritt. Sie stellte das Pferd und bog es vorsichtig ab, gab ihre Hilfen mit der Hand und leichtem Schenkeldruck und trieb den Braunen in die Zirkellinie, die sich nach wenigen Minuten im Sande der breiten Allee markierte und die die Reiterin durch geschickte Wendungen und beständige Hilfsarbeit bald spiralförmig verengerte, bald erweiterte.

Littmann machte große Augen. Er sah jetzt deutlich das Gesicht der Dame und stieß unwillkürlich einen leisen Ausruf aus. „Pst!“ mahnte Wanowski, der drei Schritt von ihm am Boden kauerte, und legte den Zeigefinger auf den Mund. Peter rührte sich nicht; sein Blick hing unverwandt an der Reiterin, deren Bewegungen er, den Hals vorgeschoben, mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte.

Marie war so völlig von ihrer sportlichen Passion beherrscht, daß sie den Ausruf Littmanns nicht gehört hatte. Sie wechselte jetzt durch den Zirkel, ritt zu einer halben Volte aus und zwang den Hadubrand zu einer abgerundeten Kehrtwendung; dann begann sie mit Seitengängen, Schulter herein, Travers und Renvers. Sie arbeitete so intensiv, daß ihre Wangen sich röteten, ihre Augen blitzten. Und dabei bot sie ein Bild anmutigster Kraft und stolzer Schönheit. Die Hilfe, die sie dem Braunen gab, war äußerlich kaum zu spüren; der Hadubrand wechselte spielend die Gänge, mit leichtem Schaum überflodt und klingender Rinnkette, graziös die Hufe setzend, als habe er selber Freude an den Übungen.

Jetzt stand er. Aus dem Sprunge ritt Marie zu einem kurzen Galopp an. Da schnaufte der Hadubrand. Nun kam für ihn der Höhepunkt der Sammlung: die Last ruhte auf den Hinterbeinen, die Vorhand wurde frei, hoch traten die Vorderbeine aus den Schultern, fast tastmäßig folgten, schlank aus den Gelenken heraus, die Sprünge.

„Sapristi!“ rief Littmann. Die Reiterin galoppierte an ihm vorüber. „Herr Doktor, wer — wer ist das?!“

Wanowski hatte sich aufgerichtet und schaute Littmann erstaunt an. „Kennen Sie die denn nicht? Frau Rittmeister Graef —“

„Frau Rittmeister Graef? . . .“ Littmann wiederholte das langsam und lachte dann schallend auf. „Das ist gelungen!“ rief er. „Accidente, ist das ein Uff! Lieber Herr Doktor, wer diese Dame jetzt ist, weiß ich nicht, denn Frau Rittmeister Graef habe ich zufällig noch nicht zu Gesicht bekommen. Aber wer die Dame war, weiß ich: nämlich die Schulreiterin Antoinette Laize, mit der ich über ein halbes Jahr lang beim Zirkus Dobelli engagiert gewesen bin! . . .“

Wanowski starrte den vor ihm Stehenden an. „Sie sind nicht Aug, Littmann,“ stieß er hervor.

„Mein Ehrenwort — ich leg’ Ihnen die Hand ins Feuer —“

„Still!“ rief Wanowski, „— da kommt sie zurück!“

Sie hatte beim Wenden changiert und nahm nun die Allee im Linksgalopp, aber nicht mehr in abgekürztem, sondern in freien

langen Sprüngen, bis sie das Pferd abermals sammelte und plötzlich zum Halten durchparierte. Brustend, den Kopf auf- und niederwerfend, mit bebenden Flanken, stand der Gadubrand. Marie ließ ihn ein paar Minuten verschmausen, während sie selbst sich nach allen Seiten umschaute. Vorwärts und rückwärts dehnte sich die Allee menschenleer aus, eine gerade Linie durch den Buchenwald schneidend. Nun rastete Marie ihr Kleid und steckte es hoch. Sie trug fast abislose Saffianstiefel mit hohen Schäften. Sie beugte sich nach vorn und legte die Bügel an den Steigriemen über den Sattelsknopf. Dann ritt sie ohne Bügel gemächlich an, mit langen, tief hängenden Zügeln... Die beiden hinter dem Wacholdergebüsch blickten ihr nach. Ein neuer Galopp begann — und nun — Donnerwetter, stand sie nicht plötzlich auf dem Sattel, vom Saum ihres Kleides umflattert, und der Hutschleier wehte hinter ihr her?!...

„Kommen Sie!...“ Wanowski zog Littmann rasch quer über die Allee. Jenseit des Reitwegs setzte der Fußpfad sich fort. Die beiden verloren sich im Walde.

„Nun erzählen Sie,“ sagte Wanowski.

Littmann hatte den Hut abgenommen und strich sich über die heiße Stirn. „Daß dich das Schoßschwerenot,“ murmelte er; „ist mir doch so, als hätte mir der Brettschneider erzählt, die Frau des Rittmeisters sei eine reiche Amerikanerin — aus Kanada — oder da irgend woher... Mag sie schon sein — ja, Geld hatte sie immer — aber, Herr Doktor, wie gesagt, mein Ehrenwort — mein heiliges Ehrenwort, daß ich mit ihr zusammen im Zirkus Dobelli meine Mädchen gemacht habe — wie lange kann's her sein? — vier Jahre vielleicht — viereinhalb oder fünf...“

„Wo?“ fragte Wanowski kurz.

„Zuerst in Südfrankreich. Das kam nämlich so. In Marseille saß ich mal wieder auf dem Broppen — vis-à-vis de rien — und wußte mir im Augenblick nicht recht zu helfen. Damals gab da der Zirkus Dobelli seine Vorstellungen. Dem bot ich mich denn als Stallmeister und Quadrillenreiter an. Ich bin immer ein firmer Reiter gewesen, müssen Sie wissen. Wurde auch angenommen. Na, und da fand ich denn die — die — die Antoinette Laize schon vor.“

„Und Sie schwören darauf, daß diese Antoinette und die Frau Rittmeister Graetz ein und dieselbe Person ist?“

„Ich sagte Ihnen ja, daß ich Frau Graetz noch nicht gesehen habe. Ich bin überhaupt noch nicht auf den Herrschaftshof gekommen. Aber wenn die Reiterin von vorhin die Frau Rittmeister ist, so schwöre ich darauf, daß das zugleich auch die frühere erste Schulreiterin Antoinette Laize aus dem Zirkus Dobelli ist.“

Haben Sie nicht beobachtet, wie sie plötzlich mit beiden Füßen auf dem Sattel stand? Das war ihr Applaustrick; so jagte sie gewöhnlich dreimal durch die Manege, eh sie in den Stallgang ritt. Gar nicht schwer bei langem Galopp — aber es war etwas für die Südländer. Da brüllten sie vor Vergnügen . . ."

Wanowzki schwieg einen Augenblick. In wildem Wirrwarr durchkreuzten die Gedanken sein Hirn. „Oho, Herr Rittmeister, nun wahren Sie Ihr Mandat, Ihre Stellung, Ihr bißchen Glück! Daß man mich auch in Stockhausen vor die Türe setzte, habe ich Ihnen zu danken — jetzt wollen wir in Behaglichkeit die Revanche vorbereiten. Jetzt habe ich Sie und halte Sie fest. Jetzt kommt der Fußtritt, mit dem ich mich von Ihrer Gesellschaft verabschiede . . ." Er warf den Kopf in den Nacken.

„Ich muß mehr wissen, Tittmann," sagte er. „Wie benahm sich die Antoinette? Wie war ihr Ruf? Hatte sie Lieb-
schaften?"

„Nein — das heißt — also . . . Sie wollen doch die Wahrheit hören?"

„Sie läßt sich gefügig biegen — aber ich möchte sie hören."
„Schön. Also in Wahrheit: die Antoinette galt für ganz unnahbar. Ich weiß, daß sich in Nîmes ein Offizier ihr ethalben das Leben genommen hat — oder nehmen wollte — es war ein großer Skandal. Sie mußte Vermögen haben — man erzählte sich sogar, daß sie gar kein Gehalt bekomme, sondern aus reinem Vergnügen den Zirkus begleite . . . Ich hatte einmal einen Krakeel mit ihr. Das war schon in Marseille. Da war ich so ein bißchen angeknüpelt und wollte meinen Scherz mit ihr machen — und da schlug das Frauenzimmer mit der Reitpeitsche zu. Wahrschastig! Ein paar Tage später ging ihre Schimmelstute Mahsuma an der Maulsperrre ein — man behauptete, ich hätte dem Diebst heimlich eine rostige Nadel in den Huf gebohrt — das war aber natürlich erlogen . . ."

„Natürlich," erwiderte Wanowzki lächelnd, „das kann ich mir denken . . ." Er riß ein paar Blätter von einem Haselnußstrauch und warf sie in die Luft . . . „Höchst interessant, lieber Herr Tittmann. Ein Geheimnis, aus dem sich 'was machen läßt. Bloß schade das — da mit ihrer Unnahbarkeit. Also gar keine Liebelei, gar keine?"

Tittmann schielte mit seinem einen Auge zu Wanowzki hinüber und nickte. „Doch," sagte er. „Nämlich — als wir Südfrankreich abgeklappert hatten, gingen wir hinüber nach Afrika. In Algier machte die Antoinette wieder kolossales Futore. Aber eines Tages trat sie nicht mehr auf. Es hieß, sie habe einen Anbeter gefunden: den russischen Generalkonsul. Aber andre sagten wieder, das sei

ihr Onkel. Ich trennte mich damals auch bald von den Gebrüdern Dobelli und weiß nichts Näheres."

"Es genügt," entgegnete Wanowski, "es genügt. 'Onkel' . . ." Er lachte, zog dann sein Notizbuch und machte eine Eintragung . . . "Der russische Generalkonsul in Algier — vor fünf Jahren . . . da wird uns Herr v. Robinski auf die Spur helfen können, der hat gute Verbindungen in Petersburg . . ." Das sagte er mehr zu sich selbst, steckte hierauf sein Taschenbuch wieder ein und schritt weiter durch den Wald, durch den das Abendrot zu glühen begann. Er schwieg einige Minuten und schaute wie sinnend vor sich hin. Es machte den Eindruck, als versenke er sich in den ästhetischen Genuß des Landschaftsbildes, in den Anblick dieses Zauberwaldes mit seinen feuerroten Stämmen und den Funkenwirbeln im Moose.

Stumm schritt Peter Littmann neben ihm her. Der Gauner witterte in dem Polen längst eine Seelenverwandtschaft, auch eine Hilfe zur rechten Zeit. Er sprach aber kein Wort und zeigte die ergebene Miene eines unterwürfigen Schülers, der auf Belehrung wartet.

"Lieber Herr Littmann," begann Wanowski von neuem, "ich kenne nun so ziemlich Ihre Lebensgeschichte — Sie sind auf eine Sandbank geworfen worden und möchten gern rasch wieder freikommen — coûte que coûte, und wenn auch eine kleine Erpressung dabei notwendig sein würde . . . O bitte — bemühen sie sich nicht mit einer Unterbrechung — ich verstehe etwas vom Gedankenlesen, und wenn Sie gegen sich selbst ehrlich sind, werden Sie mir bestätigen müssen: Sie überlegten soeben, wie viel wohl das Geheimnis der Kunstreiterin wert sein könne . . . Herr Littmann, das ist mehr wert als Gold — aber auch Gold wird genügend für Sie abfallen, wenn Sie sich nicht durch vorschnelles Handeln das ganze Geschäft gründlich verderben. Wollen Sie einen Rat von mir annehmen?"

"Mit Freuden, Herr Doktor," erwiderte Littmann ohne weiteres, und etwas zaghaft fügte er hinzu: "Ich bin ein armer Kerl — und wenn die Not so bis zum Halse geht wie mir —"

"Der kennt keine Skrupel," fiel Wanowski ein. "Herr Littmann, mir gegenüber ist keine Entschuldigung nötig — ich verstehe Sie durchaus . . . Nun hören Sie zu: Sie sagen, Frau Rittmeister Graef habe Sie noch nicht gesehen?"

"Bestimmt nicht."

"Weiß aber, daß Sie im Dorfe sind?"

"Das ist möglich. Aber sie kann nicht vermuten, daß Peter Littmann der Stallmeister Pierre ist. Nur unter diesem Namen kannte sie mich im Zirkus Dobelli."

„Ausgezeichnet. Da suchen Sie ihr auch fernerhin nicht in den Gesichtskreis zu kommen. Verstehen Sie, Tittmann? Die Dame darf Sie nicht eher sehen und wiedererkennen, bis ich alle noch nötigen Erkundigungen eingezogen habe — nicht eher. Das wird sich doch machen lassen?“

„Selbstverständlich — wenn nicht ein unglücklicher Zufall dazwischen kommt.“

„Man muß ihn nach Möglichkeit zu vermeiden suchen. Aber inzwischen habe ich noch einen weiteren Auftrag für Sie. Sie sprachen von den jungen Burschen aus der Kolonie, die Sie in — in — aufklärendem Sinne bearbeiten wollten.“

„Jawohl, Herr Doktor.“

„Nun gut, das tun Sie nach Kräften, aber gleichfalls mit der nötigen Vorsicht. Sie haben mir ja gesagt, daß Sie ein überzeugter Sozialdemokrat seien —“

„Aber wie!“ rief Tittmann und schlug sich mit der flachen Hand an die Brust.

Banowski lächelte boshaft. „Da wird Ihnen Ihre Aufklärungsarbeit also nicht schwer werden,“ meinte er. „Liebster Tittmann, welcher politischen Gesinnung ich selber bin, kann Ihnen schließlich gleichgültig sein. Aber Sie werden wohl schon gemerkt haben, daß es mir nicht allein um die Erledigung eines persönlichen Racheempfindens zu tun ist. Es wäre ein glänzender Triumph für die Sozialdemokratie, wenn ihr schon im ersten Wahlgange der Sieg ermöglicht werden könnte.“

Tittmann nickte eifrig. „Sind der Herr Doktor selbst —“

„Lassen wir das, lieber Freund,“ fiel Banowski ein, „es hat gar keinen Zweck, daß ich Ihnen lange Erklärungen gebe...“ Sein Ton änderte sich plötzlich. Er war stehen geblieben, sein Auge flammte „Mensch,“ rief er, „wenn Sie nicht blind sind, müssen Sie doch schon gemerkt haben, woran mir liegt! Ich bin ein Ausgestoßener wie Sie. Meinettwegen auch ein Verkommenner — aber mich ließ man verkommen! Ich will Ihnen nicht von meiner armseligen Kindheit erzählen . . . ich kam hierher, ein studierter Mann, hundertmal gescheiter als das ganze blöde Pack ringsum, aber ich hätte verhungern können, wenn es nach ihnen gegangen wäre! Ich gefiel ihnen nicht — warum nicht, fragen Sie die Bande selbst! Vielleicht, weil ich Pole bin und Katholik und einen krummen Rücken habe und den einen Fuß nachschleppe — ich weiß es nicht anders. Vielleicht auch bloß, weil ich meine eigenen Gedanken habe, weil mein Rock nicht so sitzt wie der ihre — weil ich nicht ihresgleichen bin! Ich weiß es nicht . . . Sie haben mich wie einen Ausfägigen behandelt — und das —“ seine Stimme sank wieder — „das sollen sie mir

büßen . . ." Er lachte. „Sacre bleu, nun bin ich gar dramatisch geworden. Das ist sonst nicht meine Art. Vergessen Sie es, Litzmann. Wir wollen wieder verständig miteinander reden . . . Vor allem eins, mein Lieber: Schweigen gegen Piepmaul. Ich traue ihm nicht. Nun noch ein paar Instruktionen . . ."

Der Wald öffnete sich. Ein Feldweg führte in wenigen Minuten auf die Chaussee, die sich talabwärts neigte. Über dem rosig getönten Grau der Landstraße tauchte der Kirchturm von Rodnow auf, ganz umflossen vom Purpur des Sonnenuntergangs.

19

Mitten im Trubel der Wahlzeit fand in Rüttersdorf das Erntefest statt. Graetz hätte es in der erregten Stimmung, in der er sich befand, gern ausfallen lassen; er hatte gerade jetzt nicht den Kopf zu den damit verbundenen Spielereien. Aber er wollte nicht ungerecht sein; bei dem glänzenden Ausfall der Ernte hatten sich die Leute die kleine Freude doppelt verdient.

Am Abend sollte ein Festessen in der Kolonie dem Tanz vorangehen. Für den Spätnachmittag war die Übergabe des Erntekranzes an die Herrschaft festgesetzt worden.

Auf der Schloßterrasse erwarteten Otto und Marie den Zug. Voran schritten die Musikanten, gleichfalls Arbeiter aus der Kolonie, dann kamen drei Mädchen, von denen die mittellste den aus Eichenlaub, Tannenreisern und Ähren geflochtenen, mit Goldpapier und bunten Bändern geschmückten Erntekranz auf einer Stange trug, während die beiden andern Mädchen die herabfließenden Bänder hielten. Die gesamten Gutsleute folgten in ihrer Sonntagstracht; rechts und links gingen die Inspektoren, Volontäre und Bögte.

Der Zug umschritt das große Rosenrondel und stieg dann auf die Rampe. Wer oben nicht Platz fand, blieb unten stehen. Als die Musik schwieg, traten die drei Kranzjungfrauen vor, und die älteste sprach:

Wir haben gebunden mit Reis und Korn
Und allerhand Bändern hinten und vorn,
Und wünschen dem Herrn ein gesegnetes Fest
Und der gnädigen Frau ein schön warmes Nest.

Wir wünschen der Herrschaft einen goldenen Fisch,
An allen vier Ecken einen gebratenen Fisch,
Und in der Mitten eine Flasch voll rotem Wein,
Das soll der gnäd'gen Herrschaft ihre Gesundheit sein."

Nach Beendigung dieses uralten Erntespruches blies die Musik einen Tusch, und dann hielt Otto eine kurze Ansprache, in der er

den Leuten für ihre Mühe und Arbeit dankte und die Hoffnung aussprach, mit ihnen noch lange in treuer Gemeinsamkeit schaffen und wirken zu können. Zugleich versprach er ihnen, mit seiner Frau das Tanzfest am Abend eröffnen zu wollen. „Und nun seid lustig und guter Dinge,“ schloß er, „und amüsiert euch von Herzen!“

Hellmann gab den Musikanten ein Zeichen, von neuem einzusetzen. Aber die Musiker schwiegen zu seiner Verwunderung, und Fritz, der in der Nähe der Kranzjungfern stand, sah mit Befremden, wie sich August Laffert, einer der Unverheirateten, vordrängte und unschlüssig seinen Hut zwischen den Händen drehte. „Was gibt's denn noch, August?“ flüsterte Fritz, und Hellmann rief etwas lauter: „Na nu' vorwärts, Kinder!“

Da trat August noch ein wenig weiter vor und sagte: „Herr Rittmeister entschuldigen, darf ich Herrn Rittmeister im Namen der Leute wohl noch etwas sagen —?“

Brettschneider machte eine ärgerliche Gebärde; ihm ahnte, was kommen würde. Hellmann schüttelte den Kopf. Die Leute schlossen, als Laffert gesprochen hatte, den Kreis um Marie und Otto unwillkürlich enger; die unten standen, drängten sich näher heran; der alte Schäfer Krampe schob eines der Mädel beiseite, stellte sich vor sie, klappte das rechte Ohr um und machte ein aufmerkstames Gesicht.

Graß glaubte, es solle nun auch so eine Art Ansprache kommen, vielleicht ein Dankwort für die Segnungen der Kolonie, nicht freundlich und sagte: „Nur los, Laffert — was gibt's denn noch!?!“

August wurde doch ein wenig bänglich zumute; er schlug zuerst die Augen nieder, fingerte über seinen Hut und antwortete dann, die Augen auf einmal unnatürlich weit aufreißend: „Gnädiger Herr Rittmeister, man hat mir beauftragt, ich möchte im Namen der Kolonie und vor die Allgemeinheit gern ein paar Beschwerden vorbringen . . .“

Ein leises Murmeln ging durch den Kreis; ein paar Leute nickten. Hellmann wurde unruhig. Zum Teufel, was sollte das heißen! Herr Arneemann, der Volontär, zwirbelte an seinem knospenden Bart und trat gleichsam schützend neben den Gutsherrn. Der alte Krampe drehte sich um und fragte den hinter ihm Stehenden: „Wat will he?“ — Brettschneider wurde firschröt; der Ingrimms packte ihn.

Graß glaubte nicht recht verstanden zu haben. „Beschwerden, Laffert?“ fragte er. „Sie sagten doch Beschwerden? Muß denn das gerade heute sein? Und warum direkt? Warum habt Ihr Euch nicht an Brettschneider gewandt, wenn Ihr etwas auf dem

Herzen habt? Es wird sich doch wahrscheinlich nur um irgend-eine Kleinigkeit handeln . . ."

Fritz schien jetzt der Augenblick gekommen zu sein, dem unerfreulichen Intermezzo ein rasches Ende zu machen. Er drängte Laffert zur Seite. „Selbstverständlich, Herr Rittmeister," sagte er, „um Kleinigkeiten — um was soll es sich sonst handeln. Die Leute sind mit dieser und jener Einrichtung noch nicht so recht zufrieden, aber das wird sich geben. Jedenfalls ist am heutigen Festtage —"

Ein drohender werdendes Gemurmel unterbrach ihn. „Laffert soll reden," sagte eine halblaute Stimme. „Herr Rittmeister," rief Laffert, „der Brettschneider ist nicht vor uns. Da wollten wir gerne zuerst bitten, daß wir den wieder loswerden. Einen Aufpasser, als wie den brauchen wir nicht . . ." „Er lauert uns uff," sagte ein andrer, „der ist grade wie son 'n Spion . . ." In das wieder anschwellende Murmeln rief eine piepfige Frauenstimme: „Schinnerknecht!"

Fritz fuhr herum; sein drohendes Auge suchte nach der Ruferin. Graetz fühlte die Hand Marie's auf seinem Arm; er sah, auch sie war einen Schatten bleicher geworden — gleich ihm. „Nun mal Ruhe," sagte er ernst. „Rechtmäßige Beschwerden nehme ich immer entgegen. Also laßt den Laffert sprechen. Los, Laffert!"

August trat wieder vor: ein langer Bursche mit hübschem Gesicht und blonder, hoch pomadisierter Tolle. Nun hatte er seinen Mut gefunden und auch die Worte, die er sagen wollte. Er sprach rasch hintereinander, aber eintönig wie ein Schuljunge.

„Gnäd'ger Herr Rittmeister, ich wollte mir namens der so benannten Kolonie zu sagen erlauben, in Hochachtung vor dem Herrn Rittmeister und der gnäd'gen Frau: als wie wir hier sind, wir erkennen an, daß der Herr Rittmeister es gut meinen —" Kopfnicken und Zustimmung verschiedenerseits — „aber, Herr Rittmeister, wo bleibt bei uns die individuihelle Freiheitlichkeit und die göttliche Gewährleistung vor den einzelnen, daß jeder, als wie natürlicherweise nur in seiner freien Zeit, machen kann, was er selber gerne möchte? Herr Rittmeister entschuldigen, es ist bei uns wie in einer Kaserne. Herr Rittmeister entschuldigen, da hört die Beweglichkeit für den einzelnen Geschöpf gänzlich auf, und er wird untergeordnet in einem sozialen System, das der hergebrachten individuihellen Freiheit verspottet. Gnäd'ger Herr Rittmeister, was ist die Freiheit? Es ist dies die Unabhängigkeit, gnäd'ger Herr Rittmeister, sei es von der Gewalt bloß einen oder auch der besitzenden Klasse in der allgemeinen Gesamtheit. Herr Rittmeister sein kein Dispot, dies wissen wir. Aber wir möchten doch namens der Kolonie den Herrn Rittmeister bitten,

daß wir uns das Recht der freien Persönlichkeit verwahren können. Dies soll ich aussprechen namens der Kolonie, Herr Rittmeister . . .“

Nun schwieg August Laffert. Er hatte sich seine Ansprache aufgeschrieben, unter Befolgung der Maximen Tittmanns, aber er hatte noch selbst einige Floskeln der Ehrerbietung eingestreut; das schien ihm wichtig. Die Ansprache hatte er auswendig gelernt. Es ging ganz gut, nur transpirierte er heftig dabei. Er wischte mit dem Rücken seiner Hand die Schweißperlen von der Stirn. Die Leute hatten schweigend zugehört; jetzt aber begann wieder ein vielköpfiges Nicken und ein beistimmendes Murmeln wie auf der Bühne bei den Statisten vor der Bahre Cäsars. Verstanden hatten die wenigsten etwas von der Rede ihres Sprechers: aber was er wollte, das wußten sie. Unter dem Beifallsmurmeln ging auch die Kritik Friß Brettschneiders verloren; der stand, die Hände geballt, dicht hinter Laffert und flüsterte ihm zu: „Du Döse du! . . .“ Der Schäfer Krampe hielt noch immer das rechte Ohr umgeklappt und sah sehr aufmerksam aus. Ein andrer Alter, der weiter hinten stand, drängte sich jetzt nach vorn: es war der Fischmeister Sangermann, der das Erntefest mitmachen wollte.

Graef hatte den Arm seiner Frau unter den seinen gezogen. Blichschnell war ein leichtes Lächeln über seine Züge gegangen: dann wurde er um so ernster. Sollte er diese harmlose Rebellion als ein Symptom auffassen oder als ein Sathyrspiel? — Er strich rasch über seinen Bart und sagte in ruhigem Tone: „Laffert, wir wollen uns allsamt über das ‚Recht der freien Persönlichkeit‘ nicht weiter streiten. Es ist ein verflucht bedingtes, beim Kaiser wie bei mir und dem Ärmsten unter euch. Ich habe aus Ihrer schönen Rede vorläufig nicht viel andres herausgehört, als daß Sie gut instruiert worden sind. Von wem Sie das alles haben —“

„Von Peter Tittmann, dem verdammigten Lumpen, gnä’ger Herr Rittmeister,“ sagte der tiefe Baß Krampes. Der Schäfer nickte dazu, als wolle er jedes Wort markieren, und als einer der neben ihm stehenden jüngeren Burschen ihn heimlich rempelte, stieß er ihm stumm seinen spitzen Ellenbogen in die Seite. Brettschneider war aufgefahren. „Ah — der Kerl!“ rief er unwillkürlich. Noch ein paar Stimmen wurden laut. „Herr Rittmeister,“ schrie Laffert aufgeregt und streckte den Zeigefinger seiner rechten Hand empor wie ein Schuljunge, der etwas sagen will, „das ist nicht wahr! Krampe lügt! Das is enne entsamigte Lüge is das! Das kommt von mir selber!“

„Ruhe!“ rief Graef. „Wer ist Tittmann? Ich habe den Namen doch schon gehört. Ah — ich entsinne mich — Ihr alter Kamerad, Brettschneider, von der Legion — was?“

„Befehlen, Herr Rittmeister, aber Kamerad — nein, längst nicht mehr.“

„Es ist auch gleichgültig für die Sache selbst. Ich will annehmen, daß es sich um eine dumme Verhehung handelt. Ist das der Fall, so überlegen Sie sich den Inhalt Ihrer Rede in aller Ruhe noch einmal reiflich, Laffert. Ich rate Ihnen dabei nur eins: stecken Sie mir nicht auch die übrigen an, sonst sind wir geschiedene Leute.“

Da wurde August trotzig. „Ich kann ja gehen, Herr Rittmeister,“ sagte er, „ich finde anderweng auch noch Platz. Aber das mit der Verhehung is nicht wahr, das bestreite ich. Ich bin der Sprecher vor die ganze Kolonie.“

Ein vielstimmiges „Jamoll, Herr Rittmeister“ erscholl. Einer rief: „Herr Rittmeister, wir haben ihn beauftragt!“ — Ein andrer: „Herr Rittmeister, Inspektor Hellmann hätte ja doch nich uff uns gehört!“ — Ein älterer Tagelöhner, der Baumert, begann, die Müße in der Hand und sich während des Sprechens hinter dem rechten Ohre krauend: „Entschul’gen Herr Rittmeister, dat is nich anso. Dat is eh ganz reputierlich zugegangen. Mer ha’n uns zammergetan, un der Laffert sullte vor uns stehn, un als wie wir, mer stehn vor i h n . . .“ „Es ist zum Verzweifeln,“ stöhnte Brettschneider. Wieder erhob sich Gemurmeln. Plötzlich hörte man von hinten die dünne Stimme einer Häuslerin: „Nu’ redd’t doch man! Nu’ zabbert ’r bloß, aber scht ehr redd’t nich! . . .“

„Herr Rittmeister, wenn Sie erlauben, werd’ ich mir die Gesellschaft mal alleine vornehmen,“ sagte Hellmann. „So wird der Teibel draus flug. Es ist ganz klar, daß die Leute aufgewiegelt worden sind. Da soll doch das Donnerwetter dreinfahren!“

„Bravo!“ rief Herr Arnemann und umfaßte seinen Spazierstock. Krampe klappte wieder die rechte Ohrmuschel um.

Graez winkte Hellmann ab. „Ich möchte selber hören, was eigentlich los is, Hellmann. Laffert, nun sprecht Euch aus. Aber ohne die albernen Phrasen. Worüber wird geklagt?“

Baumert stieß den Laffert vor. „Herr Rittmeister,“ sagte der, „über allens. Zuerst: wir können uns ja gar nicht mehr bewegen und gleich kümmert man sich um uns. Der Brettschneider ist wie ’n Schandarm. Immerweng sitzt er uns auf dem Buckel —“

„Et werd uns zu ville uffgepaßt,“ fiel Baumert schwerfällig ein, „dat is es.“

„Man luct uns ja fortwährend auf die Finger, Herr Rittmeister. Es kann uns keiner nachsagen, als das wir nicht arbeiten täten. Das wolln wir ja auch. Aber nu’ zum Beispiel: wenn einer von uns mal seinen Spaß mit den Mädeln macht —“ ein fichernder Laut wurde hörbar — „da geht gleich das Schimpfen los —“

„Unwahr!“ rief Brettschneider . . . „Jawoll oof.“ schrien ein paar. „Daß de bloß stille bist, Brettschneider!“ — „Die Mädels sitzen als wie in ’n Spritzenhaus!“ — „Man darf sich ja nicht mal mehr ’n bißchen veramifiern,“ sagte eine zache Weiberstimme halblaut.

„Weiter, Laffert!“

„Und denn, Herr Rittmeister: was uns allens verboten ist. Schnaps gibt’s nicht —“

„Soll’s auch nicht, Laffert.“

„Ja, Herr Rittmeister, nehmen Sie’s nicht vor übel, aber kann uns denn so was überhaupt verboten werden? Sind wir nicht am Ende freie Menschen? Wir saufen doch nicht, warum soll’n wir denn nicht auch mannigmal unser Schnäpsschen haben?“

„Und essen können, wat wir woll’n!“ rief jemand.

„Na ja, auch das, Herr Rittmeister. Die Frauen kochen lieber zu Hause, wenn’s da auch nicht alle Tage Fleisch gibt —“

„Gnäd’ger Herr Rittmeister,“ sagte Baumert, „dat is sunne Sache. Nämlich: dat Essen in der Speiseanstalt is gutt. Et is gutt; daderwider is nisch zu seggen. Nu’ hat sich neilich emaal wat die Kungen is, die hat sich ’n Teller Quark mit Leinöl vor ihre kleene Gufte mitgenommen, und dat hat der Brettschneider verboten —“

„Nicht ich, sondern der Doktor!“ fiel Fritz lebhaft ein; „aus dem einfachen Grunde, weil Kungens Gufte krank gewesen ist und noch Diät halten sollte. Auch auf so etwas muß ich Obacht geben, Herr Rittmeister: die Anordnungen des Doktors werden sonst doch nicht befolgt.“

Sowie vom Doktor gesprochen wurde, erhob sich reger Unwille. Nun drängten sich auch die Weiber dichter um die Herrschaftsgruppe. „Ach, der Dutter!“ — „Ahle Wuche de Refision!“ — „Man kimmt ja mit sei’ bißchen Zeit nich mehr aus! . . .“ Eine junge Tagelöhnerin wagte eine längere Klage. Sie hatte ihren Säugling in ‚Wiedergedeih‘ gebadet, ein Wasser, das mit jungen Kiefernspossen vermischt wurde; dann mußte man drei Kreuze darüber schlagen und es eine Vollmondsnacht hindurch ins Freie stellen. Da hatte Doktor Harbs über Aberglauben geschimpft. „Ich kann doch man mit meinem Kinde machen, wat ich will,“ schloß die Frau entrüstet.

Ihr Mut fachte auch den der andern an. Ein paar der Weiber wandten sich an Marie. Die eine klagte, sie habe die Windeln für ihr Kleines nicht selbst waschen dürfen; die seien in die Dampfwäscherei gekommen; da sei ‚alle Kraft fortgegangen‘. Es war nicht klar, welche geheimnisvolle Kraft; aber Marie verstand schon: die Sitte gebot, daß die Wöchnerin die ersten Windeln

eigenhändig wusch. „Nu' is de Kleene schwach geworden,“ sagte die Frau. Wieder eine wehrte sich gegen ein neues Kindernehl. „Sunne Pampe — gnä'ger Herr Rittmeister, das freßt keen Schwein . . .“ Eine dritte hatte sich eine Brandwunde am Arm von der alten Baritschen besprechen lassen; da war der Doktor sackiedegrob geworden, weil sie den Verband abgenommen hatte. „Wo bleibt denn da unsre Freiheit?!“ rief Laffert. „Und mit dem Baden —“

„Ja mit 'm Baden,“ fiel ein anderer ein, „Herr Rittmeister entschuldigen, aber scht so dreckicht sin mer noch lange nich, als daß mer uns gefallen zu lassen müssen brauchen, als daß uns der Brettschneider zum Baden kummandieren tut!“

„Mer sein duh keene Rekruten nich,“ sagte Baumert mit seiner schweren, rostigen Stimme.

Da machte der alte Sangermann eine Bewegung mit dem Arm, als ob er sich Ruhe erbitten wolle. „Nu' seid mal stille,“ rief er.

„Wat will denn der?“ rief einer zurück.

„Gehörst du verleicht oof zu uns?“ fragte Baumert finster.

„Ja, Baumert — zu euch als Arbeitern, wenn ich auch zufällig einen andern Herrn habe. Ich bin zufrieden, dieweil ich ihn habe. Ich will keinen bessern. Aber euch kann ich sagen: so einen Herrn wie ihr einen habt, den könnt ihr anderswo mit der Laterne suchen gehn. Da gibt er sich nu' mit seiner jungen gnädigen Frau Mühe, euch aus eurer Dämlichkeit und abergläubischen Schafsköpferei herauszubringen, und baut euch schöne Häuser und allens und gibt euch einen freien Doktor und tut für euch, was er kann, und ihr Rindsgeviech betragt euch wie die gemeinsten Sozialdemokratichen!? Weil einer gekommen ist und hat bei euch herumgestänkert und hat auch richtig ein dummes Luder gefunden, der seine Quassalei glauben tut, da macht ihr hier geradezu Revoluzejohn!? Wenn iche euer Herr wär', ich will euch mal was sagen, da würde ich kurzen Prozeß machen und euch allsamt zum Teufel jagen — aber auch gleich allesamt, damit nicht wieder der eine den andern verheßt — in so 'n Paradies, wie hier der Herr Rittmeister geschaffen hat, da paßt ihr nicht rein, aber es gibt viele Tausende, die sich die Finger danach lecken würden —“

„So is es,“ fiel Krampe wichtig ein, doch sein Wort blieb unhörbar unter dem Lärmen der jungen Burschen. „Seid ihr denn blödsinnig geworden?!“ rief Brettschneider empört. „Ruhe zum Schodschwernenot!“ schrie Hellmann. Graef hatte sich bisher beherrscht: jezt aber stand seine Autorität auf dem Spiele. Mit kräftiger Faust packte er einen der Burschen, den Otto Klauß, der ihm am nächsten stand und der am lautesten lärmte, am Kragen und schüttelte ihn. „Dummel, wirfst du das freche Maul

halten!" rief er zornig. Sein dräuendes Auge glitt über die Menge. „Respekt vor euerm Herrn! Noch bin ich es: der Herr! . . . Ist das der Dank für die Mühe, die ich mir um euch gegeben habe? . . ." Er ließ den Fausß los, aber seine Hand zitterte noch. Es war ganz still geworden. Keiner sprach mehr, keiner murzte. Marie stand fest und hoch aufgerichtet neben ihrem Gatten. Sie war sehr blaß, ihr Herz blutete; die obere Zahnreihe grub sich scharf in die Unterlippe.

„Ich will zu Ende hören, über was ihr zu klagen habt," rief Graetz. „Vortreten, Laffert! Was haben Sie noch anzuführen?"

Aber Laffert schwieg; er schlug die Augen nieder und drehte wieder seinen Hut in der Hand hin und her und zuckte mechanisch mit der rechten Schulter. „Berleicht," sagte Baumert schlichtern, „daß wirsch dem gnä'gen Herrn schriftlich zu wissen tun derfen . . ." „Ja, Herr Rittmeister," fiel Laffert rasch ein, „wenn wir das dürften . . ."

Graetz schwanke einen Augenblick. Dann nickte er. „Gut — ich bin damit einverstanden. Brettschneider, ich beauftrage Sie, die Anliegen der Leute zu Protokoll zu nehmen."

„Zu befehlen, Herr Rittmeister."

Noch einmal ließ Graetz sein Auge über die Arbeiter schweifen: es lag viel Trauriges in diesem Blick. Nun winkte er. „Geht!" —

Hellmann gab ein Zeichen. Die Leute verließen die Rampe: anfangs ganz still; man hörte nur auf dem Pflaster das Trappfen und Knarren der Stiefel. Dann neigten sie die Köpfe zueinander, ein Tuscheln und Flüstern begann — man umdrängte Laffert und Baumert; auch Krampe sprach, der alte Sangermann suchte mit den Händen durch die Luft.

Graetz war stehen geblieben, den Arm um die Schulter seiner Frau gelegt, und sah dem Abzug seiner Leute zu. Hinter ihnen stand Use, den Erntekranz tragend, das Symbol dieses merkwürdigen Festtages. Die Tagelöhner hatten am Fuße der Rampe Halt gemacht. Sie sprachen jetzt eifrig miteinander. Der Gutschmied, ein wider Junge, der in der Musik die Pauke schlug, gestikuliert sehr lebhaft mit Laffert; ein Kreis umgab die beiden. Die Stimmen schwirrten.

„Was wollen sie noch?" fragte Marie leise ihren Mann.

Da trat Laffert vor die Rampe, doch unten stehen bleibend, und rief: „Ach, Herr Rittmeister — wenn der Herr Rittmeister noch ein paar Worte erlauben wollten . . . Ich wollte bloß sagen im Namen der ganzen Kolonie, wir wissen wohl, daß der Herr Rittmeister nicht so sind — und daß wir dem Herrn Rittmeister auch sehr vüle verdanken tun . . ." Allgemeines Ja und zustimmendes Gemurmel. „Und ooch der gnä'gen Frau," rief

Krampe. „Der oof," hörte man ein paar Weiberstimmen . . . „Gnäd'ger Herr Rittmeister," fuhr Laffert fort, „es ist ja auch nichts von Ungebüß, das wir gern möchten —"

„Bloß unse' kleen Endeken Freiheit," sagte eine junge Häuslerin. — Und wir möchten doch auch nicht gern mit unser gnä'gen Herrschaft auseinanderkommen, und diesertwegen wollten wir sehr bitten, der Herr Rittmeister und die gnä'ge Frau möchten's uns doch nicht etwa antun und heute abend beim Tanze wegbleiben und uns die Ehre nehmen —"

Nun umdrängten die andern die Krampe. Es war ganz närrisch: ietzt verlegten sich die Leute plötzlich auf das Bitten — wieder schwirrten die Stimmen durcheinander . . . „Der Herr Rittmeister wer'n doch nich . . ." „Ach nee, gnä'ge Frau . . ." „Wat sull'n denn de Bau'rn von uns denken . . ." „Ach nee doch, gnä'g'r Herr Rittmeister . . ."

Es zuckte um Ottos Mund: wollte er lachen oder war es ein Ausdruck von Menschenverachtung oder von Mitleid über diese armfelige Narretei? — „Schon gut," sagte er laut, „wir werden kommen . . ."

„Hurra!" schrie Baumert und schwenkte seine Mütze, und die ganze Gesellschaft schrie mit. Aber das war noch nicht genug. Der alte Krampe nahm die vermottete Pelzkappe ab, die er Sommers und Winters trug, stellte sich dicht an die Krampe und sagte: „Wir danken der gnä'gen Herrschaft oof schöne . . ." und plötzlich rief August Laffert: „Unse' gnä'ge Herrschaft, hoch soll sie leben — hoch — hoch — hoch! . . ." Die Musik blies Tusch, der dicke Gutschmied hieb wie wahnsinnig auf seine Pauke ein, die Weiber gröhlten, die Hochrufe wollten kein Ende nehmen. Schließlich gelang es Hellmann, die aufgeregte Menge durch einige vernünftige Worte zu beruhigen. Langsam zogen die Leute ab, hinterdrein Sangermann, allein gehend, die braunen Hände auf dem Rücken, mit tief sinnendem Gesicht.

Brettschneider war noch einmal auf die Krampe getreten. „Haben Herr Rittmeister noch einen Befehl für mich?" fragte er. Sein Ton war immer der gleich militärische.

„Ich danke, Brettschneider . . . doch — bleiben Sie noch einen Augenblick . . ." Er winkte. „Kommen Sie mit!"

Sie traten in den Gartensaal. „Nun, Brettschneider, was sagen Sie dazu?"

„Herr Rittmeister verzeihen; daß es dahin kommen würde, ahnte ich nicht. Aber es mag stimmen: der Lump, der Tittmann, trägt die Schuld."

„Brettschneider, es wäre Ihre Pflicht gewesen, den Menschen fern zu halten."

Fritz errötete leicht. „Herr Rittmeister, der ist zu klug, als daß man ihm was anhaben könnte. In der Kolonie hat er sich nicht gezeigt; er hat hintenherum geböhrt und geheßt. Er wird sich die jungen Bengel gelangt haben. Es ist ein ewiger Streit, daß das Herumgetreibe mit den Mädeln nicht mehr so geht wie früher.“

„Also Sie wußten schon etwas von der allgemeinen Unzufriedenheit?“

„Jawohl, Herr Rittmeister. Aber ich habe gehofft, mit der Zeit, da würde sich alles bessern. Manchmal hab' ich mit Hellmann darüber gesprochen; der war derselben Ansicht.“

„Und das glauben Sie heute auch noch?“

„Das glaub' ich noch immer, Herr Rittmeister. Zuerst war alles wunderschön. Herr Rittmeister haben ja selber gehört, wie man auf den Doktor schimpft. Der Ziehmann und die Baritschen mit ihrem Wundenbesprechen, und dann die alten verrückten Hausmittel, das sagt den Leuten mehr zu. Nach und nach war ihnen alles nicht so recht. Das elektrische Licht — na! — und dann die Warmwasserheizung — da wollten sie die alten Kachelöfen wieder haben, um sich im Winter Apfel in der Röhre baden zu können. Von dem Geschimpfe wegen der kleinen Lohnabzüge für die Unterstützungskassen will ich gar nicht sprechen. Es gibt da noch hunderterlei . . . Herr Rittmeister, wenn Sie den Leuten alles noch viel schöner und besser und praktischer eingerichtet hätten: es wär' doch so gekommen. Der Tittmann hat bloß den Anstoß gegeben. Aber mit der Zeit — mit der Zeit wird ja auch der Verstand kommen. Die Klügeren werden die Oberhand behalten.“

„Sie meinen,“ sagte Marie, „auch da wird die Gewohnheit viel tun? Sie meinen nicht, daß wir — wir uns in der Beurteilung der Leute geirrt haben?“

„Ganz gewiß nicht, gnädige Frau.“

„Doch! . . .“ Graetz sprach das mit starker Stimme. „Wir haben uns geirrt, Marie. In allem und jedem. Wir haben die Leute zu hoch eingeschätzt, zu reif. Wir haben eingerissen, aber zu dem neuen Bau die Fundamente nicht tief genug gelegt. Zu plötzlich war für sie der Wandel in allen ihren Daseinsbedingungen. Jeder rasche Umschlag führt zu Reaktionen. Sind wir — wir in unsern Gesellschaftskreisen denn anders und besser? Keine jähe Reform würde ohne weiteres die tausend Vorurteile, in denen wir aufgewachsen sind, an denen wir hängen und kleben, wie mit einem Schwamm fortwischen können — wir würden toben wie jene . . . Was ich für Segnungen hatte, sind Lasten für sie. Die Erkenntnis fehlt ihnen. Sie wird kommen — gewiß

— aber eine Generation kann darüber sterben . . . Soll ich zum Märtyrer für eine Wohltat werden, die man vielleicht Zeit meines Lebens als Tyrannei empfinden wird? — Bei Gott, ich muß mich fragen: wär' es nicht hundertmal besser gewesen, wir hätten die Leute in ihren alten Raten gelassen, unter unveränderten Lebensformen . . . da klagten sie wenigstens nicht — da waren sie glücklicher als heute! . . .“

„Nicht so bitter, mein Lieb,“ sagte Marie sanft und hing sich an den Arm Ottos. „Laß uns doch auch gerecht sein. Wir leben in einer andern Welt als sie und hätten wissen sollen, daß es gar nicht so leicht ist, sie unserm Empfinden nahe zu bringen. Habe Nachsicht, Otto, und Geduld . . .“

Unwillkürlich war Frix einen Schritt näher getreten. „Herr Rittmeister — wenn ich mir erlauben darf: ich glaube, die gnädige Frau hat das Richtige erkannt. Die Leute sind ja nicht böse, nein, wahrhaftig nicht — aber man muß Geduld mit ihnen haben, viel Geduld. Sie sprechen nach, was sie hören. Sie sind wie die Kinder. Und so müssen sie auch erzogen werden — möcht' ich mir zu sagen erlauben, Herr Rittmeister.“

Graß reichte Frix die Hand. „Sie sind ein braver Junge, Brettschneider. Sie werden mich auch verstehen. Jede Täuschung bringt Schmerzen. Und die hier — äh —“ er fuhr mit der Hand durch die Luft — „die — die stürzt mich Afastertief! . . . Lassen wir's gut sein, Brettschneider: Sie bringen mir die Liste ihrer Klagen. Wo ich nach bestem Gewissen abhelfen kann, soll es geschehen — aber nur da, nur da! Adjö, Brettschneider.“

Frix ging. Marie und Otto blieben allein. Sie umarmte ihn stürmisch. „Geliebter, Geliebter,“ rief sie, „wo ist dein stolzer Mut! Schau mich doch an! Bin ich nicht noch da? Trage ich nicht deine Sorgen mit dir? Sind sie nicht auch die meinen? Und soll eine Torheit, ein kindisches Mißverstehen — ja, selbst ein Angstschrei aus verheßter Seele, soll der uns unglücklich machen? . . . Du sahst ja die Leute und hörtest sie. Sie sind wirklich wie die Kinder. Sie klagen und rufen Hurra, sie tun enttäuscht und feiern dich — alles in gleicher Tonart, alles im selben Moment. Lieber Einziger, stell dich auf die höhere Warte und bleibe der strenge und gütige Herr — aber immer der Herr!“

Otto neigte sich zu Marie herab und küßte ihr Haar. „Marie,“ entgegnete er, „ich würde mich leichter über die Episode hinwegsetzen, über diese Tragikomödie, in der auch die Harlekinaade nicht fehlt, wenn — ja, wenn ich nicht einsehen müßte, daß der grundlegende Fehler an uns liegt. Da hab' ich mir nun eingebildet, meinen Leuten ein Reich geschaffen zu haben, in dem sie sich glücklich fühlen — habe mit großen Worten davon gesprochen und

mich meiner sozialen Reformen gerühmt, habe auf ihnen die Berechtigung meiner Kandidatur begründet. Und nun muß ich sehen, daß ich im Irrtum gewesen bin. Ich gab ihnen alles mit voller Hand, ohne Anidrigkeit, fast verschwenderisch; sie hatten für nichts zu sorgen, fanden, was sie brauchten, sie hätten kummerlos leben können: und doch habe ich ihnen im Mißverkennen ihrer Menschlichkeit das Beste genommen. Jetzt begreife ich, daß sie in ihren Bekehrungen glücklicher waren — ja, ich begreife es! — Was da der Laffert rief von dem Recht der Persönlichkeit, war eine auf-gelesene und eingelernte Phrase. Aber was das eine der Weiber schrie: „Unse' kleen Ende'len Freiheit“, das kam aus dem Herzen, war Naturtrieb, Instinkt, war unbewußte Vernunft! — Es ist wahr, es ist wahr, was mir meine Gegner zurufen: wir haben wie die Sozialdemokraten gehandelt — nach Dogma und Schema, aber nicht aus lebendigem Geiste! Wir können wieder herunterreißen und einstürzen, Marie und auf unsern Idealen von gestern neue Utopien bauen. Utopien... oh, das macht mich so elend!...”

Seine Zähne knirschten, er fuhr mit der Hand über die Augen. Da hängte sie sich an seinen Hals, und ihre Rippen suchten seinen Mund. —

Fritz ging vom Schlosse aus direkten Wegs in das Dorf, zum Hause Piepmauls.

„Wo ist Tittmann?“ rief er dem blöden Hengel zu, der im Hofe Holz zerkleinerte.

Hengel wies nach dem Pferdestall. Fritz trat ein und zog die Tür hinter sich zu. Im halben Dämmerlicht sah er Peter auf der Haherkiste sitzen, einen Brief lesend. Beim Knarren der Tür schaute Tittmann auf.

„I — sieh da — der junge gnädiger Herr Baron v. Brettschneider,“ sagte er hämisch; „na, was verschafft uns denn auch mal die Ehre?!“

Fritz trat, ohne ein Wort zu entgegnen, dicht vor ihn hin, packte ihn mit schnellem Griff an beiden Armen und riß ihn von der Riste. „Bist du blöde geworden?!“ schrie Tittmann.

„Wirf's sehen,“ antwortete Fritz. „Lump, du elender, gib Antwort: warst du's, der uns den Laffert und Baumert und Klauf und die ganze Kolonie verredet und aufgehetzt hat?!“ — Er riß die Peitsche vom Nagel, nahm sie umgekehrt in die Hand, den Bleitopf nach oben, und hob sie drohend. „Antworte, Schuft, oder ich schlag dir den Schädel ein!“

Tittmann war leichenblaß geworden. Dem stämmigen Burschen war er nicht gewachsen. Mit einem Sprunge war er an der Tür, Hengel um Hilfe zu rufen. Aber Fritz war hurtiger. Er packte

Tittmann von hinten am Nack, mit der Rechten am Kragen, mit der Linken am Schoß, und zwang ihn zu Boden. „Wartst du's?!" schrie er.

„Laß mich los," ächzte Tittmann, „ich kann tun, was ich will — ich kann reden was ich will . . . geht's dich was an, Spion?!"

Fritz hatte Tittmann völlig zu Boden geworfen; er kniete mit Wucht auf seiner Brust. Eine Ohrfeige klatschte. „Das ist für den Spion . . .“ noch eine . . . „das für die Hezerei . . .“ noch eine . . . „das für deinen Undank . . .“ und die letzte: „die da zum Abschiede! . . .“ Dann sprang er auf. Aber Tittmann blieb liegen. Seine Wangen waren geschwollen und brannten braunrot. Er blieb liegen, gleichwie gelähmt. Er schrie auch nicht. Nur sein einziges Auge schaute mit schrecklichem Ausdruck auf Fritz.

Der ging und schmetterte die Tür wieder in das Schloß. „Hezel," sagte er zu dem blöden Knecht, „da drin' liegt der Tittmann. Kühl ihm die Backen, ich hab' ihn verhauen."

„Wat?" erwiderte Hezel und trieb sein Beil in den Flock; „verhauen? . . . Hihihih . . ." Er lachte. „Neili' — neili' hot 'r mer oof verdrusche — hihihih . . . host's 'm derbe gegäh'n?"

„Feste, Hezel — er wird sich's merken . . ." Er trat in das Haus. Piepmaul lag in seiner schmalen, kleinen, unglaublich unsauberen Kammer im Bett. Der Alte sah schrecklich aus: abgemagert bis auf die Knochen, die Haut zitronengelb und wie eingetrodnet und durch graue Furchen gespalten; das Schlucken wurde ihm so schwer, daß er kaum noch etwas zu genießen vermochte.

Er schien sichtlich erfreut, als er Fritz sah, der sich auf sein Bett setzen mußte.

„Zeigst du dir auch mal wieder, Friße," sagte er, und es fiel diesem auf, wie eigentümlich klanglos die Stimme des Alten war. „Ich wollte schon zu dir schiden, man liegt ja hier ganz alleene, der Tittmann kümmert sich gar nicht mehr um mir. Das ist auch so einer."

„Hast recht, Onkel, er taugt nichts. Aber er hat sein Teil weg. Ich hab' ihm eben ein paar Backpfeifen gegeben, an die wird er noch lange denken."

Das freute Piepmaul. „Ist er dir frech gekommen, Friße?"

„Nee, Onkel, aber er hat sich heimlich hinter unsre Leute gesteckt und sie aufgewiegelt. Und da hat's einen großen Krakeel mit dem Herrn gegeben . . ."

Fritz mußte erzählen. Er tat es; die Geschichte war ja doch nicht mehr geheim zu halten.

Piepmaul lachte. „Das mit den Deutschsozialen ist Blödsinn," sagte er, „da hat der Tittmann recht."

„Was er denkt, soll mir gleich sein. Aber seine Stänkerei laß' ich mir nicht gefallen. Er tut's aus Niederträchtigkeit, nicht bloß, weil er Sozialdemokrat ist.“

„Der is gar nicht. Na warte man — wenn ich man bloß erst wieder uffstehn könnte! Ich möchte so gern mal dazwischenfahren. Ich möchte ooch mal 'ne Rede halten. Euerm Rittmeister gön'n ich's, daß er feste 'rinfällt. Von wegen der Grenzgeschichte, das vergeß' ich ihm nicht.“

„Du mußt nicht so nachträglich sein, Onkel. Er war doch im Recht.“

„Hä? Er hat 'n Meineid geschworen. Dir hat er auch bestohlen — er hat dein Erbe verringert. Geh mal in die Wohnstube, Friß. Zieh das letzte Kommodensfach auf — dahinter liegen sechs Hundertmarkscheine in einem Kuvert, die laß liegen — ich hab' sie versteckt, ich traue dem Tittmann nicht. Aber das Schriftpapier daneben, das bringe mal her...“

Friß tat, wie ihm geheißen worden. Piepmaul richtete sich mühsam im Bette auf und entfaltete das Schrifstück. „Es ist mein Testament, Friß,“ sagte er, „eine Abschrift, so wie's auf dem Gericht hinterlegt worden ist. Lies dir's durch. Nu' geht's ja doch bald zu Ende, da is kee Hinhalten mehr...“

Friß durchflog klopfenden Herzens das Papier. Er war der alleinige Erbe des Alten. Er erhielt die Wirtschaft und das Barvermögen. Die Höhe der Summe erschreckte ihn fast. Piepmauls Geld lag auf der Reichsbankfiliale in Stanzig: es waren sieben- unddreißigtausend Taler.

Das Auge des Alten musterte neugierig das Gesicht des Neffen. „Wiste zufrieden, Friß?“ fragte er.

Friß drückte die zitternde, schmutzige und abgezehrte Hand Piepmauls. „Ich danke dir, Onkel,“ sagte er. Die Tränen waren ihm nahe: er dachte an seine Frieda. Dies ungeahnt große Vermögen würde auch den Starrkopf des Doppelschulze beugen.

Er mußte das Dokument an seinen alten Platz zurücklegen. Währenddessen hörte er ein Stöhnen und Achzen in der Kammer. Piepmaul hatte wieder einen Anfall. Er war völlig braun im Anflitz, die Augen quollen vor, der ganze Körper erzitterte konvulsivisch. Friß riß ihm den Hemdtragen auf und hielt ihn fest. Vergeblich sah er sich nach einer Medizin um. Dabei fiel sein Blick aus dem Fenster: draußen schritten Doktor Wanowski und der Doppelschulze über den Ager. Er war schon im Begriff, das Fenster zu öffnen, als er Tittmann in das Wohnzimmer treten sah. In seiner Erregung vergaß er alle Feindschaft und rief verzweiflungsvoll: „Tittmann, Piepmaul stirbt! Wanowski ist

draußen. Auf ihn herein — aber schnell, schnell — Piepmaul stirbt mir unter den Händen! . . .“

Tittmann fuhr zusammen, als er die Stimme des Verhassten hörte. Ein böser, lauerner Blick traf Friß — dann stürzte er hinaus. Eine Minute später erschien er wieder in Begleitung Wanowski's. Der Doktor nahm gar keine Notiz von Friß, ließ warmes Wasser kommen, bespritzte damit die nackte Haut des Kranken und legte ihm ein Senfteigpflaster auf die Brust. Allmählich verlief der Anfall; Piepmaul atmete freier und fiel matt in die Kissen zurück.

Tittmann stand in der Wohnstube am Fenster und schaute auf den Dorfplatz. So ungern Friß mit Wanowski sprach, schien es ihm doch nötig, eine Frage an ihn zu richten.

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor,“ sagte er, „ist der Zustand gefährlich?“

„Natürlich ist er gefährlich,“ gab Wanowski herbe zurück, „— und was herrscht hier für eine entsetzliche Schweinerei! Ein klein wenig könnten Sie sich als Nefte doch um den alten Mann kümmern! Er verkommt ja ganz.“

„Ich will ihm gern eine Krankenpflegerin nehmen.“

„Ach was, es wär' schon besser, Sie erfüllten selber Ihre verwandtschaftlichen Pflichten!“

„Ich bin in Diensten, Herr Doktor, und nicht mein freier Herr. Aber — aber gut. Ich will mit dem Herrn Rittmeister sprechen und wieder hierherziehen. Es kann mir ein Bett in die Wohnstube gestellt werden. Da bin ich bei der Hand, wenn dem Alten etwas passieren sollte . . .“

Tittmann wendete sich halb in das Zimmer zurück, als wolle er eine Bemerkung machen. Aber er sprach nicht. Sein Auge traf Wanowski, der die Achseln zuckte. „Machen Sie's, wie Sie wollen,“ sagte dieser unwirsch. „Es kann sich noch lange hinziehen, wenn Piepmaul besser versorgt wird. Aber freilich — ich denke mir, das würde Ihnen wenig zupasse kommen.“

Friß richtete sich straff auf. „Ich verbitte mir derartige Ausfälle, Herr Doktor Wanowski,“ entgegnete er. „Danken Sie Gott, daß der Kranke nebenan liegt, ich würde sonst anders mit Ihnen sprechen. Fragen Sie den Tittmann, wie ich zu sprechen verstehe.“

Wütend ging er davon. Er fand den Doppelschulze vor Piepmauls Hause auf und ab gehen. „Na — wie sieht's mit dem Alten?“ fragte Schulze.

„Wie immer. Der Doktor sagt, es könne sich noch hinziehen. Aber ich glaub's nicht.“

„Abwarten. Piepmaul ist wie 'ne alte Rake. Piepmaul ist zähe.“

Sie schritten nebeneinander nach dem Schulzenhof. „Kann ich die Frieda wohl einmal sprechen?“ fragte Fritze. „Ich hätt' ihr was Freudiges zu erzählen.“

„Die ist nicht hier,“ sagte Schulze.

„Wo ist sie denn?“

„In Berlin bei der Tante. Soll ihre Aussteuer besorgen.“

Fritze blieb stehen. Ein rasches Rot flammte über sein Gesicht.

„Was heißt das, Schulze?“

„Das heißt, was es heißt. Die Weiber haben zu parieren. Bis zum ersten Oktober wart' ich noch. Doktor Wanowski hat jetzt die Ap'othek' gekriegt —“

„Schulze!“ schrie Fritze empört. Er beherrschte sich nur mühsam.

„Hört, Schulze,“ fuhr er fort, „auf mein Wort, ich habe Piepmauls Testament gesehen. Ich bin der Alleinerbe. Er hat sieben- unddreißigtausend Taler liegen. Auf mein Wort.“

„Hat er? Sieh. Es kann möglich sein. Er ist ein reicher Filz. Das kriecht allens die Bromnigen.“

„Ich krieg's, Schulze. Ich hab's mit eigenen Augen gelesen.“

„Wo denn?“

„Piepmaul hat mir die Abschrift gezeigt.“

Der Schulze blieb stehen. Er tippte an seine Stirn. „Was ist eine Abschrift, Fritze? Ein Stück Papier zum Wegschmeißen. Vor vier Wochen so 'rum, war Piepmaul mal im Krüge. Klein-Gebide war dabei, wie Piepmaul erzählt hat: den Hof kriegt die Bromnigen, das Geld die Parteikasse.“

„Da hat Piepmaul gelogen. Er macht immer seine Witze mit den Bauern.“

„Fritze, laß gut sein. Es gibt noch mehr Mäd'el. Ich weiß, was ich weiß. Über Piepmauls Testament wird ofte gesprochen. Dem Kantor hat er mal gesagt, warum du nichts kriegst. Zum ersten: weil du von den Sozialdemokratischen abtrünnig geworden bist; zum zweiten: von wegen dem Grenzprozeß. Du wirfst dir das leere Maul wischen können. Nimm dir doch Gutbiers Zette. Die ist ja immer hinter dir her . . .“

Er nickte und wandte sich. Von Piepmauls Hause aus schritt ihm Wanowski entgegen.

Fritze ging nach dem Herrschaftshofe zurück. Sein Blut kochte. Du lieber Gott, war das eine Dual mit dem dickschädlichen Bauer! Es war ja auch heller Blödsinn. Nie und nimmer würde die Frieda den Polen nehmen. Michaeli stand bevor. Vielleicht war da Piepmaul schon tot . . . Fritze erschraf, als er daran dachte. Und doch mußte er sich sagen, daß dies die einzige Lösung in diesen Wirrnissen sein würde.

Marie war allein daheim. Ihr Mann war zu einer letzten Besprechung nach Wendhausen zu Herrn v. Sadert gefahren; sie erwartete ihn erst zu später Nachtstunde zurück. Die Kinder schliefen längst. Marie hatte einsam zu Abend gegessen und sich dann auf ihr Zimmer begeben. Das war ein lauschiger Raum, mit Geschmack und Behaglichkeit ausgestattet, die eine Quertwand völlig durch ein großes Büchergestell ausgefüllt, dessen untere vorspringende Partie eine mit Polstern belegte Bank bildete.

Die Hängelampe brannte und eine zweite Lampe auf dem Schreibtische, vor dem Marie sich niedergelassen hatte; sie wollte den freien Abend zur Ordnung ihrer Skripturen benützen.

Der Schreibtisch hatte an seiner rechtsseitlichen Wand ein Geheimfach, das augenblicklich offen stand, und eine Fülle, zu verschiedenen Paketen zusammengechnürter Papiere zeigte. Marie nannte das Geheimfach ihr MUSEN-Mausoleum. Da lagen ganze Haufen von Gedichten, kleinen Novellen, Aphorismen, auch ein begonnener Roman. Ihre Schriftstellerei war ihr immer eine angenehme Abwechslung und Zerstreuung gewesen; aber sie hielt ihr Talent nicht für bedeutend genug, damit an die Öffentlichkeit zu treten. Sie hatte in früherer Zeit sogar öfters das Niedergeschriebene wieder vernichtet, war hinaus in die See gefahren und hatte die Manuskripte in die Wogen versenkt, hatte in plötzlicher Laune auch einmal einige hundert Blätter vom Sturme durch die Wüste tragen lassen. Das, was hier ruhte, war das Ubriggebliebene und der schüngeistige Ertrag der in Rüttersdorf verlebten Jahre.

Marie nahm einige der älteren Manuskripte vor und durchslog sie. Sie lächelte. Das alles erschien ihr so schal und voller Trivialitäten; nur hie und da nickte sie, wenn ihr einmal ein Gedanke, eine Wendung, ein Ausdruck gefiel. Die Papiere raschelten und huschten durch ihre Finger; sie suchte andre heraus. Plötzlich erbleichte sie; es war ihr, als lähmte sich ihre Hand. Unter einem Haufen eng beschriebener Quartblätter fand sie ein in Saffian gebundenes, verschließbares Buch. Das erschreckte sie nicht: es war ihr Tagebuch, das sie zwanzigmal hatte vernichten wollen und das sie doch immer wieder auf seinen Platz zurückgelegt hatte. Aber darunter lag noch etwas: ein breites Kuvert, das eine Photographie enthielt. Wie kam dies Bild hierher? Sie entsann sich: sie hatte im Ramin ihres Zimmers zu Konstantinopel eines Vormittags ein förmliches Autodafé veranstaltet; sie hatte auch die letzte Erinnerung verbrennen wollen, die keine Erinnerung mehr sein sollte. Dies Bild mußte ihr entgangen sein. Vielleicht hatte

es zwischen Papieren gesteckt, die sie ohne Durchsicht in ihrem Koffer geworfen hatte.

Nun war es da — sie hielt es in zitternder Hand. Es war das Bild eines groß gewachsenen Herrn, dessen Alter sich schwer bestimmen ließ. Er konnte ein Bierziger — konnte auch schon über die Fünfzig hinaus sein: ein schöner Mann in englischem Reitkostüm, zu dessen Füßen eine Dogge lag. Das Gesicht des Mannes konnte wohl Anspruch auf Bedeutung erheben: es waren stolze, vornehme und durchgeistigte Züge — die Stirn hoch, frei und stark gewölbt, die Augen sehr klug, wenn auch ohne Milde, Mund und Kinn voll Kraft und Leidenschaft. Jedenfalls ein höchst interessantes Gesicht: der Typus eines in raffinierter Kultur und feiner Geistesarbeit veredelten Herrenmenschen.

Marie warf einen scheuen Blick auf die Photographie — dann schien es, als sei sie unwillig über ihre Schwäche; sie lehnte sich im Sessel zurück und betrachtete das Bild genauer. Sie wußte nicht, wie es kam, daß ihr dabei ein Buchfragment in den Sinn kam, das sie kürzlich gelesen hatte: Sören Kierkegaards „Tagebuch des Verführers“. Ihre warmen Finger glitten über die kühle glatte Fläche der Photographie und griffen plötzlich fester zu und rissen das Bild mitten entzwei.

Es war ein Riß, den sie hörte und fühlte. Sie stand auf, öffnete die Ofentür, legte das zerrissene Bild auf den Rost und goß Eau de Cologne darüber, in die sie ein angezündetes Schwefelholz warf. Eine weiße Flamme schlug auf und fiel rasch wieder zusammen; dann wurden die kleinen Feuerzungen rötlich und zerfraßen das Kartonpapier, das sich schwärzte und krümmte und in Floden auflöste, die mit sprühenden Funken im Ofenloch hin- und her fuhren.

Marie schloß wieder die Tür und setzte sich an den Schreibtisch zurück. Vor ihr lag das in Saffian gebundene Büchelchen. Sie fragte sich: ist es nicht Zeit, auch hiermit ein Ende zu machen? — Es war ihr eigentlich unsäglich, daß das nicht längst geschehen war. Dies Buch sprach eine gefährliche Sprache. Aber es umschloß doch auch so viel — so viel vom Inhalt ihres jungen Lebens, daß es ihr schwer wurde, sich von ihm zu trennen. Sie hatte es auch hier in Rüttersdorf zuweilen vorgenommen und einige Eintragungen gemacht, die letzten nach der Geburt der Zwillinge, und dann immer wieder die Blätter gewendet, aus denen es ihr entgegentauschte wie eine Welle von drüben, aus der stürmenden See der Vergangenheit... Sie suchte das winzige, vergoldete Schlüsselchen hervor, das die Schließe des Tagebuchs öffnete. Sie wollte noch einmal hineinschauen — dann sollte es dem Wilde in die Vernichtung folgen...

Sie schlug die ersten Seiten um. Damals schrieb sie noch steiler und größer als heute; ihre Schrift war mit den Jahren immer zierlicher geworden. Das Tagebuch begann mit ihrer ersten Reise. In den Jubel, frei zu sein, mischten sich Erinnerungen an das Elternhaus in Montreal, an den geliebten Vater und an die ihr stets fremd gebliebene Mutter, die kaum das Trauerjahr abgewartet hatte, um eine neue Ehe zu schließen. In den Reisenotizen offenbarte sich das ganze jauchzende Glück der Achtzehnjährigen, die zum erstenmal die Herrlichkeiten der Welt kennen lernte. Zwischen begeisterten Schilderungen fanden sich auch Aufzeichnungen praktischer Natur: Hotelpreise, Verrechnungen, Monita für den Bankier; es war das Tagebuch einer sehr verständigen kleinen Amerikanerin, die in ihrem Soll und Haben die Klarheit liebt. In Damaskus hatte sie sich das erste Pferd zu einer großen Tour über Land gekauft. Die Sportpassion war ihr gleichsam angeboren; ganze Seiten in ihren Erinnerungen waren ihren Pferden gewidmet. Auf einer Reise durch das pontische Gebirge machte sie in Tiflis längere Station, und hier war es, wo sie sich, einer Kapripze folgend, dem Zirkus Dobelli angeschlossen ... Langsamer glitten die Augen Marias über diese Seiten des Tagebuchs ...



Tiflis. Seit acht Tagen im Hotel London. Alles besucht, alles gesehen. Wie überall in der ganz oder halb orientalischen Welt das Straßenleben hundertmal interessanter als alle Museen und Kathedralen und Standbilder. Ich könnte weiter, aber der Zirkus Dobelli auf dem linken Kurauer hält mich noch fest. Eine große Truppe, gute Akrobatik, schlechte Pferde. Bis auf die Schimmelstute Masuhma der Antoinette Laize: ein Prachtgaul. übrigen reitet das Mädchen auch vortrefflich. Schade nur, daß die Dressur die ursprünglichen Anlagen teilweise verdorben hat; Ich möchte mir wohl einmal selber einen Gaul dressieren, aus eigenem Empfinden, nicht nach der hergebrachten Praxis.



Antoinette tritt nicht mehr auf. Sie liegt krank. Einer der Stallmeister sagte mir, daß Masuhma ihr persönlich gehöre und sie die Stute vielleicht verkaufen würde. Ich ging zu der Laize. Sie wohnt südlich vom Bahnhof in einer kleinen Pension im deutschen Viertel. Sie ist selbst eine Deutsche, eine Breslauerin, erzählte mir, daß sie einen Sportsmann mit abligem Namen geheiratet habe und daß dieser infolge einer Abscheulichkeit nach Amerika geflüchtet sei. Um sich durch das Leben zu helfen, sei sie Schulkreiterin geworden, zuerst bei Menz; in Moskau habe Dobelli

sie engagiert. Ich weiß nicht, ob das alles wahr ist; es ist mir auch gleichgültig. Jedenfalls ist sie ein reizendes Geschöpf, gebildet, flug wie es scheint, auch anständig. Sie benimmt sich durchaus als Dame. Leider sehr krank, ich fürchte schwindstüchtig. Von ihren Pferden will sie sich nicht trennen. Außer Masuhma besitzt sie noch zwei: einen schönen Engländer und einen Trakehner; aber über ihren Araber geht nichts. Wie sie das Tier liebt, ist rührend. Ein Großfürst habe es ihr geschenkt (sagt sie; wer's glaubt). Die gleiche Passion bringt uns näher. Ich habe ihr gestern ein paar Flaschen Wein geschickt.

*

Die Laize erzählt mir viel aus dem Zirkusleben. Die Gebrüder Dobelli sollen gute Geschäfte machen, obwohl die Unkosten enorm sind. Es ist der einzige große Wanderzirkus, der Rußland, Italien, Südfrankreich und den Orient durchzieht. Wo es keine festen Arenen gibt, werden Zelte aufgeschlagen. Ich habe ein paar Proben mitgemacht; das ist fabelhaft interessant. Das Stallparfüm hat einen eigenen Reiz. Aber die Frauenzimmer können ja alle nicht reiten, und mit der armen Antoinette scheint es zu Ende zu gehen.

*

Sie ist in meinen Armen gestorben. Ein schrecklicher Tod. Die langsame Verdunkelung ihrer Augen ist ein unvergeßlich erschütternder Eindruck. Ich habe mit den Dobellis gesprochen und ihre Pferde gekauft. Das Begräbniß machte endlose Scherereien. Ihr Künstlername ist nur angenommen. Unter ihren Papieren fand ich einen Trauschein; danach wäre sie eine Baronin Schrader oder Schroeder gewesen; der Name ist undeutlich geschrieben. Ich bin selbst auf dem deutschen Konsulat gewesen, das sich der Sache angenommen hat. Gestern abend haben wir Antoinette begraben. Es war schon ganz dunkel; ein paar Grusen trugen Fackeln. Alles vom Zirkus war zugegen: eine seltsame Trauergemeinde. Einer der Männer weinte herzbrechend, der russische Clown Grjasi. Sein Weinen klingt wie das Heulen eines kleinen Hundes.

*

Batum. Ich habe mir nicht anders helfen können: ich mußte den Zirkus begleiten, um Pflege für meine Pferde zu haben. Es macht mir auch Spaß. Eigentlich dachte ich an eine Tour über die Ossetische Heerstraße bis Kutais. Aber es ist schon zu spät im Jahre, und im Grunde genommen: für mich rastlosen Zugvogel ist es gleich, wohin ich mich wende. An Ritchie wegen Geld geschrieben; das Begräbniß Antoinettes hat ein tiefes Loch in meine

Kasse gerissen. Aber wie gern habe ich es getan! Wie gern der armen Heimatlosen den Tod erleichtern helfen.

Von hier soll es in einem von den Dobellis gecharterten Dampfer nach Kertsch und Odessa gehen. Ist mir recht. Ganz Batum riecht nach Petroleum.

*

Odessa. Endlich wieder lebendig. Die Fahrt über das Schwarze Meer fürchterlich, der Dampfer miserabel. Die Truppe gibt Vorstellungen im Zirkus Sanzenbacher. Besuch gut; ich interessiere mich jetzt wahrhaftig schon für die Einnahmen. Jeden Vormittag reite ich in der Arena meine Pferde. Masuhma kennt mich bereits; ich übe mir auf ihr die Tricks ihrer ehemaligen Herrin ein. Es ist ein unbeschreiblicher Genuß, in einem so edlen Geschöpf die schlummernde Intelligenz zu wecken. Masuhma hat nie eine andre Reiterin gelitten als Antoinette; es ist fünfzigmal probiert worden: ich hatte sie gleich beim ersten Ritt willig am Zügel. Das Schönste an ihr sind die großen feurigen Augen: sie blicken mich oft so menschlich an.

An den Nachmittagen lese und schreibe ich. Habe eine kleine Novelle begonnen, auch eine Beschreibung meiner Reise durch Transkaukasien. Aber ich tatiere, ich werde die Blätter bald wieder dem Untergang weihen. Die Ausflüge sind mäßig; die Umgebung Odessas ist ziemlich öde. Des Abends bin ich fast immer in meiner Loge im Zirkus. —

Ich hätte nicht gedacht, daß ich den dummen Vorschlag Carlo Dobellis überhaupt in Erwägung ziehen würde. Er sah mich gestern die Masuhma reiten, applaudierte lebhaft und fragte mich schließlich allen Ernstes, ob ich nicht auch die künstlerische Erbschaft der Antoinette übernehmen und mich öffentlich zeigen wollte. Er behauptete, ich hätte eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der Laize und rittte die hohe Schule besser als sie. Ich habe ihn ausgelacht. Aber in der Nacht träumte ich von meinem ersten Auftreten.

*

Beide Dobellis bombardieren mich mit Anerbietungen. Die Dummheit geht mir nicht aus dem Kopf. Meine drei Pferde fesseln mich an den Zirkus. Selbst für die Masuhma allein würde ich bei meiner obdussischen Veranlagung nicht den Pfleger finden, den das fein besaitete und empfindliche Pferd braucht. Und ich liebe das Tier wie einen mir nahestehenden Menschen, den ich nicht habe. Ich liebe es mit Zärtlichkeit; ich weiß auch, es liebt mich wieder. In seinen glänzenden Augen liegt eine hingebende Treue.

Die ganze Zirkuswelt übt einen seltsamen Reiz auf mich aus.

Ich habe mir freilich alles viel wilder und regelloser gedacht: ich muß gestehen, auch pikanter. Ein französischer Zirkusroman mit seinem frivolen Hautgout hatte mich beeinflusst; Edmond de Goncourt's 'Frères Zemganno' sind, wenn das Buch auch kleinere Verhältnisse schildert, ungleich wahrhaftiger.

Es ist lächerlich, welche Sensation ich mir davon verspreche, einmal öffentlich aufzutreten. Es liegt ein großer Zauber in der Öffentlichkeit. Ich glaube, ich würde glücklich sein, wenn ich eines meiner Gedichte gedruckt fände. Aber der Vollgenuß ist es noch nicht. Ich las neulich von der George Sand, daß sie vor Sehnsucht nach der Bühne verging. Auch Pola gesteht zu, daß ihn die Umarbeitung seines 'Assomoir' zu einem mittelmäßigen, aber effektvollen Theaterstück förmlich neidisch gemacht habe. Gerade bei einem Dichter begreife ich den Heißhunger nach der Bühne, die ihm eine verhundertfache intimere Verbindung mit seinem Publikum ermöglicht, als es das Buch vermag.



Ist es nicht töricht, einem wenn auch ehrlichen Lobwort, einem hellen 'Bravo' Einfluß auf die gesunde Vernunft zu gestatten? — Ich habe heute früh auf der Masuhma den schwierigsten Teil der Schule geritten. Die Probe war soeben beendet, aber das Personal fast noch vollzählig beisammen. Ich ritt wie vor besetztem Parlett. Nach den Pirouetten am Schluß, dem fünffachen Steigen und dem Barrierensprung applaudierte alles; die Stallmeister riefen laut Bravo, die Dobell's bestürmten mich wieder. Ich fühlte, wie ich vor Stolz errötete. Wahrhaftig, vor Stolz! Jeder Nerv in mir zuckte.

Ein einziges Mal möchte ich den Scherz wagen und am Abend die Schule reiten. Mein Gott, es ist eine Laune wie jede andre. Es kennt mich kein Mensch. Es ist ein unbändiges Verlangen und auch eine zitternde Angst dabei. — —



Piew. Köstliche Tage. Über diesem Jerusalem Rußlands liegt es wie eine Wolke von Schwermut, unter der ein Vulkan verhaltener Leidenschaft brodet. Kirchenstimmung — und hinter dem Allerheiligsten ein fröhliches Gelage. Aber über allen male-riischen Bildern die Frühnachmittage am Dnjepr, wenn die Oktobersonne ihren vollen Glanz über das Goldlaub auf den Höhen breitet und den Fluß in Farben taucht, die sich nicht wiedergeben lassen. Da reite ich viel auf dem Imperator spazieren, meinem lustigen kleinen Trakehner, der gar nicht böse darüber ist, daß er seinen Rang als 'Blumenpferd' verloren hat.

Die Abendvorstellung nimmt mich nur eine halbe Stunde in Anspruch. Ich bin ‚Mademoiselle Antoinette‘ geworden, ich bin der ‚Star‘ der Dobellis. Das Gehalt habe ich ihnen geschenkt, dafür nur die Verpfllegung meiner Pferde verlangt und Unabhängigkeit in bezug auf meine Person. Wir haben gar keinen Kontrakt; ich kann wieder gehen, sobald es mir paßt. Aber die cari Dobelli hüten mich wie einen Goldschatz.

Es ist ein spaßiges Dasein. Ich bilde mir ein, daß meine Lebensanschauung eine ungleich höhere ist, von feinerem Sublimat als die meiner ‚Kollegen‘. Differenzen sind natürlich vorhanden, erhebliche, die meist in der Verschiedenheit der Erziehung wurzeln; aber im wesentlichen haben wir viel Gemeinsames. Vor allem in der Befriedigung, das angeborene oder anerlernte Talent zu möglichst hoher Entfaltung zu bringen. Das klingt fast drollig bei Zirkuskünstlern, die auch wieder untereinander ihre Varietäten haben: aber in der individuellen Entwicklung zur Freude am Genuß spielt die Qualität des Talents keine Rolle.

Jeder Abend ist mir ein erneuter Genuß. Ich ängstige mich nicht mehr wie anfangs. Ich freue mich wie ein Kind auf die Vorstellung. Das Glücksgefühl einer berühmten Tragödin oder eines Dichters nach einer erfolgreichen Premiere kann nicht größer sein als das, was ich empfinde, wenn ich unter dem rasenden Beifall der Menge über die letzte Barriere in den Stallgang sprengte. Ich möchte behaupten, ich spüre dabei auch zugleich, wie Masuhma mit mir fühlt, wie sie sich gleich mir freut. Ich habe bisher nur bei meinen Pferden die Tierpsychie studieren können. Aber ganz gewiß ist bei einem edlen Pferde das Auffassungsvermögen um so höher, je feiner sein Nervensystem entwickelt ist. Die Nerven Masuhmas sind eigentlich sensibel; sie kann beispielsweise bestimmte Gerüche nicht ertragen. Auch störende Geräusche sind ihr unangenehm; als in die Box neben ihr einmal ein Krippenseger einquartiert wurde, machte der Lustton des Tieres meine arme Masuhma ganz krank. Bei aller sehnigen Kraft ist sie doch nur ein zartes Fräulein.

*

Ich ziehe auch den Imperator und die Pieselotte etwas mehr heran, um der Masuhma zuweilen einen freien Tag zu gönnen. Ein großes Vergnügen macht das Einstudieren neuer Tricks. Die alte Dressur berücksichtigt viel zu wenig die Eigenart der Tiere. Ein feinfühligter Araber muß anders behandelt werden als ein dickfelliger Auvergnate. Jedes Schema ist ein Fehler. Nur die Longe ist immer von nöten, die Freiheitsdressur immer der Anfang. —

Gott sei Dank haben die lästigen Besuche aufgehört, seit sich herumgesprochen hat, daß ich überhaupt niemand empfangen. In einer alten Theatermutter, Madame Lejeune, einer der Garderobieren, habe ich eine vortreffliche Dienerin gefunden. Sie wacht über mich wie der Engel vor der Pforte des Paradieses.

Bei der Truppe respektiert man mich auf das höchste. Dafür sorgen schon die Direktoren. Im allgemeinen halte ich mich auch dort ziemlich einsam. Nur mit einer Quadrillenreiterin, Clotilde Mans, die aus guter Familie stammt, komme ich öfters zusammen, und mit dem alten Clown Grjasi kann ich stundenlang plaudern. Dieser wunderliche Mensch soll ein entlaufener Mönch sein. Aber es wird hier viel gedichtet . . .

. . . Die Leserin überschlug rasch eine ganze Reihe von Seiten. Erst als sie das Stichwort 'Nimes' las, wurde sie wieder aufmerksam.

Nimes. Mit Daubets Tartarin-Geschichten und Mistral's Gedichten in der Tasche hier eingetroffen. Südfrankreich ist ein großer Garten. Nach dem geräuschvollen Treiben in Toulon und Marseille waren Aix, Avignon und Arles wonnige Ruhepunkte. Ich höre wieder die 'Muse rauschen' und vergnüge mich sonst damit, den Dialekt zu lernen.

Dem Zirkus ist das Amphitheater eingeräumt worden; aber die Vorbereitungen erfordern viel Zeit: die erste Vorstellung soll erst morgen abend stattfinden. Ich bin ein wenig ermüdet, vielleicht auch blasiert geworden. Alles in allem bereue ich meine Kaprizen nicht. Der Sport ist mir nun einmal mehr als Reizung — ist mir ein ewiger Jungquell, ein Genuß ohnegleichen — ich möchte sagen, ob es auch widerspruchsvoll klingt: eine geistige Erfrischung, an der der Körper teilnimmt. Und wie überreich an Reiz, Schönheit und bunter Abwechslung waren diese Fahrten durch die Lande! Wie haben sie meine Menschenkenntnis vermehrt, meinen ganzen Empfindungskreis erweitert. Die Unabhängigkeit meiner Stellung hat mir die Schattenseiten des Artistenlebens erspart, und dennoch habe ich so interessante Tiefblicke in das Dasein des fahrenden Volkes tun können. Ich meine, so recht hat es noch keiner zu schildern verstanden: nicht aus dem Innern heraus, aus der warmfühligen, leichtsinnigen und gutmütigen Seele. Ein paar Mitglieder haben wir verloren: Grjasi hat sich in einem Anfall von Melancholie erschossen; der Löwenbändiger Cooper ist von seinem Matho so zerfleischt worden, daß er zwei Tage darauf verstarb; die hübsche Clotilde ist in Neapel die Gattin eines Conte Marchi geworden. Andre sind dazugekommen: als angenehmster Neuling der Kunstschütze Wulff,

ein ehemaliger Student, als fatalster der Stallmeister Pierre, gegen dessen Frechheit ich mich schon in Marseille wehren mußte. —

Zuweilen überkommt mich das Empfinden, als sei es nun genug — als sei es Zeit, das Intermezzo abzuschließen. Wenn mir nur die Dobellis nicht so wahnsinnig in den Ohren lägen! Masuhma ist nicht mehr so frisch als sonst. Sie ist überanstrengt, ist wahrhaftig nervös geworden. Ich werde ihr hier Ruhe gönnen.

✱

Bin ich schuldig? Nein. Aber mein reines Gewissen hindert nicht, daß ich unfähig traurig bin. Leutnant de Cuvry hat sich gestern erschossen. Alle behaupten: meinetwegen. Ich habe ihn dreimal abgewiesen und seine Blumen und Geschenke zurückgeschickt. Ich habe ein einziges Mal mit ihm gesprochen und ihn sonst nur auf seinem Platz im Zirkus gesehen. Ich habe von seinen Briefen allein den ersten wahnsinnigen Liebeserguß gelesen. Ich kannte den Unglücklichen kaum. Und doch weine ich um ihn.

✱

Ich will auf acht Tage an die See. Ich fühle mich recht elend. Der Tod Masuhmas hat mich völlig krank gemacht. Ich behaupte, es ist ein Rachestück Pierres. Die Bestie im Menschen ist die ärgere.

✱

Le Grau du Roi. Hier am Meere finde ich die Ruhe wieder. Die Einsamkeit tut mir unaussprechlich wohl. Die Sonnenuntergänge sind zauberhaft; in Mondnächten bade ich zuweilen zwischen den Klippen. Meine Lektüre sind Peire Vidales Kreuzlieder und die Gedichte des Mönches von Montaudon. Aber am liebsten träume ich. Zum erstenmal im Leben spüre ich eine Neigung zur Schwermut. Kierkegaard sagt, Schwermut: Hysterie des Geistes. Ein Leid ohne Ursache, etwas Unerklärliches. Der Tod Masuhmas schmerzt mich; aber das ist es nicht. Es ist ein Weh, dessen Grund ich nicht kenne. Vielleicht ist das Plötzliche der Einsamkeit schuld daran, das Unvermittelte des Wechsels. Ich grüble zuweilen und frage mich: was nun? Werde ungewiß, ob richtig war, was ich als gut empfand. Die Gesetze der sogenannten Gesellschaft sind nicht bindend für einen, der sich freieren Geistes dünkt als der Gesellschaftsmensch. Aber 'freieren Geistes' ist auch nur ein Schlagwort, das die Alltagsweisheit erfunden hat.

Wenn mich die Dobellis nur nicht beständig mit ihren Depeschen langweilen wollten! —

✱

Algier. Also abgemacht: noch einen Monat in Algier, dann ade Zirkuswelt. Ich rüste bereits zu einer neuen Wüstenfahrt und freue mich auf die kommende Freiheit. So ein merkwürdiges Freiheitstierchen bin ich: selbst die weitgehende Unabhängigkeit, die mir bei den Dobellis gewährleistet ist, genügt mir nicht mehr. Ich habe auch die Lust an den Zirkusproduktionen verloren. Jedes Vergnügen erschöpft sich. —

Die Dobellis sind verzweifelt. Ich glaube es: ich bin in der Tat ihr Magnet. Das Geschäft ist glänzend. Bei mir die gewohnte Zernierung und die rasche Aufgabe der Belagerung, sobald man erfährt, daß ich keinerlei Besuche annehme. Madame Lejeune erzählt mir, irgendein Boshafter habe demzufolge Abscheulichkeiten über mich ausgesprengt. Ich lerne mit Eifer Arabisch oder vielmehr, ich nehme das Studium wieder auf.

*

Etwas Ernsthaftes. Ein Chasseuroffizier, Graf und ein hübscher Mensch, hat um meine Hand angehalten. Eine ehrliche Seele. Er gestand mir: seine Familie werde nie mit der Partie einverstanden sein, er werde auch den Abschied nehmen müssen. Aber er habe eigenes Vermögen, wolle sich in der Kabylie eine Farm kaufen und hoffe, mich glücklich zu machen. Ich habe nach Möglichkeit scharmant abgeschrieben. (Spätere Anfügung:) Wir sind noch gute Freunde geworden. —

Carlo Dobelli ist ein Hanswurst. Er hat gegen die Verabredung mein *nom de guerre* gelüftet. Gestern abend folgte mir ein Herr in den Stall und stellte sich als Verwandter vor: Generalkonsul Gudowitsch. Er bat formell um die Erlaubnis, mir seine Aufwartung machen zu dürfen — im „Familieninteresse“.

Das Familieninteresse hat gesiegt. Gudowitsch ist ein Vetter meiner Mutter. Er hat so lange in mich hineingeredet, bis ich ihm versprochen habe, mit den Dobellis zu brechen. Nun ist das Unglück groß. Der halbe Zirkus petitionierte: ich blieb fest.

Gudowitsch ist ein liebenswürdiger Mann. Ich glaube, er hat bei den Dobellis allerhand Erkundigungen eingezogen: sein Benehmen ist voll höchsten Respekts.

Ich habe meine Wohnung gewechselt. Madame Lejeune (untröstlich; dennoch, ein Hundertfrankbillett tröstete sie) ist durch eine Negerin ersetzt worden. Ich heiße noch immer Antoinette Laize. Es ist so unbequem, erst hundert Aufschlüsse geben zu müssen. Ende Januar will ich meine Reise antreten.

*

Durch Gudowitsch komme ich mehr in die Geselligkeit. Er ist Witwer, sehr reich und ein glänzender Sportsmann. Seinem Sich-

geben nach das, was man eine interessante Persönlichkeit nennt. Ich muß gestehen, daß es eine Lust ist, sich wieder einmal in gebildeten Kreisen bewegen zu können. Ich habe sie während der Dauer meiner ‚Kapuze‘ keinen Augenblick vermißt, denn ich bereitete mir selber genügend geistige Beschäftigung. Aber nun merke ich doch, daß dieses Zurückziehen aus der Welt, der man angehört, nicht ohne Nachwirkung bleibt: man wird leicht einseitig. Sich selbst leben und sich selber besitzen, ist sehr schön, doch das Empfindungsterritorium verengt sich, je mehr man die äußeren Einflüsse abwehrt. Man beschränkt sich schließlich auf die Reflexion.

Einigemal war ich bei Gudowitsch zu Gast. Immer nur in kleiner Gesellschaft: meist Russen und Franzosen. Die *comtesse d'honneur* eine unleidliche Person. Unbegreiflich, wie Gudowitsch diese verkörperte Poesielosigkeit, diese hagerste Prosa ohne Nerven-schmerzen um sich dulden kann. Er sagte mir, sie sei für ihn das ‚beruhigende Bewußtsein der Erdschwere‘. Süßlich, aber dunkel. Er liebt derlei Redewendungen.



Ich habe mir noch nie klargemacht, welchen Mann man schön nennen könne. Mir ist auch noch nie ein Mann als ‚schön‘ aufgefallen. Ich meine, Boris verdient dies Attribut. Er muß nahe an Fünfzig sein, ist aber von jugendlicher Elastizität. Die Uniform entstellt ihn; am elegantesten sieht er im Frack, am hübschesten im Reitdress aus. Die Ruhe seiner Bewegungen wirkt so angenehm. Auch seine Stimme hat etwas ungemein Einschmeichelndes ein sonores, modulationsfähiges Organ. Seine Sprache ist gewissermaßen unbewußt gewählt, nicht glatt geschliffen, aber wie getragen von feinem Bildungsbuß.

Wir reiten jetzt öfters zu zweit spazieren. Das sind immer genussreiche Stunden. Er hat mich gebeten, ihn nicht Onkel zu nennen; Wetter genüge auch. Ein klein wenig Eitelkeit schaut aus dieser Bitte heraus. Ich glaube, er ist eitel. Er posiert zuweilen ein wenig.

Ich fragte ihn einmal ganz harmlos: ‚Sag, wird man nicht über unsre gemeinsamen Ausflüge klatschen?‘ — Da antwortete er sehr verständig. Man soll dem Klatsch nie wehren. Widerstand entzündet ihn nur mehr. Endgültig verzehrt er sich selbst. Der gesellschaftliche Zwang ist nur insoweit berechtigt, als er eine bestimmte gesellschaftliche Kaste zusammenhält und sie vor der Invasion sozial minderwertigerer Elemente schützt. Aber sich innerhalb dieser Kaste aus formalen Scheingründen oder um dem Geschwätz zu entgehen, den freien Willen unterbinden zu lassen,

ist Unsinn. Wie imponiert man der Gesellschaft mehr als durch lächelnden Trotz. Sie wird zuerst schäumen und dann bewundern.

Er ist ein merkwürdiger Mensch und schwer zu beurteilen. Er kennt alle Literaturen, beherrscht alle Kultursprachen, ist auf allen Gebieten zu Hause. Er ist in der Tat von universaler Bildung. Und zuweilen entschlüpft ihm ein Ausdruck barbarischen Empfindens. Das ist mir um so unsäglich, als ich mich oft über sein ethisches Feingefühl gefreut habe, dessen reine Schönheit den ernstesten Mann wie mit einem Schimmer froher Jugend umkleidet.

Er hat etwas Wechselndes. Er ist ein scharmanter Causeur, ein ritterlicher Bewunderer der Frauen, ein gelehrter Forscher, ein Epikuräer, ein Asket. Er lebt dann und wann ein paar Tage lang nur von Wasser und Brot, um sich an die Möglichkeit der Entbehrung zu gewöhnen. Er schreibt an einem Kochbuch. Er kann vor Geist sprudeln und verzweifelt indifferent sein. Er haßt poetische Ideale als Unwirklichkeiten und ist selber Poet.



Man lernt an ihm. Die Seele reckt sich, der Geist nimmt höheren Flug. Oft reizt er zum Widerspruch. Er ist fabelhaft belesen, seine Bibliothek groß. Ich bat ihn um einige Bücher. Er schickte mir Machiavellis Fürstenspiegel, Buckles Zivilisation, Stuart Mills Hörigkeit der Frau und die Politik des Aristoteles. Seine Auffassung der Moral ist durchaus sozialistisch: der höchste moralische Zustand ist der der Freiheit und Gleichheit.



Gewiß hat Boris recht. Das, was wir Moral nennen, ist nichts als eine Überlieferung, der das ewig Bindende fehlt. Die kosmische Ordnung kann der moderne Geist anerkennen, doch nicht die übernatürliche, die in Zeiten erhöhterer Religiosität durch die Hoffnung auf unsichtbare Güter das Wesen der Moral beeinflusst. Der Begriff der Moral ist so wandelbar wie der soziale Zustand der Menschheit. Der Zwiespalt zwischen den tatsächlichen, klaren und sinnfälligen Erfahrungen des Lebens und den Forderungen der alten Moralgesetze drängt unwillkürlich zum Skeptizismus. Eindrücke sind stärker als Prinzipien, selbst da, wo das Gewissen der Regulator unserer Moral ist. Aber auch das Gewissen ist ein Produkt der Erziehung, die wiederum auf der Überlieferung basiert.



Boris ist von eigentümlich merkwürdigem Zartsein. Ich merke ihm das Glück an, wenn er mir eine kleine Freude bereiten kann. Gestern abend allein zu Haus; da habe ich mich allen Ernstes

gefragt: was tun, wenn er um deine Hand anhält? — Der Gedanke erregt mich. Liebe ich den Mann? — Lieben? Wenn die Sympathie die tiefste Quelle der Liebe ist, so liebe ich ihn.

Ich sah noch nie einen Mann, bei dem Wesensart und äußere Erscheinung sich so frappierend decken wie bei Boris. Kraftvoll wie seine Persönlichkeit ist seine Seele. Mit Durchschnittsmaßen wird man ihn nicht beurteilen können. Ich glaube, daß ich immer nur einen starken Mann lieben könnte, einen, dessen Stärke sich mir selber mitteilt.

Es ist so lochend, zu fühlen, wie er mich zu gewinnen sucht.

*

Gestern sprachen wir über meine Zirkuskapuze. Er gestand mir zu, daß er sie begreiflich fand. Es sei nur Egoismus von ihm gewesen, daß er in mich gedrungen, mich von den Dobellis zu trennen. Und dann sagte er etwas, was mich lange beschäftigt hat. Er sagte: „Daß du so unantastbar durch eine Welt geschritten bist, deren sittliches Empfinden auf der Weise deines Seelchens leicht hätte abfärben können, hat mich glücklich gemacht. Aber auch nur aus Selbstsucht des Herzens: wir lieben die unbeschriebenen Blätter. Doch frage dich, Marie: war das, was dich in deinem Milieu unantastbar hielt, Überzeugung des Gewissens oder die Wirkung bloß sozialer Moral oder war es sittliche Heuchelei?“ —

Nur wenige Zeilen. Noch zittert jeder Nerv in mir. Er hat mir seine Liebe gestanden. Nicht mehr leben können ohne mich — nicht mehr denken . . . es war ein Ausbruch rasender Leidenschaft, aber doch keine Exaltation, veredelt durch höhere Weihe, fühlbar im Säusen der sich übersprudelnden Worte — ein Sturm in der Morgenröte . . .

Er will keine offizielle Verlobung. Er haßt die langweilige Ethik in den Gesellschaftsformen. Er will den Dienst quittieren und seine Güter in Polen übernehmen. Bis dahin bleibt alles, wie es ist.

Nein, so bleibt es nicht. —

*

*

*

Die Lesende ließ das Buch fallen. Über ihre Wangen huschte ein blasser Schatten. Sie legte die Hände über das Gesicht; ein saches Beben ging durch ihren Körper.

Sie war sich längst klar darüber geworden und mußte es werden: sie hatte den Mann niemals wahrhaft geliebt. Er hatte alle Schätze seines reichen Geistes zu ihren Füßen gelegt und in den Blütenduft seines Gefühls das heimliche Gift verborgen, das die Widerstandskraft ihrer Seele lähmte. Er hatte sie mit allen Waffen

siegender Verführungskunst erobert, mit der verschwenderischen Fülle seiner Guldigungen, mit den Listen und Fallstricken seiner Philosophie, mit strategischer Beharrlichkeit, mit dem kühnen Mut seiner Kampfnatur. Er hatte sie besitzen wollen, weil er sie leidenschaftlich liebte. Aber er hatte den großen Gott geschändet. Er war ein Schurke.

Er starb infolge eines Sturzes mit seinem Pferde. Auf dem Totenbette schrieb er noch ein Kodizill zu seinem Testamente. Aus dem Testamente erfuhr man, was niemand aus seiner Umgebung wußte: daß er auf einem seiner Güter noch eine arme verlassene Frau besaß, von der er seit langen Jahren getrennt lebte, ohne gerichtlich von ihr geschieden zu sein. —

Marie ließ wieder die Blätter des kleinen Buches durch ihre Finger gleiten. Seite für Seite ein Schrei, Selbstanklagen, dann Resignation, dann furchtbare Bitterkeit; Seite für Seite zerstreute Tränenflecken. Sie las:

„Alles vorüber, ich kann wieder denken. Ich will wieder denken. Wie hat alles so kommen können? Ich weiß es. Es gibt nur eine Moral: die ruht nicht in der Freiheit und Gleichheit und ist unabhängig von den Flüchtigkeiten und Richtigkeiten wandelnder sozialer Begriffe; die ruht im Urteil des Geistes über unser Handeln.

Ich habe nicht lieben, ich habe verachten und hassen gelernt. Ich will Haß und Verachtung vergessen und will lieben lernen. Ich bin niedergebrochen und will mich wieder aufrichten. Ich habe viel geweint und will wieder lachen. Ich will von neuem leben.“ —

... Das war die letzte Aufzeichnung vor einer Reihe leerer Seiten. Dann kam ein Blatt, das nur die Eintragung enthielt. „Konstantinopel, 29. Juni. Mein Hochzeitstag.“ Auf dem folgenden Blatt war vermerkt: „Über ein Jahr habe ich das Buch ruhen lassen. Ein glückliches Jahr. Gefunden, was ich suchte: Vergessenheit, Frieden und Liebe. Heute aber kam die erste Mahnung: das Vermächtnis aus Petersburg. Ich wollte, man hätte mich nie gefunden. Otto spricht sich gegen die Ablehnung aus; ich fürchte zudem, sie würde erst wieder unnötig Staub aufwirbeln. Also bauen wir der Armut Hütten. Otto, wie liebe ich dich! Du mein Retter, mein Führer, mein guter Geist, ich will dir bis zum Tode dankbar sein...“

So weit hatte Marie gelesen. Da fuhr sie nervös zusammen und erhob lauschend den Kopf. Unten auf der Rampe wurde Hufschlag laut und das Rasseln eines Wagens. Die Haustür ging.

Otto kehrte heim. Marie warf das Buch in das Geheimfach ihres Schreibtisches zurück und ließ die Feder der Tür einspringen.

Dann erhob sie sich. Ein scheuer Blick galt dem Ofen. Ihr war, als sehe sie durch die Rachen noch immer das Aufhühen des weißen Lichtes, das zu züngelnden Flammen wurde, die langsam ein Bild zerfraßen.

„Heute nicht,“ flüsterte sie; „aber morgen — übermorgen — in meiner nächsten freien Stunde, da soll das Buch folgen . . .“

2 I

Am Tage nach der Wahl ging Otto Graetz die Berglehne hinauf, um sich den Stand der neuen Einschonung anzusehen. Es war prächtiges Herbstwetter, und oben auf dem Berge begann die Heide zu blühen. Zwischen den winzigen Kiefernspößlingen, die aus den braunen Erdrillen hervorschauten, dehnte sich ein Riesensfeld leuchtender Erika aus, ein großer lilafarbener Teppich über den weiße Falter flatterten und der Altweibersommer sein glitzerndes Maschennetz zog.

Graetz schritt langsam fürbass, wie müde. Er war auch müde. Die Nachricht, die er in aller Frühe von Herrn v. Gaderl über das Wahlresultat erhalten hatte, war wenig erfreulich. Noch fehlten einige Bezirke; aber schon ließ sich konstatieren, daß die Sozialdemokraten abermals einen erheblichen Stimmenzuwachs gewonnen hatten. Konservative und Deutschsoziale hielten sich vorläufig die Wage; wider Erwarten war auch eine starke Stimmenzerpflitterung eingetreten.

Graetz hatte die Hoffnung auf den Sieg noch nicht aufgegeben. Aber er wußte, daß auch der Sieg ihn wenig erfreuen würde. Es konnte sich immer nur um eine Stichwahl mit Lorenz Glasen handeln, und dann war der deutschsoziale Kandidat auf die Hilfe der Konservativen angewiesen. Sie würden, bis auf wenige Mißvergnügte, zweifellos für ihn stimmen; aber aus einem bitteren Pflichtgefühl, das die gereizte Stimmung gegen ihn nur noch erhöhen mußte.

Er hatte sich mitten in das Heidekraut auf die Böschung des Grenzgrabens gesetzt. Er war müde.

Die Sonne flimmerte über das Violett der Erika. An diesem heiteren Herbsttage schien sich kein Lüftchen zu bewegen. Die Stille in der Natur war so groß, daß man das leise Flattergeräusch der Heidefalter deutlich vernahm.

Ein Pferdewiehern ließ Graetz aufblicken. Er sah zwei Reiter in der Kirchbaumallee; sie hatten ihn erkannt und winkten ihm. Otto stand auf und legte die rechte Hand als Sonnenschutz über die Augen: es war der Alte aus Stockhausen auf seiner Karline, und neben ihm ritt Herr v. Gerlach. Der Barlsruher hatte sich

seit Beginn der Wahlkampagne nicht mehr sehen lassen; was wollte er? —

Otto ging den Herren entgegen. Sie sprachen von ihren Pferden und ließen die Gäule von dem alten Krampe halten, der seine Schafe zur Weide trieb. Otto lästete seinen grünen Filzhut. „Tag, Vater — die Ehre, Herr v. Gerlach . . .“ Man reichete sich die Hand.

„Gehen wir ein paar Schritt zurück,“ sagte der Feldrat, „ich habe mit dir zu sprechen.“

„Unangenehmes?“

„Ja.“

„Dachte ich mir. Erfreuliches gibt's nicht mehr. Schieß los, Papa.“ Der alte Herr hatte die Mütze abgenommen und sein rotes Taschentuch gezogen. Aber er sah nicht nach Kampfstimmung aus. Das Rotseidene war heute keine Kriegsfahne. Er tupfte sich den Schweiß von der Stirn.

„Die Wahl ist entschieden,“ sagte er. „Uhlenhausen hat mir telegraphiert. Stichwahl zwischen Barby und Clasen.“

Otto blieb ruhig. „Also unterlegen.“

„Mit wenigen Stimmen. Barby hat sechzehn mehr als du.“

Otto lachte auf. „Meine Rüttersdorfer,“ sagte er bitter.

Der Feldrat nickte. „Nun das Schlimmere. Ich bitte dich, Otto, rege dich nicht auf. Bleibe ruhig. Ein Lümmel hat sich eine unverschämte Äußerung über deine Frau erlaubt.“

Otto zuckte empor. Es war ein Ruck, der alle Muskeln spannte. Lohse flog über sein Gesicht. „Wer?!“ schrie er.

Herr v. Gerlach trat näher. „Verzeihung, Herr Rittmeister, wenn ich mich einmische. Ich war Zeuge der Szene und bin zu Ihrem Herrn Vater geritten, mit ihm zu beraten. Unser Wahlkomitee tagte gestern Abend in Rodnow. Es waren noch andre dabei: Fahrenheit, der den greulichen Banowski mitschleppte, der Obersteuereinkontrollleur, Mehner, Stiebede, Hahnemann, Robinski. Robinski war angefaßelt. Als von Ihnen gesprochen wurde, schlug er auf die Brusttasche und rief: Wenn der Rittmeister durchkommt, halte ich ihm den Brief unter die Nase, den ich bei mir trage! Ich wette, dann hat er genug. Es war ein Brief aus Petersburg, Antwort auf eine Erkundigung, ein häßlicher Klatsch, Ihre Gattin betreffend. Befehlen Sie, daß ich ausführlicher werde?“

„Ich bitte darum.“

Herr v. Gerlach atmete geräuschvoll auf; die Mission war peinlich. „Herr v. Robinski,“ sagte er langsam, „erfrechte sich, zu behaupten, Ihre Frau Gemahlin sei einmal Kunstreiterin gewesen, und ihre russische Erbschaft stamme aus dem Nachlaß

eines ihrer Verehrer. Er nannte auch den Namen des verstorbenen Generalkonsuls Gudowitsch in Algier . . .

Otto röchelte. Kein Tropfen Blut schien in seinem Gesicht. „O du Kanaille!“ ächzte er.

Der Feldrat legte seinen Arm um die Schultern des Sohnes. „Ruhe, Otto — Ruhe, mein geliebter Junge . . .“ Herr v. Gerlach nahm Ottos Hand und drückte sie herzlich. „Herr Rittmeister, ich stände nicht hier, wär' ich nicht der erste gewesen, der Verwahrung gegen diesen infamen Klatsch eingelegt hätte. Und ich blieb nicht allein. Warby, der Forstmeister, Mehner, Harbs, der Kolziger, Stiebede — die meisten waren entrüstet wie ich. Es gab eine — ja, eine recht lebhafte Szene. Warby und Feldbern gerieten hart aneinander. Schließlich wurde Robinski hinauskomplimentiert. Er hat mir heute früh eine Forderung zukommen lassen. Aber ich meine, zunächst haben Sie Ihre Sache mit ihm auszufechten. Da auch ich gefordert bin, kann ich mich Ihnen nicht als Kartellträger anbieten. Aber ich möchte meinen Volontär, Herrn v. Schwege, empfehlen, Reserveoffizier von den neumärkischen Dragonern . . .“

Otto strich mit der flachen Hand über Stirn und Augen. „Ich danke Ihnen, Herr v. Gerlach,“ entgegnete er, und er wunderte sich selbst darüber, wie ruhig er sprach; „ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre Beihilfe. Ich nehme sie an. Wir wären verpflichtet, die Angelegenheit erst dem Ehrenrat unsrer Regimenter vorzulegen. Ich verzichte darauf. Ich will keinen Aufschub. Haben Sie die Güte, Herrn v. Schwege zu instruieren. Harbs als Arzt; als Unparteiischen werde ich den Grafen Limbach bitten.“

„Ich möchte mich als Unparteiischen vorschlagen,“ sagte der alte Graez. „Herr v. Robinski wird ja wohl nicht daran zweifeln, daß ich trotz meiner Verwandtschaft mit seinem Gegner mir keine Begünstigung zuschulden kommen lassen werde. Wüßte auch nicht, wie das zu machen wäre . . . Jedenfalls möchte ich —“ der Feldrat würgte die Worte hervor — „möcht' ich dabei sein.“

„Vater,“ rief Otto in bittendem Tone; er sah die tiefe Bewegung des Alten. Doch der wehrte ab; seine in einem abgetragenen Reithandschuh stedende Rechte fuhr durch die Luft. „Daß gut sein. Wie soll die Forderung lauten?“

„Sehen Sie sich bitte mit dem Sekundanten Robinskis in Verbindung, Herr v. Gerlach. Mein Vorschlag ist: glatte Pistolen ohne Stecher, drei Kugeln, zehn Schritt Distanz. Rendezvous morgen früh sechs Uhr im Birkenwäldchen hinter dem Fuchsberg . . .“

Gerlach machte eine Notiz auf seiner Manschette. „Schön, Herr Rittmeister. Ich denke, Robinski wird einverstanden sein.“

Und wenn er reboziert? Wenn er sich hinter den Petersburger Brieffschreiber versteckt?"

"Er hat die Infamie weiter getragen, ich habe mich also an ihn zu halten. Zweifellos hat er die Verleumdung auch veranlaßt. Aus persönlicher Ränke, das ist mir ganz klar. Ich denke mir, er hat von der Verwandtschaft meiner Frau mit dem verstorbenen Gudowitsch etwas läuten hören und nun durch seine Freunde in Petersburg nachschnüffeln lassen — in der Hoffnung —"

"In der Hoffnung," ergänzte Herr v. Gerlach kopfnidend, "aus allerhand gesellschaftlichem Tratsch und Klatsch eine Waffe gegen Sie schmieden zu können. Ich entsinne mich: er sagte, sein Gewährsmann sei ein ehemaliger Konsulatssekretär, der sich wiederum auf das Zeugnis des Doktor Hadert berief —"

"Ah — des Doktor Hadert!" fiel Otto lebhaft ein; "er war zu Gast bei dem Wendhusener — ich bedauere, daß er nicht mehr hier ist — er hätte dies ganze Gewebe von Bosheit und Niedertracht mit einem Schlage zerreißen können. Er war Dragoman bei Gudowitsch und hat mit Marie harmlos über den Verstorbenen geplaudert . . . Und auf einen Ehrenmann beruft sich ein Schurke!"

"Darf ich mich empfehlen?" fragte Herr v. Gerlach. "Ich habe Eile, die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Es bleibt also bei der Beredung, Herr Rittmeister. Ich lasse Ihnen durch reitenden Boten die Antwort Robinskis sagen."

"Ganz einverstanden, Herr v. Gerlach — und nochmals tausend Dank . . ." Die beiden Männer schüttelten sich die Hände.

"Noch ein Wort, Otto . . ." Der Feldrat setzte sich auf einen breiten Grenzstein am Wege . . . "Du bist ein zuverlässiger Schütze —"

"Ich glaube nicht, daß ich fehlen werde, Papa."

Der Alte seufzte. "Vielleicht — vielleicht zielte ich auch aufs Herz . . . Dieser Bube!" — Er erhob sich wieder . . . "Otto, deine Frau darf vorderhand nichts von der Geschichte wissen. Auch die Mama nicht. Wenn alles vorbei — gut. Ja — und wenn nun alles vorbei ist, mein Junge . . . mein Verwalter schrieb mir neulich aus Brzgowiecze, daß es doch besser sein würde, wenn einer von uns mal 'n paar Jährchen die polnischen Güter bewirtschaften wollte — das Auge des Herrn täte viel . . . Na — Otto — und da meine ich — meine ich — übernimm doch die polnische Herrschaft und bringe sie ordentlich in Zug . . . da hast du schließlich ein noch größeres und reicheres Feld der Tätigkeit als hier — einen Poladen haben sie auch wieder in den Reichstag gewählt . . . du baust dir ein neues Herrenhaus in Brzgowiecze, es ist landschaftlich ja alles sehr schön — es ist eigentlich hübscher

als hier . . . Gott, mein Junge, es wird mir von Herzen schwer, dich fortzulassen — und die Marie — und die beiden süßen Bengels . . . ich darf gar nicht dran denken, was die Mama dazu sagen würde . . . aber nu' hast du dich hier doch mal so in die Messeln gesetzt — — Otto, ich will keine lange Fagen machen: du weißt, wie ich's meine . . ."

Die Tränen standen dem Alten in den Augen. Otto umarmte ihn. „Ja, Vater, das weiß ich. Was wird — davon später. Vorläufig will ich Gericht halten. Morgen früh um sechs. Adio — und grüß die Mama . . .“ Er ging. Er war in der Stimmung, weich zu werden. Das wollte er nicht.

Der Feldrat rief ihm nach. „Du — Otto . . . wenn du dem morgen gegenübersteht: die linke Schulter etwas zurück . . . das ist erlaubt. Nicht die ganze Brust bieten . . . Ich bin ja dabei. Gott behüt' dich, mein Junge . . .“

Als sie schon einige hundert Schritte auseinander waren, sahen sie sich gleichzeitig um. Der Feldrat ritt ganz langsam auf seiner Karline; er nickte, und Otto nickte freundlich zurück.

Otto schritt stark aus. Er hielt seinen Ziegenhainer fest in der Hand, so fest, daß die Haut über seiner Hand sich spannte und die Muskeln schwellen. Auf das Herz zielen, dachte er. Der Gedanke verließ ihn nicht. Auf das Herz zielen! —

Daheim wartete Marie mit dem zweiten Frühstück. Sie fiel ihm um den Hals und küßte ihn. „Vater und Gerlach waren hier,“ sagte sie, „sie wollten dir nach. Hast du sie getroffen?“

Otto nickte. „Liebling, laß abräumen — ich kann nichts genießen. Aber du . . . warte, ich setze mich zu dir —“

Sie umschlang ihn. „Otto, Papa hat es mir erzählt: du bist unterlegen. Um eine Handvoll Stimmen. Eine Niederlage, aber bei Gott, eine ehrenvolle. Kränkt dich das so? —“

„Nicht die Niederlage an sich, Kind. Ich habe ehrlich auf meinem Posten ausgehalten, habe auch tapfer gekämpft. Eine verlorene Schlacht ist keine Schande. Was mich kränkt, was mich elend macht — ja, elend, ist etwas andres. Es ist möglich, daß das, was ich erstrebte und wollte, voller Irrtümer ist. Ich glaube es nicht, denn ich wäre sonst nicht mit Begeisterung dafür eingetreten: immerhin, auch Ideale können Trugbilder sein. Aber an der Reinheit meiner Überzeugungen hätte man nicht zweifeln sollen. Das hat man getan. Man hat mir niedrige Motive untergeschoben, hat mich mit Schmutz beworfen, mit Bann und Interdikt belegt — auch vor der gemeinsten Verleumdung ist man nicht zurückgeschreckt. Ich habe ein gutes Stück Glauben an den Anstand und an das Rechtsgefühl derer verloren, die mir einst nahe standen . . . Aber das ist noch nicht alles. Ich verlor mehr. Ich

bin auch schwankend geworden in meinem Glauben an die Menschheit. An die Menschheit — wahrhaftig! Wir haben die Menschheit in unsern Leuten aufwecken wollen, haben sie aus der Verkommenheit emporgezogen, aus Dunkel zum Licht — und sie haben uns mit Undank gelohnt. Haben wir Fehler gemacht, ich bin kein Starrkopf, ich mache gern wieder gut, was tönicht war. Aber daß diese Leute eher auf einen hergelaufenen Bagabunden hören und einen Trunkenbold als auf mich, der sie mit Gut-taten überhäuft und dessen wohlmeinendes Streben sie doch zweifellos erkennen mußten: siehst du, das setzt ein so tiefgewurzeltes Mißtrauen voraus, daß ich — daß ich wirklich verzweifle! Mein Gott, was soll ich denn tun, um diesen Menschen die Binde von den Augen zu nehmen?! Ihnen die Binde belassen, damit sie im Finstern bleiben? — Ja, Marie, ich bin bankrott mit meinen Hoffnungen. Vater riet mir, Przhgowiecze zu übernehmen — da fände ich ein neues Feld der Tätigkeit. Es ist doch immer wieder das alte. Ich habe den Glauben verloren . . .“

Sie sah, daß seine Augen feucht waren, und sah die tiefe Schwermut auf seiner Stirn. Da nahm sie seinen Arm und zog ihn mit sich. „Komm,“ sagte sie, „ich weiß ein Allheilmittel. Ich weiß einen Sorgenbrecher. Komm mit . . .“ Sie sprang voran, öffnete das Kinderzimmer und schickte die Wärterin hinaus. Die beiden Buben krochen auf einem weichen Teppich umher und lachten und krächten, beide rosig und frisch und entzückend in ihrer täppischen Unbeholfenheit.

Marie schmiegte sich an Ottos Brust und schaute zu ihm auf. „Sieh hier, geliebter Mann,“ sagte sie voll inniger Bärtlichkeit, „das sind deine Glückstifter und ist dein Sonnenschein. Erlaube, ich zähle mich auch dazu. Fragst du mich: hierbleiben oder nach Przhgowiecze, ich würde dir antworten: hierbleiben und furchtlos weiterkämpfen! Der Sieg kommt doch einmal. Er kommt — und wenn wir auch nur den Grund legen, wenn wir auch nur den Samen streuen können, wenn wir nichts weiter tun als die Erde vorbereiten — die Ernte ist uns gewiß. Aber du bist der Herr, auch mir gegenüber. Ebenso gerne ziehe ich mit dir nach Polen, ebenso kampfgemut. Nur an dem Glück im Nest, da laß uns festhalten; an diesem hellen Sonnenfleckchen unter dem Sturmhimmel — an uns selbst! . . .“ Sie nahm die Buben, jeden auf einen Arm, und hielt sie dem Vater hin . . . „Otto, wir vier! Und nun sag noch, daß du den Glauben verloren hast und daß du verzweifelst an der Menschheit! . . .“

Er nahm die Buben und herzte sie ab. Keine Wolke lag mehr auf seiner Stirn — sein Antlitz strahlte. „Marie,“ sagte er weich, „wenn ich dich nicht hätte . . . Vergiß meine dummen Worte.“

Ich habe nichts verloren, denn ich habe euch. Ich bin so reich an Glück. . ."

Die Buben strampelten und wurden ungemütlich. Marie lachte. "Ich will die Galla rufen. Dann komm zum Frühstück, Otto, und dann wollen wir satteln lassen und in den Herbstwald reiten. . ."

Sie eilte voran. Otto folgte ihr. Wie ein Blitz schoß ein niederträchtiger Gedanke durch sein Hirn. Seine Züge wurden hart. "Ins Herz," murmelte er. —

— Zur selben Zeit spielte sich im Hause des alten Brettschneider ein seltsames Drama ab.

Wie immer in den letzten Wochen, so hatte Fritz auch am heutigen Tage in aller Morgenfrühe das Haus Piepmauls verlassen, nachdem er sich überzeugt, daß der Alte noch ruhig schlief. Er war seinen Arbeiten in der Kolonie nachgegangen und während der Frühstückszeit noch einmal zu dem Onkel zurückgekehrt, weil er gemerkt hatte, daß ihm ein kleiner Hornknopf fehlte, mit dem er den Bandsaum seines Hemdärmels zu schließen pflegte. Er glaubte, er hätte ihn auf dem Fensterbrett im Wohnzimmer Piepmauls liegen lassen.

Er ging über den Hof. Tittmann schirnte die Fuchse vor den kleinen Leiterwagen, um auf das Feld zu fahren. Weber er noch Fritz grüßte; die beiden wechselten kein Wort miteinander. Aber von dem Augenblick ab, da Fritz in das Haus trat, ging die Arbeit Tittmann merkwürdig langsam von der Hand; er zögerte und schien auf irgendetwas zu warten, kehrte in den Stall zurück, noch einen Riemen zu holen, puzte die schon an der Deichsel stehenden Fuchse mit der Kartätsche ab und säuberte sorgfältig ihre Hufe von den Spuren der Streu.

Inzwischen war Fritz in das Wohnzimmer getreten und suchte nach dem verlorenen Knopf, ohne ihn zu finden. Das Zimmer war noch nicht aufgeräumt; die Magd wurde immer fauler, Tittmann kümmerte sich um gar nichts mehr, es war eine heillosse Wirtschaft.

Lauschend blieb Fritz an der nur angelehnten Thür zum Nebenzimmer stehen. Schief Piepmaul noch? — Sicher nicht, sonst hätte man ihn schnarchen gehört. Fritz öffnete die Thür. Der Alte lag noch im Bett, bis zum Kinn zugedeckt, und die Zipfel des blauweiß gestreiften, dick mit Federn gefüllten Kopfkissens schlugen fast über seinem Gesicht zusammen. Nur die spitze, bläulich rote Nase schaute hervor.

Fritz trat näher. "Morgen Onkel," sagte er. Keine Antwort. Da drückte Fritz den Kissenzipfel zurück; seine Hand streifte die Wange Piepmauls; die Wange war eiskalt. Fritz sah, daß der Alte tot war.

Er war tot. Im ersten Augenblick, da Fritz dies erkannte, war ihm, als müsse auch ihm das Herz still stehen. Dann raste das Blut um so heftiger durch seine Adern, alle Pulse klopften wie fieberhaft. Der Onkel war tot, er der unanfechtbare Erbe: nun war Frieda sein! —

Aber als er Piepmaul näher in das fürchterliche Antlitz schaute, erschrak er. Der Tod mußte schwer gewesen sein. Dies Gesicht hatte nichts Menschliches mehr: es war fast schwarzblau, der Mund stand weit offen und zeigte einen dunkeln, zahnlosen Rachen, der Unterkiefer hing herab, die erloschenen Augen starrten gräßlich in unbekannte Weiten.

Es durchschauerte Fritz. Er wollte dem Toten die Augen schließen, griff auch schon nach einem Tuch, das Rinn aufzubinden: aber unwillkürlich stockten seine Hände. Erst der Arzt — der mußte den Totenschein ausstellen — bis dahin Nichtrühran... Fritz stürmte in den Hof. „Gezehl!“ rief er; „Bengel — Gezehl!“ — Sein Blick fiel auf Tittmann, der noch immer an den Pferden hantierte. „Wo ist Gezehl?“

Tittmann gab keine Antwort. Fritz wurde zornig. „Himmel-donnerwetter, jetzt ist keine Zeit zu alberner Lüscherei! Gezehl soll nach Rodnow fahren, den Doktor Harbs holen. Piepmaul ist tot.“

Jetzt schaute Tittmann auf; sein Auge blitzte, die Oberlippe schob sich zurück, so daß man den schwarzen Zahn in dem weißen Gebiß sah. „Was?“ sagte er, „Piepmaul tot? Na endlich. 's kommt dir wohl recht?“

Fritz zuckte mit der linken Schulter. „Daß deine dummen Bemerkungen. Wo steckt der Gezehl?“

„Auf der Wiese, er soll Asche streuen.“

Fritz schwankte. Sollte er selber den Gezehl holen? — Aber nein; er mußte das Haus bewachen, jetzt durfte keiner hinein. „Tittmann,“ sagte er bittend, „willst du nicht nach Rodnow fahren?“

Wider Erwarten nickte Tittmann. „Zu Harbs oder Wanowski?“ fragte er.

„Zu Harbs.“

Da schlug der Hund mit hellem, lang gezogenem Heulen an. Die kleine Hoftür ging. Wie auf ein Stichwort hin, wie auf Verabredung erschien Wanowski, in seinem grauen Havelock, den Schlapphut aus dem Kopfe, den Stock mit schwerer Silberkrücke (ein Stock des Herrn v. Albinus) in der Hand. „Morgen,“ sagte er; „na — was macht der Alte? — Hatte bei Klein-Pedide zu tun und wollte mich mal nach ihm umsehen. Famoser Kerl, der Piepmaul. Habe schon gehört, daß er die politische Ehre von

Rüttersdorf mannhaft gerettet hat. Liegt er noch in der Klappe?"

"Er ist tot," sagt Fritz.

Wanowski riß die Augen auf. "Pscakrew! Tot?! Seit wann denn?"

"Ich ging heute früh halb fünf fort. Da schlief er noch. Wie ich jetzt wiederkam, fand ich ihn tot im Bette. Vielleicht weiß Tittmann —"

"Nichts," sagte Tittmann und schüttelte den Kopf. "Seit vierzehn Tagen sprech' ich nicht mehr mit dem Alten. Wir haben uns verzannt. Heut hab' ich ihn überhaupt noch nicht gesehen."

Wanowski trat in das Haus, Fritz folgte ihm und nahm ihm in der Wohnstube den Mantel ab. Dann ging Wanowski an das Bett Piepmauls. Er stuzte schon, als er den Toten erblickte. "Wie sieht der denn aus!" murmelte er halblaut. Er schlug die Bettdecke zurück und begann die Untersuchung. Sie währte lange, Fritz stand indessen an der Türe; seine Gedanken weilten bei Frieda.

Wanowski deckte die Leiche wieder sorgfältig zu. Dann wandte er sich an Fritz und sagte in ruhigem Tone: "Herr Brettschneider, Ihr Onkel ist keines natürlichen Todes gestorben. Er ist gewaltsam erstickt worden."

Fritz wurde totenbleich. "Herr Doktor," stammelte er, "ich — ich verstehe nicht. Er — stirbt —?!"

"Ja. Die Erstickung an sich hätte auch die Folge eines Anfalls sein können, darüber haben wir ja öfters gesprochen. Das Atmungszentrum des Alten war schwer erkrankt, ein Lungenödem vor auszusehen. Hier liegt jedoch die Sache anders. Die fast schwarze Färbung von Lippen und Zunge, die hochgezogenen Knie und die zusammengekrümmten Finger haben mich zuerst stutzig gemacht. Entscheidend sind aber die Strangulationsmarken am Halse. Der Alte ist mittels eines Luches oder Rissens erstickt worden; man sieht hier deutlich die Eindrücke der Daumen, in denen sich Sugillationen gebildet haben. . ."

Fritz richtete sich fest auf und schaute Wanowski an. Er wußte ganz genau: er stand einem erbarmungslosen Feinde gegenüber. Aber er wußte auch, daß er gerade deshalb die äußerste Kaltblütigkeit bewahren mußte. "Soll ich zum Schulzen gehen, daß der Gendarm geholt wird?" fragte er.

"Tun Sie das," antwortete Wanowski. "Aber erst lassen Sie uns . . . Schlafen Knecht und Magd im Hause?"

"Nein, die schlafen im Stall."

"Aber Tittmann, nicht wahr? Wer hat mir denn erzählt, daß der Tittmann die Oberstube bewohnt —?"

„Ganz richtig, Herr Doktor: Tittmann schläft in dem Zimmer über der Kammer.“

„Rufen Sie ihn.“

Fritz ging hinaus. Tittmann stand noch immer bei den Pferden; er hielt jetzt einen Eimer Wasser in der Hand. „Tittmann,“ sagte Fritz, „Doktor Wanowski will dich sprechen.“

Peter stellte den Eimer hin und ging in das Haus. Hier hatte Wanowski die Tür zwischen Wohnzimmer und Kammer geschlossen. „Ich möchte ein paar Fragen an Sie richten, Herr Tittmann,“ begann er. „Sie schlafen oben in der Mansardenstube?“

„Ja wohl, Herr Doktor.“

„Und haben einen festen Schlaf?“

„Einen ganz miserabeln.“

„Piepmaul soll in der Nacht gestorben sein. Nach dem Befunde der Leiche ist der Tod wahrscheinlich zwischen vier und fünf heute früh eingetreten, jedenfalls nicht später. Es müssen Angstkrämpfe und starkes Röcheln und Stöhnen vorangegangen sein. Haben Sie etwas vernommen?“

Tittmann nickte. „Ja — so gegen vier. Da hörte ich hier unten ein lautes Poltern, als ob ein Stuhl umgefallen wäre. Darauf ein Rumoren, ich kann's nicht näher beschreiben: es war ein Rumoren. Kein rechtes Stöhnen. Aber ich habe nicht weiter darauf geachtet. Dann hörte ich bloß noch Tritte, hier in der Stube und im Flur; auch die Haustür ging. Das war Brettschneider; das wußte ich. Er geht immer um diese Zeit weg.“

„Und Sie selbst sind nicht in der Stube und in der Kammer Piepmauls gewesen?“

„Nein. Ich sagte Ihnen ja schon, ich hatte schon seit vierzehn Tagen nichts mehr mit ihm zu tun. Wir hatten kein Wort miteinander. Ich bin nachher nochmal eingeschlafen, dann hab' ich mir in der Küche meinen Kaffee gekocht und bin mit Hengel auf die Wiese gegangen, zum Düngerstreuen.“

„Gut, Herr Tittmann. Ich danke Ihnen. . .“

Peter ging wieder. Wanowski setzte sich auf einen Stuhl am Tische und schlug die Beine übereinander. „Hören Sie mich einmal an, Brettschneider,“ sagte er, mit seinem Hörrohr spielend. „Aber lassen Sie mich ruhig aussprechen; es hat gar keinen Zweck, daß Sie heftig werden. Und wenn Sie Lust verspüren sollten, mich anzufallen, so machen Sie sich auch klar, daß das die Verdachtsmomente gegen Sie höchstens verstärken könnte. Verdachtsmomente, so sage ich. Ich will sie zusammenfassen. Sie warteten auf den Tod Piepmauls. Das wissen alle im Dorfe. Vor einigen Wochen erst haben Sie dem Doppelschulze erzählt, Sie

hätten das Testament des Alten gesehen, das Sie zum Erben einsetzt. Schulze glaubte das nicht; und weil er es nicht glaubte, verweigerte er Ihnen nach wie vor seine Tochter. Nun wußten Sie anderseits durch mich, daß das Leiden Ihres Onkels sich möglicherweise noch lange hinziehen konnte. Inzwischen aber konnte Ihnen Ihr Mädchen entgehen — ja, Brettschneider, auch das war Ihnen bekannt, daß Doppelschulze mir die Hand seiner Frieda zugesagt — — aber Sie kalkulierten nicht ungeschickt: der verdrehte Alte wird ja wohl mit sich sprechen lassen, wenn man ihm erst als echter, rechter und tatsächlicher Erbe Piepmauls entgentreten kann. Allzu lange zu leben hatte Piepmaul ja sowieso nicht mehr — immerhin noch zu lange für Sie, denn Sie hatten Eile. Und da . . ."

Er streckte beide Hände vor, als fürchte er einen Angriff des jungen Mannes. Aber Fritz rührte sich nicht. Er stand mitten im Zimmer, sehr blaß, ein drohendes Wetter in den Augen, doch unbeweglich. Gerade diese starre Ruhe aber mochte Wanowski nicht recht behagen. Er erhob sich rasch, trat hinter seinen Stuhl und stützte sich auf die Lehne.

"Brettschneider," fuhr er fort, "wir sind Feinde. Die Gunst des Zufalls gibt mir im Moment Gewalt über Sie. Ein Verbrechen ist an Ihrem Onkel begangen worden, das wird auch der Gerichtsarzt ohne weiteres konstatieren, das wird die Sektion ergeben. Alle Indizien sprechen gegen Sie — selbst die scheinbar geringfügige Aussage Littmanns . . ." Jetzt machte Fritz eine rasche Bewegung; aber Wanowski winkte ihm. "Bitte," fuhr er fort, "ich bezichtige Sie ja nicht —" seine Hände umkrallten fester die Stuhllehne — "ich bin kein Ankläger — doch wenn ich gefragt werde, muß ich die Wahrheit sagen . . . Nein, ich muß es nicht, wenn ich nicht will . . ." Seine Stimme wurde leiser; er sprach fast flüsternd, aber Fritz verstand jedes Wort . . . "Wir sind allein. Ich schlage Ihnen ein Abkommen vor. Ich war der Arzt des Verstorbenen. Ich verpflichte mich, Ihnen laut Totenschein zu bestätigen, daß Piepmaul einem asthmatischen Anfall erlegen ist; der Tod ist durch Lungen Schlag eingetreten — Catarrhus suffocativus. Dann hat das Gericht sich nicht einzumischen; Sie begraben den Alten, verkaufen Haus und Hof, stecken Ihr reiches Erbe in die Tasche und siedeln sich irgendwo im Auslande an. Aber Sie verzichten auf Frieda. Ein Wort von Ihnen — und die Geschichte ist abgemacht . . ."

Fritz sprach dies Wort nicht aus. Man sah ihm nicht an, wie es in ihm gärte. Es kochte und brodelte in seinem Hirn. Nerven und Muskeln zuckten: er hätte sich am liebsten auf Wanowski gestürzt und ihn mit Fäusten und Füßen bearbeitet. Aber das

wäre Wahnsinn gewesen. Er mußte ruhig bleiben. Ruhig — du lieber Gott — wie sollte er ruhig bleiben, da man ihn eines Mordes beschuldigte! Wanowski log. Der Alte war wirklich einem Anfall erlegen, wie man es längst vorausgesehen hatte . . . Aber da sah Fritz wieder die Druckmarken an dem dünnen Halse, bräunlich angelauten und doch deutliche Vertiefungen, rot durchläutert . . . Er sah den Alten vor sich liegen, mit seinem geschwärtzten Gesicht und der aufgeschwollenen Zunge, dies gräßliche Gesicht, in dem die offenen Augen stumme Anklagen schrien . . . Er schauderte. Langsam begann sich vor seinem Blick die Stube zu drehen. Er fuhr mit den Händen an den Kopf. Was sollte er tun? Zum Schulzen eilen oder zum Inspektor Hellmann, der zugleich Amtsvorsteher war, und sie herbeiholen? Er war ja doch unschuldig — unschuldig . . . Er war in der Frühe fortgegangen, da hatte der Alte noch geschlafen. Und als er zurückgekommen war . . . Der Gedanke riß ab. Fritz sah Graetz mit seiner Gattin am Hause vorbeireiten. Im Nu war er am Fenster, öffnete es und rief hinaus: „Herr Rittmeister . . . ach, Herr Rittmeister entschuldigen . . . Wenn Herr Rittmeister doch einmal hereinkommen könnten! Der Onkel ist gestorben, und Doktor Wanowski sagt, ich bin sein Mörder! . . .“

22

Es war ein plötzlicher Einfall gewesen. Im Moment, da Fritz seinen Herrn gesehen, war es ihm jäh durch den Kopf geschossen: da ist deine Rettung! —

Seinen Ruf hatten auch noch andre gehört. Die Kinder, die auf dem Dorfplatze im Sande spielten, schauten verwundert auf. Wilhelm Krause, der zum Krämer wollte, sich eine neue Rolle Tabak zu kaufen, blieb stehen, fuhr mit der Hand über seine knollige Wundernase und machte große Augen. Hatte er denn recht gehört? Was schrie der Fritz? Piepmaul tot — und noch etwas wie Mörder!? — Krause schüttelte den Kopf. In seinen Ohren wuchsen dichte Haarbüschel; da hörte er schlecht. O Gott bewahre — Mörder! In Rüttersdorf war überhaupt noch kein Mord passiert . . . Da vernahm er die Stimme des Rittmeisters. „Krause — he! Kommt mal her, Alterchen, und haltet uns die Gänge! . . .“

Beide waren abgestiegen. „Begleite mich, Schatz,“ hatte Otto gesagt. Marie raffte ihr Reitkleid auf. Fritz öffnete ihnen die Haustür. Als er seine Herrschaft in die Wohnstube ließ, sah er, daß vor ihm Littmann eingetreten war. „Geh hinaus!“ herrschte er ihn leise an. „Ich bleibe hier,“ gab Peter ebenso leise zurück. Er stand am Kleiderschrank, hatte die Hände auf dem Rücken

gefaltet und beobachtete Wanowski. Nach dem wollte er sich richten.

Otto begrüßte Wanowski mit kurzer Kopfneigung. Er hatte einen Widerwillen gegen den Mann. Dann fiel sein Auge auf Littmann. „Wer sind Sie?“ fragte er.

„Mein Name ist Littmann,“ antwortete dieser in bescheidenem Tone.

„Ah ja ... Sie sind ...“ Ein scharfer Blick maß ihn von oben bis unten.

„Wir werden keiner als Zeuge bedürfen,“ wandte Wanowski höflich ein. —

Marie war an das Fenster getreten, mit dem Rücken gegen das durch die Scheiben fallende Tageslicht. Ihr Gesicht war aschfarben. Im Augenblick hatte sie Littmann erkannt. Aber im selben Moment fragte sie sich auch: kennt er dich wieder? — Es schien nicht so. Es lagen Jahre zwischen heute und damals — es waren absolut veränderte Verhältnisse ... Nochmals fragte sich die Ärmste zitternden Herzens: ist er es wirklich? Pierre, der Stallmeister — die Bestie, die Masuhma getötet — der elende Bursche, der einstmals deine Reitpeitsche gekostet hat? — Es war gar kein Zweifel: der schwarze Zahn im weißen Wolfsgebiß war sein Kainszeichen ... Da stieg eine furchtbare Bitterkeit in der Seele der jungen Frau auf. So hart, so grausam war das Schicksal, daß es sie über Meer und Land und Jahr um Jahr mit gleicher Erbarmungslosigkeit verfolgte, mit der Wut der Erinnern, die ihr Opfer nicht loslassen, bis es unter ihren Krallen verblutet ... Sie hob langsam die linke Hand, um sie gegen das laut pochende Herz zu pressen. Nur still, du mein Herz — er erkennt dich nicht ... Scheu flog ein rascher Blick zu dem Einäugigen hinüber. Sicher, er kannte sie nicht wieder. Er hatte sich vor ihr verbeugt, ohne mit der Wimper zu zucken. Er erkannte sie nicht ...

Otto hatte seinen Reitstock auf den Tisch gelegt. „Also nun,“ sagte er: „was ist passiert? Sprechen Sie, Brettschneider.“

Fritz erzählte. Er habe den Onkel tot aufgefunden; Doktor Wanowski sei zufällig im Dorfe gewesen und habe konstatiert, daß der Alte erstickt worden sei. Er habe auch gesagt, allen Indizien zufolge könne nur er, nur Fritz, der Mörder sein; aber er habe sich angeboten, das Verbrechen zu vertuschen, wenn Fritz auf sein Mädchen verzichten und auswandern wolle ... Es war schwer, der Erzählung des Erregten zu folgen, der die Worte hervorsprudelte und zwischen jeden Satz die Beteuerung seiner Unschuld einschob. Dennoch verstand Otto: Hellmann hatte ihm gelegentlich bei einem Ritt über die Felder von der Nebenbuhlerschaft der beiden geplaudert.

Wanowski hatte ruhig zugehört; nun nahm er das Wort. „Es wäre lächerlich, wollte ich mich gegen diese Insinuationen verteidigen,“ sagte er hochmütig. „Daß ich um die Frieda Schulze angehalten habe, bestreite ich keinen Augenblick. Wenn aber dieser Bursche es wagt, mich gewissermaßen zu seinem Mitschuldigen machen zu wollen —“

Er kam nicht weiter. Fritz sprang ihm mit heiserem Aufschrei an die Brust. „Wollen Sie lügen — lügen!“ leuchtete er und schüttelte ihn. Otto riß ihn zurück. Er packte ihn mit beiden Fäusten und zerrte ihn von dem andern fort. „Ich bitte mir's aus, Brettschneider,“ sagte er in befehlendem Tone; „keine Prügelei, so lange ich hier bin!“

Fritz zupfte sich Rock und Weste zurecht. „Verzeihung, Herr Rittmeister,“ stammelte er, „— ich konnte nicht anders . . .“

„Bezwingen Sie sich und nehmen Sie Rücksicht auf die gnädige Frau,“ entgegnete Graetz scharf. „Herr Doktor Wanowski, Sie haben untrügliche Beweise, daß der alte Brettschneider ermordet worden ist?“

„Untrügliche, Herr Rittmeister. Vor allem die Strangulations-eindrücke. Überzeugen Sie sich selbst.“

Er öffnete die Thür zur Kammer und ließ Graetz voran. Dann trat er an das Bett, legte den Kopf des Toten ein wenig zurück und entblößte den Hals. In diesem Augenblick fiel aus den Rissen ein leichter Gegenstand zur Erde und hüpfte noch einmal auf. Graetz bückte sich. „Ein Hemdenknopf,“ sagte er.

Wanowski nahm den kleinen Hornknopf zwischen die Finger und warf dann einen Blick auf die Leiche. „Aber nicht von dem Toten,“ erwiderte er. „Der Alte trug gar keine Hemdenknöpfe.“

„Vielleicht hilft uns das auf die Spur,“ wandte Graetz ein. Er rief Fritz heran. „Wissen Sie, wem der Knopf gehört?“ fragte er.

„Jawohl, Herr Rittmeister,“ entgegnete Fritz ohne Besinnen, „er gehört mir. Ich hatte ihn heut früh in der Wohnstube, in der ich schlafe, liegen lassen und habe ihn später gesucht, aber nicht gefunden.“

„Aha,“ sagte Wanowski und lächelte.

Graetz schaute Fritz fest in die Augen. „Brettschneider, der Knopf lag im Bette Ihres Onkels. Das ist notorisch. Sie müssen doch wissen, wie er dahingekommen ist.“

Fritz starrte Graetz und starrte Wanowski an. Er faßte an seine Stirn. „Mein Gott,“ stotterte er, „— bin ich denn verrückt?! — Im Bette — hier — hier im Bette lag er?“

„Ganz recht,“ sagte Wanowski, und ein Blick unauslöschlichen Hasses traf Fritz. „Es scheint mir auch klar, wie er dahin ge-“

kommen ist. Sie haben ihn verloren, als Sie das Kopfstissen über den Alten warfen. Piepmaul mag sich gewehrt haben, soweit er konnte. Ein Stuhl fiel um. Das hat Tittmann oben in seiner Stube gehört . . .

Fritz drehte den Hemdenknopf in seinen Fingern hin und her. Seine Gedanken verwirrten sich. Er versuchte sich zu fragen: wie kam's, daß der Knopf im Bette Piepmauls lag? — Der arme Teufel zermarterte sein Hirn. Als er gegen fünf Uhr fortgegangen war, hatte er durch die Kammertür geschaut und das Schnarchen des Alten gehört. Er war gar nicht an das Bett herangetreten. Es war also nur möglich, daß irgendeiner mit Absicht diesen verräterischen Knopf in das Bett des Onkels gesteckt hatte . . . Und da kam ihm auf einmal eine jähe Erleuchtung. Wortlos stürzte er vor der Kommode im Wohnzimmer nieder, zerrte das unterste Schubfach heraus und fuhr mit dem Arm in die Höhlung. Da lag noch die Kopie des Testaments — aber das Rubert mit den Hundertmarkscheinen fehlte.

Er stand wieder auf. „Herr Rittmeister,“ sagte er unter hastigem Atmen, „so wahr mir Gott helfe: ich bin unschuldig. Aber ich weiß, wer den Alten umgebracht hat — kein anderer als Tittmann! . . .“ Nun schrie er heraus: „Tittmann — ja, du! Du hast gesehen, wo Piepmaul sein Geld versteckt hat — das hast du gestohlen und hast den Verdacht auf mich gelenkt! . . .“ Ein Bittern überlief ihn; er stand mit geballten Händen da, und seine zornigen Augen schienen Tittmann zermalmen zu wollen.

Ein wenig es färbten die Wangen des Einäugigen sich heller. Aber er lächelte nur spöttisch. „Du bist verrückt,“ sagte er; „hätte ich Piepmaul bestehlen wollen, ich hätte es hundertmal gekonnt . . .“ Ein Ausdruck des Staunens malte sich auf seinem gelben Gesicht. Er war einen Schritt vorgetreten, jetzt trat er wieder zurück, bis er den Schrank im Rücken fühlte. Marie näherte sich ihm. Ihre Stirn war finster, ein Zug harter Entschlossenheit lag um ihren Mund; ihre Hand rührte an seiner Brust. „Schurke, was leugnen Sie!“ sagte sie; „da — da hängt ja noch ein Büschel von dem weißen Haar des Ermordeten . . .“

Otto und Fritz sprangen herbei. Um den zweiten Knopf der Jacke Tittmanns hatten sich ein paar eisgraue Haarsträhnen gewickelt. Nun aber gab es für Fritz keine Rücksichten mehr. Er packte Tittmann und warf ihn zu Boden und zerrte dem Schreien den die Jacke vom Leibe. „Aufheben, Herr Rittmeister,“ rief er, „das ist wichtig!“ — Es war ihm noch nicht genug. Er kannte die Stelle, wo Tittmann seine Brieftasche trug. Er kniete auf die Brust des sich vergeblich Wehrenden, riß ihm die Weste auf und fuhr in die innere Tasche. „Da!“ rief er, „hattest du keinen

besseren Verstand?! O du Hund, o du Esel! . . ." Er schwang ein graues Kuvert in der Hand und schleuderte es auf die Erde. „Das ist das Gestohlene!" — Er sprang wieder auf. „So . . . und nun lüge weiter!" —

Das alles hatte sich binnen wenigen Minuten abgespielt. Wanowski saß auf der Armlehne des schwarzen Ledersofas; grüne Schatten liefen über sein Gesicht, ein tödlicher Blick streifte Marie. Was in der verlorenen Seele des Polen sich regte, spiegelte dieser mutterföllige Blick wider. Aber der Mann rührte sich nicht; er wartete ab: seine Stunde sollte noch kommen.

„Stehen Sie auf, Tittmann," befahl Graek. „Sie sehen, daß Ihnen ein Zeugnis nichts mehr nützt. Also heraus mit der Wahrheit!" —

Tittmann stand wieder auf seinen Füßen. Der schwarze Tuchfleck, der sein fehlendes Auge verdeckte, war herabgefallen: man sah die leere, rote, entzündete Höhlung; aber das lebendige Auge leuchte. „Ich lüge nicht," stieß er hervor; „das ist alles Unsinn. Die paar Haarsträhnen — beweist mir doch, daß sie von dem Alten sind! Und wenn auch — ich habe mich neulich mal mit Piepmaul gezanzt, wir haben miteinander gerauft, haben uns an die Köpfe gekriegt — daher vielleicht . . . Nichts kann mir bewiesen werden! . . . Das Geld hat mir Piepmaul geschenkt — ich kann es beschwören!"

„Die Untersuchung wird's ja ergeben," sagte Graek. „Brettschneider, bringen Sie den Mann vorläufig im Spritzenhaus unter und benachrichtigen Sie Hellmann, daß er an den Staatsanwalt telegraphiert."

„Zu befehlen, Herr Rittmeister."

Tittmann stieß einen gurgelnden Laut aus. „Oho!" schrie er, „Spritzenhaus! Auf wessen Befehl? Ich bin nicht Ihr Untergebener. Ich gehöre nicht zu Rüttersdorf. Ihre Frau —" er lachte schrill auf — „Ihre Frau will sich bloß an mir rächen, weil ich weiß — weil ich weiß, wo sie herkommt! He — mademoiselle Antoinette, vous souvenez-vous encore de notre engagement chez les Dobelli?! Sapristi, das war eine lustige Zeit — und wir haben alle bedauert, als Sie Seine Exzellenz der Herr v. Gudowitsch aus dem Birkus nahm, weil er sein Liebchen für sich haben wollte . . ."

Es entstand eine kurze schreckhafte Stille. Für einen Moment schloß Marie die Augen; ihr Hirn schien sich plötzlich alles Bluts zu entleeren, ihre Stirn wurde schneeweiß. Ein Miß ging durch ihr Herz; es sprang etwas in ihr. Alles war vorbei: Glück, Lieben und Leben. Satan hatte gesprochen.

Graek stand vor Tittmann, gerecht, mit bebenden Gliedern

einen Flammenschein in den Augen. Seine rechte Faust hob sich — da duckte sich der Schurke vor ihm und entwich mit heiserem Angstlaut. Mit krummem Rücken, wie ein furchtsamer Hund, kroch er zu Wanowski hinüber.

Marie legte ihre Hand auf Ottos Arm. „Komm,“ sagte sie sanft, „du besudelst dich nur.“

„Ja, mein Kind, du hast recht . . .“ Er wandte sich an Frits. „Brettschneider, Sie sorgen mir dafür, daß der Schurke nicht etwa entkommt. Sie haben Kraft, wenden Sie nötigenfalls Gewalt an.“

„Er entschlüpft mir nicht, Herr Rittmeister,“ erwiderte Frits und lachte. Es war ein helles und fröhliches Lachen. —

Draußen hielt Krauses Wilhelm noch immer die Pferde der Herrschaft. Ein Kreis von Kindern hatte sich um ihn geschart. Auch ein paar Bauern waren hinzugetreten: Bernbaugust, der kleine Kurnick, der Doppelschulze. „Was ist denn los, Willem?“ — „Pst,“ machte Krause und deutete auf die Wohnstubenfenster Piepmauls.

Am Ausgange des Dorfes bligte etwas im Sonnenschein. „De Schandarm,“ sagte ein flachköpfiger Bube. Ein Wagen rasselte heran: die kleine Strohwiege des Bürgermeisters Mehner aus Rodnow; neben ihm saß Doktor Harbs. Ein großer Leiterwagen ratterte hinterher; rechts und links trabten zwei Gendarmen zu Pferde.

Marie und Otto traten aus dem Hause des alten Brettschneider. Mehner sah sie und ließ halten; er kletterte mit Harbs aus dem Wagen, er stürmte mit seinen fetten kleinen Beinen über den Platz.

„Herr Rittmeister — Herr Rittmeister Graetz!“

„Ja —? — Ah, Sie, lieber Bürgermeister — und mit großer Eskorte. Sie kommen mir gerade recht . . .“

Der Bürgermeister zitterte vor Aufregung. „Herr Rittmeister, der Wanowski soll hier sein. Haben Sie den Menschen gesehen. Er soll hier sein.“

Graetz wies nach rückwärts. „Da drin, lieber Bürgermeister. Was ist los?“

Mehner wisperte geheimnisvoll: „Ganz toll, Herr Rittmeister, ganz toll . . . Albinus hat sich erhängt. Gräßlich! Erhängt. In seinem Salon an einem Kronleuchter. Unter seinen Füßen fünf dicke Folianten, Paracelsus' 'Gesammelte Werke', die hat er umgestoßen — es ist grauenvoll . . . Sein alter Diener brachte die Meldung — hat ausgesagt, der Wanowski habe seinen Herrn in den Tod getrieben — durch seine verfluchten Mixturen und die blödsinnigen Experimente . . . Gott im Himmel, was der Diener alles erzählt hat! . . . Harbs hat Arzneien und Rezepte

gefunden, die den Wanowski schlankweg dem Staatsanwalt überliefern — sagt er —

„Schlankweg,“ wiederholte Harbs, der hinzugetreten war. „Mortotische Gifte, Belladonna, Eisenhut, Opium, Datura und Solium — in wahnsinnigen Zusammensetzungen. Lieber Rittmeister, ich behaupte, das ganze Zeug hat dem Wanowski nur dazu gebient, die nervöse Reizbarkeit seines Patienten zu erhöhen, die Suggestibilität — ich behaupte, der Wanowski hat in verbrecherischer Weise seinen hypnotischen Einfluß ausgeübt — ich werde das beweisen —“

„Wo ist der Kerl?“ wisperte Mehner und machte Augen wie ein Henterknecht, der auf sein Opfer wartet. „Hier drüben? Wem gehört das Haus?“

„Dem alten Brettschneider,“ erwiderte Graep. „Sie sind zur rechten Zeit gekommen, lieber Herr Mehner. Es gilt noch einen zweiten Fang . . . Marie, reite bitte voran — nach Haus. Ich komme sofort nach — ich will nur dem Bürgermeister helfen, seine Pflicht zu erfüllen . . .“

Marie saß wieder zu Pferde. Sie grüßte die Herren. Otto hatte ihr die Hand gereicht. Sie hätte diese Hand festhalten können — lange — lange . . . Sie drückte sie, als sei es ein letzter Abschied. Sie haschte nach seinem Blick . . . Er schritt schon mit Harbs und Mehner die kleine Treppe zu Piepmauls Hause hinauf. Der Menschentreis hatte sich vergrößert. Durch die Luft waren seltsame Gerüche geflogen. Die Weiber eilten herbei. Sie kamen vom Herd, die Gesichter vom Feuer gerötet, und wischten sich mit ihren Schürzen und dem Rockzipfel den Schweiß ab. Der Pastor war an den Gartenzaun getreten. Gendarmen im Dorf? — Er rief seine Frau. „Mutter, sind das nicht Gendarmen?“ — „Ja natürlich, Vater, das sind Gendarmen . . .“ „Ja, was wollen die denn? . . .“ „Ja, Vater, ich weiß auch nicht. Es wird gestohlen worden sein . . .“ Der Pastor lächelte und schüttelte den Kopf. „Nein, Mutterchen, das kommt bei uns nicht vor . . .“ Von nebenan, aus dem Gehöft des Kantors, raste ein gelber, stichelhaariger Hund mit wütendem Gefläch gegen die ihn befremdende Menschenansammlung los. Jetzt wurden auf allen Höfen die Rüter rebellisch; ein großes Geheul begann. Vor dem Stall Piepmauls saß Blubber, streckte den Kopf empor und antwortete mit langgezogenem Jaulen. —

Marie ritt im Schritt, mit hängendem Bügel, nach dem Schlosse zurück. Sie sah die Dorfstraße hinab, sie sah das ganze Dorf vor sich — im gelben warmen Lichte dieses freundlichen Herbsttages, das einem heiteren Lächeln auf dem Antlitz eines alternden Mannes glich. Schwer wie ein Stein hing ihr das arme Herz

in der Brust. Hier hatte sie glückselige Tage verlebt, hier hatte sie sich wiedergefunden. Das war das stille Eiland, auf das sie sich nach dem großen Sturme gerettet — und nun kam eine „Welle von drüben“, brandete die Vergangenheit zurück, überströmte das Meer ihre Insel und spülte sie selbst mit sich fort.

Sie ritt in den Park ein. Das Laub färbte sich schon. Die großen Akazien redeten ihre wunderbar gekrümmten Äste und ihre voll schwarzer Schoten hängenden Zweige hoch über die Fliederbockstatts. Von den Kastanien fiel zuweilen mit leichtem Aufschlag eine Frucht mit zerplatzter Hülse zu Boden. Der wilde Wein hing dunkelrot über die Sandsteinumfassung der Terrasse herab. Mit einem einzigen tränenschweren Blick umfaßte Marie das alles. Sie hatte hier ihre besonderen Lieblinge: einen Christusdorn, der einem Auschnitt aus einem japanischen Farbendruck glich — ein paar Rosenstämme, die sie selbst okuliert hatte, eine junge Eiche mit weißgefleckten Blättern, eine Platane, die auf Rotdorn gepfropft worden war . . .

Use stand auf der Rampe: er hatte die Herrin schon am Parktore gesehen. Da zwang sie sich zu einem Lächeln.

„Wir sind nicht weit gekommen, Use,“ sagte sie beim Absteigen. „Der Herr hat noch im Dorfe zu tun. Bitten Sie ihn, er möge mich in einer kleinen Stunde in seinem Arbeitszimmer erwarten: ich bin abgespannt und will mich erst ein wenig ausruhen . . .“

Sie ging in die Kinderstube. Die Zwillinge schliefen, die kleinen Häufte gegen die Wangen gedrückt, Hans-Jochen mit einem winzigen Fältchen auf der Stirn, Hans-Jürgen lächelnd. Marie küßte sie; sie rührten sich nicht. Sie blieb noch einen Augenblick zwischen den Bettchen stehen — dann lief sie davon. Sie lief — es war wie eine Flucht.

Schwer atmend warf sie sich in ihrem Zimmer auf die Chaiselongue und sprang hastig wieder empor. Sie öffnete das Geheimschloß ihres Schreibtisches und nahm ihr Tagebuch heraus. Wie gut, daß es noch sprechen konnte! Dann setzte sie sich, griff zur Feder und schrieb:

„Geliebter Mann! Jede Schuld rächt sich. Es war meine Schuld, daß ich eine Heimlichkeit im Herzen trug, die ich mich schämte, Dir einzugestehen — und nicht allein schämte: ich fürchtete mich auch. Einmal war ich nahe daran. Entsinne dich des Frühlingsmorgens als wir von der Birchhahnbalz heimkehrten. Da erzähltest du mir, daß Du auf Bills Anraten Erkundigungen über mich eingezogen habest, ehe wir uns heirateten — und ich fragte Dich: wenn die Antwort Ritchies nun ungünstiger ausgefallen wäre, was hättest Du getan? Du zogst mich an Dich und küßtest

mich und sagtest: alles hätte meine Liebe verziehen und überwunden. Überwunden, so sagtest Du. —

Ich habe eine Dummheit begangen, keine Sünde: ich habe im Drange meiner abenteuerlichen Laune und in der Freude an meiner Sportpassion zwei Jahre einen Zirkus begleitet. Das beiliegende Tagebuch gibt Dir darüber Auskunft. Es wird Dir noch mehr erzählen. Ich bin in die Gewalt eines Menschen geraten, der ein Verbrechen an mir beging.

Lies mein Tagebuch und dann urteile: nach Deinem Gewissen, doch auch nach Deinem Herzen. Ich erwarte Dein Urteil. Ich will mich gedulden; ich will mir selbst eine Frist setzen. Otto, bis fünf Uhr warte ich auf Dich: auf meinen Richter — nein, auf meinen Erlöser.

In ewiger Liebe
Deine Marie.

So war es genug . . . Sie warf die Feder hin, nahm Brief und Buch und ging in das Arbeitszimmer ihres Mannes. Dort legte sie beides an auffallender Stelle auf seinen Schreibtisch. Auf diesem Schreibtisch stand eine Stuhluhr. Als Marie das Zimmer wieder verlassen wollte, schlug die Uhr dreimal an.

Marie warf einen Blick auf das Zifferblatt, das in ihr Armband eingelassen war. Sie nickte: beide Uhren stimmten auf die Minute überein.

Sie kehrte in ihr Gemach zurück, trat an das Fenster und schaute in den Park. Durch die schnurgerade Einfahrtsallee und das offene Tor konnte sie bis auf den Dorfplatz sehen, auf dem heute ein reges Leben herrschte . . . Da stieg Otto zu Pferde . . . Langsam Schrittes kam er näher. Aber ganz plötzlich wurde aus dem Schritt ein wilder Galopp. Marie vernahm den Hufschlag auf dem Pflaster der Terrasse und hörte die Stimme ihres Mannes . . .

Sie zog sich für einen Augenblick vom Fenster zurück; sie wollte nicht, daß sein Blick sie trafe. Dann setzte sie sich in den Erker und schaute hinein in das salbe Laub der Bäume, die draußen ihre Wipfel wiegten. Noch sprangen ihre Gedanken hin und her. Ist diese Welt eine gerechte? Gibt es eine Versöhnung, die auf Adlerschwingen sich über den Menschengeiß hebt? Ist es ein Gott, der die Herzen lenkt? —

Mit dem Moment, da sie Algier verließ, lag ein Leben hinter ihr. Ein neues Leben begann. Aber nicht nur vorwärts führten die Wege — immer wieder zeigten sich Gewalten, die sie nach rückwärts zerrten. Bleischwer hing das, was war, an ihren Sohlen, und immer von neuem tauchte ein Bild der Vergangenheit auf,

Länder und Zeiten überholend. Es gibt keine Letztes, es gibt kein Vergessen.

Es gibt kein Vergessen. Auch für ihn nicht. Langsam kehrte der seelische Ausgleich zurück. Alles stand klar vor ihren Augen: er würde vergeben, doch nicht vergessen. Das hatte sie sich hundertmal gesagt: das konnte er nicht. Seine Erziehung, seine Ergriffe, sein Wesen, seine ganze Natur widersprachen der Möglichkeit, daß er vergessen würde — wirklich vergessen. Und damit war ihr Geschick besiegelt. Ein Leben nebeneinander, ohne das reine, fledenlose, ungetrübte Glück tiefer und hingebender Liebe, das war kein Leben mehr. Das war kein Leben mehr, von Tag zu Tag voll bebender Angst in des andern Auge spähen zu müssen, ob da nicht eine wehe Erinnerung wach werde — bei jedem raschen Wort, bei jeder zärtlichen Berührung, bei jedem Kuß heimlich zu zittern — sich ewig zu sagen: er kommt niemals, nein niemals darüber fort — — das war kein Leben mehr . . . !

Ihr Blick schweifte über das bunt schattierte Blättermeer des Parks, das fast bewegungslos sich unter dem blauen Himmel dehnte. Herbststimmung: aber eine unsagbar friedliche, ein freundlicher Zauber, eine stille Heiterkeit, in die sich ganz, ganz leise ein Hauch von Melancholie mischte wie ein Gedanke an baldiges Scheiden.

Rascher klopfte ihr Herz und lebendiger pulsierte ihr Blut: die Freude am Dasein sträubte sich gegen den Gedanken des Scheidens. Sie war noch so jung — und sie liebte . . . War denn die Liebe nicht die demantene Brücke über die Widersprüche des Empfindens? War die Liebe nicht die große Überwinderin? — Dies Wort Ottos: „Alles hätte meine Liebe überwunden,“ kam ihr immer wieder zu Sinn. Und zugleich stiegen auch die Zweifel auf, schwarze Schatten, die durch ihre Seele strichen. Sie kannte ihn, seine tausend guten Seiten und auch die starke Macht des Vorurteils, die sein ethisches Gefühl beeinflusste. Es ist die grundlegende Wahrheit aller Sittengesetze: das sittliche Urteil richtet sich nicht auf die Handlung, sofern sie geschieht, sondern sofern sie gewollt ist; nicht auf das Tatsächliche selbst, sondern auf das Innere der Gesinnung, aus der sie geboren wurde. Aber dieses sittliche Urteil wird hundertfach verschieden ausfallen je nach dem Maße der Einsicht, nach der Weite des geistigen Horizonts, nach der Größe der gesellschaftlichen Freiheit. Und gerade der ungeschriebene Roder der Gesellschaft ist ein stärkeres Gewicht in der Wage der Gerechtigkeit als das Gesetz der praktischen Vernunft. —

Alles das sagte sich Marie. Sie hatte sich erhoben und schritt unruhig auf und ab. Zuweilen warf sie einen Blick auf die Uhr.

Erbarungslos rüdt der Zeiger vor. Schon war über eine Stunde verflossen, seit Otto heimgekehrt war. Plötzlich kam ihr der Gedanke: wird er deinen Brief auch gefunden haben? — Aber ja — sonst hätte er längst an ihrer Türe geklopft . . . Er hatte den Brief gefunden und auch das Tagebuch. Jetzt las er ihre Bekenntnisse . . . Das heiße Hirn der jungen Frau malte sich seinen Zustand aus; sie versuchte, sich in ihn hineinzudenken. Wie würde sie unter gleichen Verhältnissen gehandelt haben? — Die Frage war unsinnig, sie ließ sich nicht stellen. Es gab auch keine Antwort darauf.

Sie blieb vor der Standuhr stehen, die in einem Gehäuse aus dunklem Eichenholz vernehmbar tickte. Sie verglich die Uhr mit der in ihrem Armband, die wiederum dieselbe Stunde zeigte wie jene auf dem Schreibtisch Ottos. Zehn Minuten vor fünf. . . In ihrer Brust regte sich ein leises Flattern; es war so, als wolle das verängstigte Herz davonschlüpfen . . . In ihrer Brust regte sich ein unendliches Leid, ein Schmerz, der zu einem verzweifelden Aufschrei drängte. Doch sie schrie nicht. Sie preßte die Zähne zusammen und lauschte . . . Kam er nicht? — War das nicht sein Schritt? . . . Doch! — Ein Rascheln vor der Tür . . . Es war nur ihr Hund, aber da auf der Matte schlief . . .

Zwei Minuten vor fünf . . . Ihr Antlitz veränderte sich seltsam. Es wurde zur Maske einer Niobe. Es kam eine Erstarrung über sie. Eisige Kälte durchrieselte ihre Glieder. Sie stand wie angewurzelt. Dann wandte sie sich mechanisch um und trat an ihren Gewehrschrank. Zu Füßen des hübschen Selbstspanners, den ihr Otto einmal geschenkt hatte, lag ein kleiner, fein gearbeiteter Revolver: halb so groß wie eine Hand, der Griff aus Silber und wundervoll ziseliert. Sie hatte ihn einst in Damaskus gekauft und auf allen ihren Reisen mit sich geführt. Er war geladen und enthielt drei Schüsse.

Sie nahm ihn, schloß den Schrank wieder sorgfältig und legte die Waffe auf ihren Schreibtisch. Auf dem Sessel davor ließ sie sich langsam nieder . . . Die Standuhr begann zu schnarren und schlug in tiefen Tönen fünfmal an . . .

Marie rührte sich nicht. Nur ihre Augen erweiterten sich; die Pupille wurde unnatürlich groß. Ihr bleiches Gesicht färbte sich wieder, das Blut wallte in die Wangen zurück. Noch einmal überstürzten sich die Gedanken in wilder Flucht. Großer Gott — hatte er sie denn nicht verstanden?! Fünf Uhr — das sollte die Stunde sein — der letzte Augenblick ihres Harrens. Wollte er ihren Tod?! — Das war ja unmöglich . . . auch wenn er nicht vergaß — vergeben konnte er doch! Er liebte sie, das wußte sie — liebte sie von ganzem Herzen . . . Und wenn ihm der jähe Bohn,

der plötzliche Sturz aus seinen Himmeln auch die Besinnung raubte — fand er im Tagebuch nicht die Lösung für alles Unbegreifliche? Und begriff er selbst nicht im Ungeßüm der Erregung, was diese Blätter sprachen und klagten — konnte er denn in einem einzigen Augenblick fünf langer Jahre beseligenden Glücks vergessen?! . . .

Wieder lauschte Marie. Kein Schritt — — nichts . . . Aber da . . . Ihr war, als vernehme sie einen hellen fröhlichen Schrei, ein Lallen und Stammeln . . . Das waren ihre Kinder und seine . . .

Sie schloß die Augen. Ihre Finger zuckten . . .

— — Otto war im Hause des alten Brettschneider noch Zeuge einer widerwärtigen Szene gewesen. Die Verhaftung Wanowski's schien die Wut Littmanns plötzlich gegen diesen zu lehren: er beschuldigte den Polen geifernden Mundes der Anstiftung zu der Ermordung Piepmauls. Während Wanowski mit einem höhnisch überlegenen Lächeln auf dem kaltweißen Gesicht den Haftbefehl entgegennahm und sich willig fügte, mußte der wie ein Rasender um sich schlagende Littmann gebunden werden. Vom Fenster der Bohnstube aus sah Friß den Wagen mit den Gefangenen davonfahren. Er sah auch, wie der Doppelschulze mit tief geneigtem Kopfe durch die aufgeregte Menge seinem Hause zuschritt — und da hielt es ihn nicht mehr: er stürmte hinaus — ihm war, als hätte er die Stimme Friedas vernommen, einen jauchzenden Ruf, einen Jubelschrei . . .

Langsam, wie vordem Marie, ritt Otto zum Schlosse zurück. Nun erst kam er zum Nachdenken. Bei der Infamie Littmanns war eine rasche Gedankenverbindung in ihm aufgetaucht: Wanowski war zugegen gewesen, als Herr v. Robinski am gestrigen Abend seine Verleumdungen vorgebracht hatte — durch Wanowski mußte Littmann davon, und Littmann hatte sie aufgenommen und in einem unklaren Empfinden schmähfüchtiger Klache Marie in das Gesicht gesprudelt . . . Aber jetzt kam Otto in klarere Erinnerung: hatte dieser Schuft nicht von einem „gemeinsamen Engagement“ gesprochen, ehe er seinen Haupttrumpf ausgespielt? Siedend stieg ihm das Blut zu Kopf. Er jagte auf die Rampe und sprang ab. —

Use meldete ihm den Auftrag Mariens. Kopfschüttelnd, den schweren Druck des Ungewissen im Herzen, mit einem dumpfen Ahnungsgefühl, das sich wie mit Eisenklammern um seinen Kopf legte, schritt er die Treppe hinauf in sein Arbeitszimmer. Sein erster Blick fiel auf den Brief Mariens. Er durchflog ihn und brach wie zerschmettert in dem Armstuhl vor seinem Schreibtisch zusammen.

Es war also keine Verleumdung, sondern Wahrheit: seine vergötterte Frau war eine Kunstreiterin gewesen und — und . . . Er stemmte den Kopf in die Hände und glogte in den vor ihm liegenden Brief. Da stand es: „Ich bin in die Gewalt eines Mannes geraten, der ein Verbrechen an mir beging . . .“

Er wuchtete sich so schwerfällig empor, daß eine der eichenen Armstützen des Stuhles krachte . . . Sinauf zu ihr! Sie soll selber reden! Sie soll alles gestehen — und dann fort mit ihr! Hier ist kein Raum für eine kede Abenteuerin — seine Zähne knirschten, es schwellen seine Adern — für eine Dirne! . . . Dann kam die jähe Reaktion. Die Tränen schossen in seine Augen, sie tropften heiß über die Wangen in den ergrauenden Bart . . . Sie war die Mutter seiner Kinder — und wie hatte er sie geliebt! —

Er schritt ein paarmal durch das Zimmer. Er trank ein Glas Wasser. Er versuchte, seine wahnsinnige Erregung niederzukämpfen. Er setzte sich wieder und nahm das Tagebuch zur Hand. Er las.

Er las und las. Er vergaß seine Umgebung — auch sein Herzeleid über dem unmittelbaren Interesse, das ihm diese Aufzeichnungen abnötigten. Er fühlte wohl: das war für seine fremden Augen geschrieben, war kein kokettes Spiel mit den Gefühlen, keine Novelle für ein bestimmtes Publikum; es waren stofflich Erinnerungen und reflektiv die Eindrücke einer jungen Menschenseele, die noch zwischen Höhen und Tiefen flatterte, ohne ihr Ziel zu finden. Es sprach auch nichts von Selbstgefälligkeit aus diesen Tagebuchblättern, viel eher — neben einer gewissen naiven Lebensfreude — das Bedürfnis, sich in inneren Zwiespältigkeiten zurechtzufinden, in den Gegensätzen von Stimmung und Handeln, von Objekt und Subjekt. Ein angeborenes Stiltalent hatte der Niederschrift der Gedanken Glätte gegeben; aber die Wahl des Ausdrucks vermochte doch nicht die innere Unklarheit zu verbeden, den romantischen Nebel der Empfindungen, aus dem das Bewußtsein des eigenen Wesens sich erst langsam gestalten sollte.

In diesen Blättern sah Otto die ganze seelische Entwicklung seines Weibes vor sich. Das warme Mutterherz hatte ihr immer gefehlt, der Einfluß des Vaters sich nur äußerlich, vor allem in ihren wachsenden sportlichen Neigungen kund gegeben. Sie hatte viel gelernt und war vortrefflich erzogen worden. Diese Erziehung wirkte auch nach, als sie, kaum achtzehnjährig, in den Genuß unbeschränkter Freiheit trat. Und sie genoß das Leben nach ihrem Geschmack: sie durchreiste die Welt. Nicht mit dem Badeser in der Hand, von Hotel zu Hotel, sondern wahrhaft genießend. Es war verständlich, daß in einer sich zweifellos über den Durchschnitt erhebenden Natur die Eindrücke dieser weiten

Reißen sich zu einem Weltbilde vertiefen mußten, gegen dessen Größe die landläufigen gesellschaftlichen Verhältnisse zu winziger Kleinlichkeit zusammenschrumpften. Die mutige Kaprixe, sich aus Sportpassion einem Zirkus anschließen und schließlich als Schultreiterin öffentlich aufzutreten, war der erste Bruch mit dem gesellschaftlichen Fortkommen. Aber er blieb doch nur ein äußerlicher, während die innerliche Wandlung sich erst vollzog, als Marie jenen Mann kennen lernte, dessen überlegener Geist sich ihrer noch dunkel kreisenden Vorstellungen bemächtigte und sich in das System der eigenen Lebensanschauungen zwang.

Dann kam der Rückschlag: die furchtbare Einsicht, daß jener wie ein Schurke gehandelt hatte. Nun wurde das Verlangen nach wesenhafterem Gehalt des Daseins zu stürmischer Sehnsucht. 'Ich will v o n n e u e m leben,' las Otto. Und er las weiter: 'Otto, ich liebe dich. Du mein Retter, mein Führer, mein guter Geist, ich will dir bis zum Tode dankbar sein ...'

Er saß noch vor dem Schreibtisch, den Kopf auf den Armen ruhend. Er dachte daran, was auch er ihr zu danken hatte. Er täuschte sich nichts vor, er war wahrhaftig gegen sich selbst. Sie hatte ihn aus den Niederungen des Alltags zu freierer Höhe geführt, sie hatte ihm ein unermeßliches Glück gespendet, sie hatte ihn auf der großen Walfahrt des Lebens auch kämpfen gelehrt. Was galt es, daß er den Kampf verloren, durch den sein Menschentum eine leidenschaftliche Steigerung erfahren und der ihn aus der Enge des Daseins hinausgetrieben hatte auf das offene Feld vordringender Taten — was galt das? Den unter dem Pfeilregen der Feinde Niederbrechenden hatte sie mit starken Armen umfangen und ihm frischen Mut eingefloßt; nun stand er wieder und rechte die Brust, bereit zu neuen Kämpfen und neuer rühriger Arbeit, der Mann am Werk ...

Er richtete sich auf und stützte den Kopf in die Hand. Auf dem Schreibtische lehnte ein Bild Mariens in Gesellschaftstoilette, daneben ein andres, auf dem sie ein Reitkleid trug. Diese tolle Zirkuslaune, es war nicht das Schlimmste. Wenn sie ihm das erzählt hätte, würde er vielleicht auch ein herbes Wort ernsthaften Tadel's dafür gehabt haben. Man springt nicht mit jedem Lächeln über alle gesellschaftlichen Barrieren fort; man spielt nicht ungestraft mit einem lodenden Feuer. Trotzdem ...

Er erhob sich rasch. Eine kindische Torheit 'Kunstreiterin!' — Ah, es sollte noch einer kommen mit dem schmähenden Wort! Der Schuß in morgiger Frühe würde die Lästermäuler schon zum Schweigen bringen ... Aber der Russe — o dieser Schurke! Wie er sich hineingestohlen hatte in ihre irre wandelnde Seele! ...

Otto umkrallte mit den gekrümmten Fingern etwas Unsichtbares in der leeren Luft. Schurke — Schurke!...

Es war ein schwerer Kampf. Er warf sich auf das Sofa und sprang wieder empor. Eines Verbrechens Opfer — ein Opfer! ... Und wenn sie nun log? Wenn auch ihr Tagebuch log? — Nein — nein, sie log nicht ... Er stürzte an seinen Schreibtisch und nahm ihr Bild in die Hand. Sie log nicht ... Er küßte ihr Bild. „Meine Marie,“ sagte er weich, „meine geliebte, süße Marie ...“ Es schien, als gehe ein großer leuchtender Stern, eine Gnadensonne über ihm auf, mit hellen und warmen Strahlen die wirre Trübnis seiner Gedanken teilend. Es schien ihm auf einmal, als sei sein brennender Schmerz eine Kleinheit, als müsse er sich selber an höheren Maßstäben messen — als spinne sich durch all sein Leid immer nur die schleichende Furcht vor dem Urteil der Welt. Wieder hielt er das Bild seiner Frau vor sein umflortes Auge. Wenn sie gelehrt hatte: das unererschöpfliche Glück, mit dem sie sein Leben erfüllt, war der Sühne genug.

Es war hell geworden in der Seele Ottos. Das war kein resignierender Ausgleichsversuch mit einem widrigen und verzweiflungsvollen Geschick: es war ein Durchringen zur Größe freier Menschlichkeit. Das Schicksal geht der Freiheit voran. Aber auch das Schicksal kann sich in Freiheit wandeln unter der sicheren Entfaltung einer starken Natur, die sich aus Kämpfen und Erschütterungen zurückfindet in sich selbst und im festen Halt des eigenen Wesens. —

Überlegend trat Otto an das Fenster. Ein Skandal war unvermeidlich. Das Duell mit Robinski konnte eine Warnung sein für die allzu lauten Krakeeler. Aber die Flüsternden blieben. Vielleicht war es gut, den Rat des Alten zu befolgen und sich unten in Polen ein neues Nest zu schaffen ...

Die Uhr schlug fünf. Herrgott! — Otto riß den Brief Mariens vom Schreibtisch. „Bis fünf Uhr warte ich auf dich ...“ Einen Augenblick noch blieb er wie gebannt stehen. Ihm war, als vernähme er einen hellen, fröhlichen Schrei, ein Lallen und Stammeln ... Das waren seine Kinder und i h r e ...

Der Hund Mariens, der vor ihrer Zimmertür zu schlafen pflegte, schlug an.

Wie ein Rasender stürzte Otto davon.

五

100
 101
 102
 103
 104
 105
 106
 107
 108
 109
 110
 111
 112
 113
 114
 115
 116
 117
 118
 119
 120
 121
 122
 123
 124
 125
 126
 127
 128
 129
 130
 131
 132
 133
 134
 135
 136
 137
 138
 139
 140
 141
 142
 143
 144
 145
 146
 147
 148
 149
 150
 151
 152
 153
 154
 155
 156
 157
 158
 159
 160
 161
 162
 163
 164
 165
 166
 167
 168
 169
 170
 171
 172
 173
 174
 175
 176
 177
 178
 179
 180
 181
 182
 183
 184
 185
 186
 187
 188
 189
 190
 191
 192
 193
 194
 195
 196
 197
 198
 199
 200
 201
 202
 203
 204
 205
 206
 207
 208
 209
 210
 211
 212
 213
 214
 215
 216
 217
 218
 219
 220
 221
 222
 223
 224
 225
 226
 227
 228
 229
 230
 231
 232
 233
 234
 235
 236
 237
 238
 239
 240
 241
 242
 243
 244
 245
 246
 247
 248
 249
 250
 251
 252
 253
 254
 255
 256
 257
 258
 259
 260
 261
 262
 263
 264
 265
 266
 267
 268
 269
 270
 271
 272
 273
 274
 275
 276
 277
 278
 279
 280
 281
 282
 283
 284
 285
 286
 287
 288
 289
 290
 291
 292
 293
 294
 295
 296
 297
 298
 299
 300
 301
 302
 303
 304
 305
 306
 307
 308
 309
 310
 311
 312
 313
 314
 315
 316
 317
 318
 319
 320
 321
 322
 323
 324
 325
 326
 327
 328
 329
 330
 331
 332
 333
 334
 335
 336
 337
 338
 339
 340
 341
 342
 343
 344
 345
 346
 347
 348
 349
 350
 351
 352
 353
 354
 355
 356
 357
 358
 359
 360
 361
 362
 363
 364
 365
 366
 367
 368
 369
 370
 371
 372
 373
 374
 375
 376
 377
 378
 379
 380
 381
 382
 383
 384
 385
 386
 387
 388
 389
 390
 391
 392
 393
 394
 395
 396
 397
 398
 399
 400
 401
 402
 403
 404
 405
 406
 407
 408
 409
 410
 411
 412
 413
 414
 415
 416
 417
 418
 419
 420
 421
 422
 423
 424
 425
 426
 427
 428
 429
 430
 431
 432
 433
 434
 435
 436
 437
 438
 439
 440
 441
 442
 443
 444
 445
 446
 447
 448
 449
 450
 451
 452
 453
 454
 455
 456
 457
 458
 459
 460
 461
 462
 463
 464
 465
 466
 467
 468
 469
 470
 471
 472
 473
 474
 475
 476
 477
 478
 479
 480
 481
 482
 483
 484
 485
 486
 487
 488
 489
 490
 491
 492
 493
 494
 495
 496
 497
 498
 499
 500
 501
 502
 503
 504
 505
 506
 507
 508
 509
 510
 511
 512
 513
 514
 515
 516
 517
 518
 519
 520
 521
 522
 523
 524
 525
 526
 527
 528
 529
 530
 531
 532
 533
 534
 535
 536
 537
 538
 539
 540
 541
 542
 543
 544
 545
 546
 547
 548
 549
 550
 551
 552
 553
 554
 555
 556
 557
 558
 559
 560
 561
 562
 563
 564
 565
 566
 567
 568
 569
 570
 571
 572
 573
 574
 575
 576
 577
 578
 579
 580
 581
 582
 583
 584
 585
 586
 587
 588
 589
 590
 591
 592
 593
 594
 595
 596
 597
 598
 599
 600
 601
 602
 603
 604
 605
 606
 607
 608
 609
 610
 611

11 12
13 14
15 16
17 18
19 20
21 22

11

Time
- ve
100

29

1

C28 (946) M100

834Z7

Y5

834Z7

Y5

Zobeltitz

Eine welle von drüben.

AUG 6 1949

NEW BOOK SHELF

MM Bahr (staff)

JUN 23 1952

AUG 5 1948

